

Israel startet durch, Federer zaubert, Staatslöhne explodieren, Trump bleibt Trump

DIE WELTWOCHEN

Nummer 5 – 2. Februar 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

4 194407 006904 05



Guy Parmelin, Arthur Honegger, Martin Schulz, Annie Leibovitz

DIE WELTWOCHEN

Nummer 5 – 2. Februar 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Alles über die Ski-WM
Mit Lara Gut,
Karl Frehsner, Urs Lehmann u. a.

4 194707 006904 05



Exklusive Enthüllung
Wende zum Besseren
im Asylwesen

Gesundheit
Warum Schweizer
Spitäler zu teuer sind

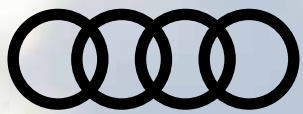
Donald Trump
Noch immer
drehen alle durch

Gesellschaft
Mütter und
Töchter

Roger Federer
Magie der
Wiedergeburt

Vorbild Israel

Was wir lernen können



Bereit für Höchstleistungen

Der neue Audi Q5

Entdecken Sie die perfekte Kombination von Eleganz und Technik – mit Lara Gut und dem neuen Audi Q5 an der Ski WM in St. Moritz. Bereit für den Moment.

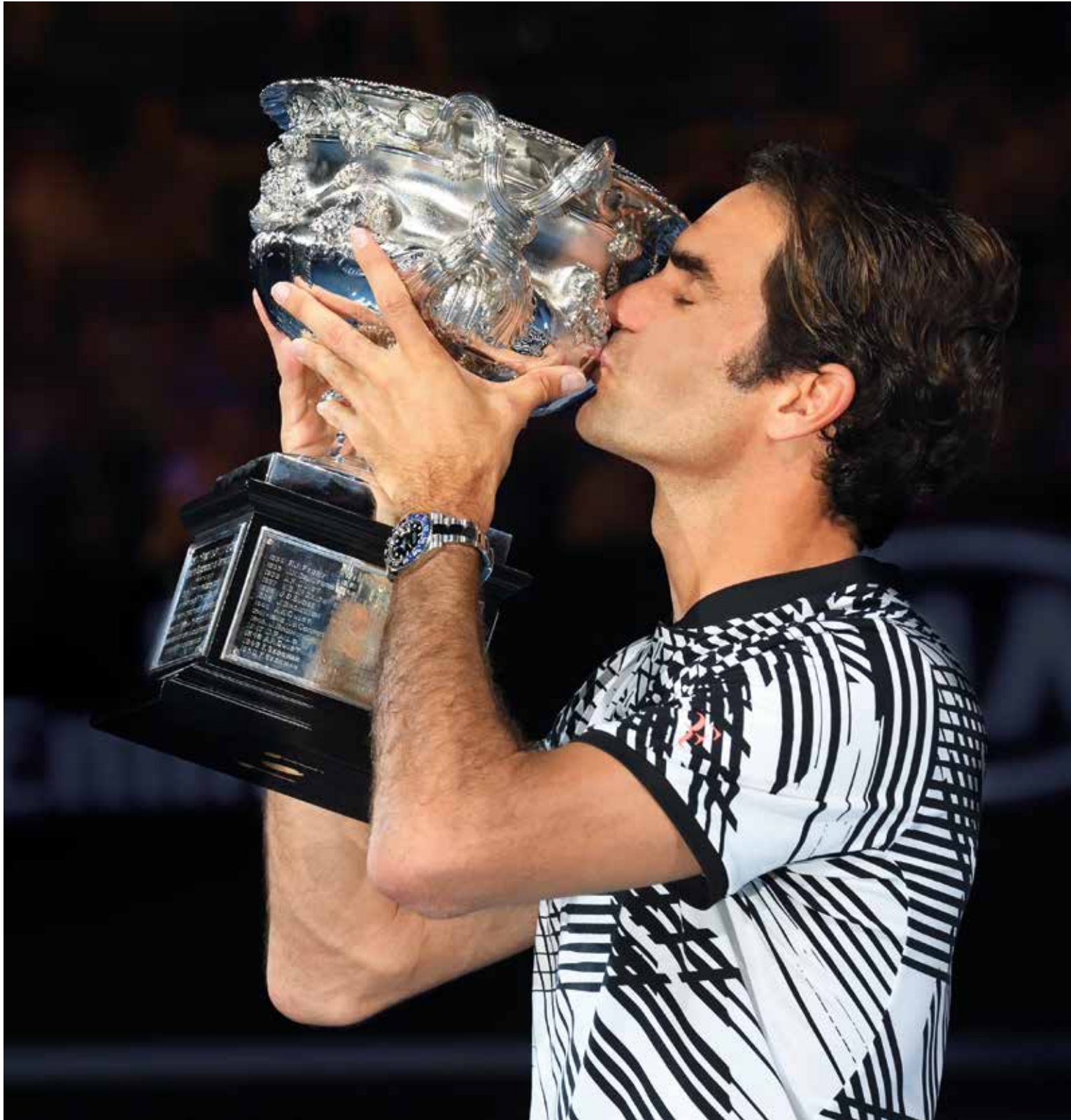


Lara Gut
Gesamtweltcupsiegerin 2015/16



audi.ch/q5





CHAMP18N

Diese Uhr ist eine Zeitzeugin. Sie hat ein fantastisches Comeback von einem der größten Sportler aller Zeiten erlebt. Nach sechs Monaten Spielpause kehrte Roger Federer zurück und siegte zum fünften Mal bei den Australian Open mit einer Leistung, die als eine der phänomenalsten in die Geschichte des Tennissports eingehen wird. Rolex gratuliert Roger Federer zu seinem historischen 18. Grand Slam®-Titel und ist stolz, ihn auch weiterhin auf seinem außergewöhnlichen Weg zu unterstützen. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL GMT-MASTER II



ROLEX



WOMEN: NEW PORTRAITS ANNIE LEIBOVITZ

ewz-Unterwerk Selnau, Zürich
28. Januar – 19. Februar 2017

ubs.com/annieleibovitz



Kostenloser Eintritt



Faszinierende Donau-Kreuzfahrten

mit dem Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra



Es het solangs het **Rabatt* bis Fr. 2500.-**
 *Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs

1 Passau–Budapest–Passau

8 Tage ab Fr. 690.-

(Rabatt Fr. 1300.- abgezogen, 12.11., Hauptdeck)

1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau Busfahrt ab Zürich Sihlquai/St. Margrethen. Einschiffung. **2. Tag Melk–Wien** Ausflug* zum Benediktiner-Kloster Stift Melk mit Weinprobe. In Wien individueller Besuch eines Heurigen oder des Praters. **3. Tag Wien** Stadtrundfahrt/-gang* durch die Kaiserstadt mit Stephansdom. Ausflug* zum Schloss Schönbrunn. **4. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang.* Ausflug* zum Opernhaus und Markthalle. Lichterrundfahrt.* **5. Tag Budapest–Visegrad** Ausflug* in die Puszta mit traditioneller Reitvorführung. Ausflug* nach Esztergom. **6. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang* mit imposanter Burg und Altstadt. Ausflug* zum Schloss Hof. **7. Tag Dürnstein** Rundgang* mit Weinverkostung. **8. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung und Busrückfahrt nach St. Margrethen/Zürich und individuelle Heimreise.

Abreisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

28.05. 500	02.07. 500	20.08. 500	24.09. 500
04.06. 500	23.07. 600	27.08. 500	22.10. 1100
25.06. 500	30.07. 600	17.09. 500	12.11. 1300

2 Passau–Donaudelta–Passau

15 Tage ab Fr. 2090.-

(Rabatt Fr. 2500.- abgezogen, 29.10., Junior Suite MD)

1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau Busfahrt. Einschiffung. Um 18.00 Uhr «Leinen los!» **2. Tag Wien** Stadtrundfahrt/-gang.* **3. Tag Ordas** Puszta-Ausflug* mit Reitvorführung **4. Tag Belgrad** Rundfahrt* mit Festung Kalemegdan. **5. Tag Eisernes Tor** Erholung an Bord. **6. Tag Bukarest** Stadtrundfahrt/-gang.* **7. Tag Donaudelta** Rundfahrt* mit Ausflugsbooten oder optional Delta intensiv.° Ausflug* Schwarzes Meer, Stadtrundgang Constanta. **8. Tag Rousse** Stadtrundfahrt/-gang.* **9. Tag Eisernes Tor** Passage **10. Tag Novi Sad** Rundfahrt/-gang.* **11. Tag Mohács** Ausflug* Pécs. **12. Tag Budapest** Stadtrundfahrt.* **13. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang.* **14. Tag Krems** Busfahrt Kloster Melk,* Ausflug* Burg ruine Aggstein. **15. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung und Busfahrt nach St. Margrethen/Zürich. Individuelle Heimreise.

Abreisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

14.05. 1000	09.07. 1000	03.09. 1000	29.10. 2500
11.06. 1000	06.08. 1000	01.10. 1500	

- 42 m² Platz für jeden Gast
- Flüsterschiff dank Twin cruiser
- Thurgau Travel Superpreis – jetzt profitieren

MS Thurgau Ultra*** – mit gutbürgerlicher Küche**

Luxusschiff für 120 Gäste. Suiten mit Dusche/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und individuell regulierbarer Klimaanlage. MD/OD mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (14 m²) und 2-Bettkabinen (12 m²) auf HD mit nicht zu öffnenden Fenstern. Junior Suiten sind 15.5 m² gross. Deluxe Suiten (22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Panorama-Salon/Theatron, kleines Wiener Kaffee, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift von MD bis OD. **Nichtraucher Schiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

Reederei/Partnerfirma: River Advice

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck	1990	3990
Mini Suite Hauptdeck	2090	4090
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2340	4590
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2540	4990
Deluxe Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2790	5490
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon	2990	5890
Queen Suite Oberdeck, mit Balkon	3490	6890
Alleinbenutzung	auf Anfrage	
Ausflugspaket (6/11 Ausflüge)	180	340

Kreuzfahrt inkl. VP, Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v. Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

Weitere Reisen mit MS Thurgau Ultra*****

- Basel–Rotterdam–Amsterdam–Basel
9 Tage ab Fr. 1090.-
(Rabatt Fr. 900.- abgezogen, 19.03., Hauptdeck, Vollpension)
- Basel–Miltenberg–Regensburg–Passau
9 Tage ab Fr. 890.-
(Rabatt Fr. 1100.- abgezogen, 19.11., Hauptdeck, Vollpension)
- Basel–Köln–Basel
6 Tage ab Fr. 590.-
(Rabatt Fr. 400.- abgezogen, Hauptdeck Vollpension)

Deluxe Suite (22 m²) franz. Balkon



Eisernes Tor, Djerdap Schlucht



Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

Israel steht immer wieder in den Schlagzeilen, oft kritisch. Dabei ist das Land auf vielen Gebieten ein Vorbild. Im Kampf gegen den Terror spielt es gar eine Vorreiterrolle. Massnahmen, die Israel zum Schutz vor Terror ergriffen hat, werden weitherum kopiert – oft auch von denjenigen, die diese Mittel zuvor gerügt haben. Wegweisend bei der Entwicklung und Anwendung neuer Technologien ist das Silicon Wadi in Tel Aviv. Die Art und Weise, wie sich der Kleinstaat auf der internationalen Bühne selbstbewusst für seine Interessen einsetzt, müsste auch für die Schweizer Diplomatie ein Lehrstück sein. **Seite 22–27**

SRF-Moderator Arthur Honegger und *Weltwoche*-Kulturchef Rico Bandle haben beide ihre journalistische Laufbahn bei der Boulevardzeitung *Blick* begonnen. Honegger wechselte später zum Schweizer Fernsehen, wurde USA-Korrespondent und schreibt als Amerika-Experte Bücher und Kolumnen. Trotz intensiver Beschäftigung mit dem Land hat sich Honegger wie so viele Journalisten beim Phänomen Trump gründlich verschätzt. Was ist schiefgelaufen? Nach zwölf Jahren hat Bandle seinen einstigen Kollegen erstmals wieder getroffen, um mit ihm über Irrungen und Schwierigkeiten bei der Trump-Berichterstattung zu diskutieren. **Seite 36**

Seit Jahren wollte ihm Redaktor Alex Baur diese Frage stellen: «Was geht eigentlich im Kopf eines Milliardärs vor, wenn er auf dem Weg zur Arbeit durch die Armenviertel von Lima fährt?» Gemäss *Forbes* gehört Carlos Rodríguez Pastor zu den reichsten Männern Lateinamerikas. Ansonsten war bislang wenig bekannt über den öffentlichkeitsscheuen Peruaner. Mit viel Geduld und dank persönlichen Beziehungen – er selber lebte und arbeitete mehrere Jahre in Südamerika – gelang es Baur schliesslich, den Tycoon für ein Treffen am Rand des World Economic Forum in Davos zu gewinnen. Vereinbart waren dreissig Minuten – am Ende dauerte das Gespräch über eine Stunde. Rodríguez Pastor stellte sich auch kritischen Fragen mit erstaunlicher Offenheit – und lieferte oft überraschende Antworten. **Seite 48**



Tycoon: Rodríguez Pastor (l.), Baur.



Legendäres Duell: Dana Rohrabacher.

Trump hält wacker Wort. Im Akkord löst er Wahlversprechen ein, und der Welt, allen voran der europäischen, verschlägt es den Atem. Hemmungslos geben Promis und Journalisten ihre Abscheu vor dem US-Präsidenten zum Besten. Mordaufrufe und Nazi-Vergleiche sind schon fast normal geworden. Jenseits von Jubel und Verdammung dokumentiert die *Weltwoche*, was Trump tatsächlich getan oder gesagt hat (**Seite 17**). Wir analysieren seine neuen Massnahmen gegen den Terror (**Seite 18**). Rico Bandle protokolliert die grössten Entgleisungen der Trump-Kritiker (**Seite 37**). Alt Botschafter Paul Widmer hinterfragt die Haltung des Bundesrates, der sich wacker am Trump-Bashing beteiligt (**Seite 19**). Schliesslich blicken wir mit Zuversicht in die Zu-

kunft. Dana Rohrabacher, einst kalter Krieger an der Seite Ronald Reagans, erforscht bei den Russen Möglichkeiten einer Aussöhnung. Urs Gehrigger hat den Surfer und Kongressabgeordneten auf dem Capitol Hill getroffen, wo er von seinem legendären Duell mit Wladimir Putin erzählte. **Seite 44**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrigger (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die unbequeme Stimme der Vernunft.

Die *Weltwoche* hat sich immer leidenschaftlich für die Schweiz eingesetzt. Dieses Engagement steht hinter dem kritischen, fundierten Qualitätsjournalismus dieser Zeitung. Sie deckt Missstände auf, damit diese behoben werden – ungeachtet von Parteien und Personen. Die *Weltwoche* bemüht sich, eine unbequeme Stimme der Vernunft zu sein. Überzeugen Sie sich selbst.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01

Probeabo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–



Trump ist kein Schweizer

Neutrale Distanz nach allen Seiten bleibt das beste Rezept.

Von Roger Köppel

Donald Trump meint es ernst. Der neue US-Präsident spielt alle schwindlig, Freund wie Feind. Er baut die Mauer gegen Mexiko. Er verhängt Einreisesperren gegen muslimische Problemstaaten.

Wir wissen nicht, was seine Kraftrhetorik im Südchinesischen Meer anrichtet. Merkwürdige Welt: Der chinesische Präsident lässt sich öffentlich als Freiheitsheld des unbegrenzten Handels feiern, während Trump, der Amerikaner, als Finsterling der Selbstabschottung gilt.

Nur so nebenbei: China ist immer noch eine kommunistische Diktatur, wenn auch eine von kompetenten Mandarinen gesteuerte.

Trumps Gegner vergessen sich derweil. Madonna denkt über die Sprengung des Weissen Hauses nach. Wie unter Drogen, wittert die Schauspielerin Ashley Judd «Hitler auf den Strassen Washingtons», nur der Schnauz sei ersetzt worden durch ein «blondes Toupet».

Auffällig schweigen die Journalisten. Hätten die rechten Kritiker Obamas so geredet, die Medien hätten sie in der Luft zerfleischt.

Die durchgeknallten Proteste offenbaren neben der Doppelmoral vor allem eines: Trump haucht sogar der darniederliegenden Linken wieder etwas Leben ein. Man darf den Krawallwert dieses Präsidenten für seine Gegner nicht unterschätzen. Die nichtendenwollenden Demonstrationen bezeugen es.

Allein Trumps Aktivismus provoziert. Man hat sich daran gewöhnt, dass Politiker vor allem ihre eigene, umfassende Wirkungslosigkeit begründen.

Trump, das ist der radikale Gegenentwurf zu dieser steifgefrorenen Politik des schönen Figurenreitens an Ort. Er packt an und greift durch, ja er begeht das schlimmste Kapitalverbrechen in den Augen seiner Feinde: Er setzt seine Wahlversprechen um.

Trumps Gegenteil ist Kanzlerin Angela Merkel. Sie beherrscht die Kunst der unsichtbaren Führung. Sie lässt die Probleme auf sich zukommen, sitzt sie aus, lenkt sie um ins Lager ihrer Gegner, denen sie sich biegsam angleicht.

Ihre Waffe ist die Geduld. Nie käme es ihr wie Trump in den Sinn, einen unbotmässigen Restaurantkritiker mitten in der Nacht per Twitter heimzusuchen.

Trump ist Action, pures Handeln. Merkel wartet ab, sie handelt nicht. Als man sie fragte, warum sie eine Million Migranten ins Land gelassen habe, gab sie gummiweich zurück, das



«Trump plustert sich auf, Merkel ist unfassbar.»

habe doch nicht sie entschieden, die Migrantenwelle sei wie ein Naturereignis angerollt.

Trump plustert sich auf, Merkel macht sich unfassbar. Der Aktivist im Weissen Haus ist Weltmeister in der Herstellung von Feinden, die Kanzlerin zeigt kaum Angriffsflächen. Der eine will bewundert, die andere will unterschätzt werden.

Überrumpeler Trump bevorzugt den Blitzkrieg. Merkel ist die zähe Ausdauersportlerin der Politik, opportunistisch aus Überzeugung, hochintelligent, auch klug, zutiefst deutsch und frei von jener aufgeblasenheit, über die noch alle ihrer männlichen Gegner stürzten.

Trump und Merkel markieren zurzeit die beiden gegensätzlichsten Pole der Politik im

Westen. Welches Modell sich durchsetzt, vielleicht beide, wird man sehen.

Und wo steht die Schweiz? Wir brauchen uns an keinem von beiden ein Vorbild zu nehmen. Deutschland ist ein interessantes Land, das dank der fehlerbehafteten Stützkonstruktion EU den Verhängnissen der eigenen Geschichte entkam. Die Schweiz hat eine ganz andere Identität und historische Erfahrung.

Trumps Amerika wiederum ist Amerika, derzeit etwas schrill übersteuert. Die Weltmacht fühlt sich von fast allen über den Tisch gezogen. Ein kurioses Bild: Die Supermacht bejammert ihr angebliches Zukurzgekommenheit, und Trumps nationaler Narzissmus soll die eingebildete Krankheit heilen.

Gut, dass zwischen Washington und Bern ein Ozean und ein paar Berge liegen.

Rückzug auf die Scholle ist kein Weg. Die Schweiz setzt auf Freiheit und Freihandel, auf kontrollierte Offenheit. Wir arbeiten mit möglichst vielen Ländern zusammen, aber wir lassen uns weder einrahmen noch anbinden. Das ist nicht Isolation, sondern Beweglichkeit, Vernunft – das Gesetz des Überlebens.

Man muss nicht so weit gehen wie Trump, der «so viel Wut auf dieser Welt» erkennt. Offensichtlich ist, dass wir in rauen Zeiten leben. Die EU serbelt. Allenthalben drückt das Unbehagen durch, die Politik im Westen gehe in die falsche Richtung.

Vor allem den Linken schwimmen die Felle davon. Die bürgerlichen Parteien sehen sich von rechts bedroht. Der Verlust von Marktanteilen produziert Gereiztheit bei den schlechten Verlierern.

In der allgemeinen Aufgekratztheit ist die Schweiz ein ruhender Pol. Es bringt nichts, wenn Bundesräte in die Aufgeregtheit einstimmen. Hat die Welt auf das gewartet, was Leuthard oder Burkhalter über Trumps politische Manöver denken? Ist es klug, wenn die Schweiz als Moraltante interveniert und damit nur jene Staaten nervt, mit denen wir sachlich verkehren sollten?

Stillsitzen, im Zweifelsfall schweigen. Das ist das Wesen unserer Aussenpolitik.

Wenn sich draussen die Auseinandersetzungen zuspitzen und die Fronten verhärten, bleibt der Kleine, Bewegliche im Vorteil. Noch nie in den letzten Jahrzehnten war die Wahrung von Selbstbestimmung und Unabhängigkeit so wichtig.

Freiheit heisst auch: Nicht auf den Staat kommt es an in anspruchsvollen Zeiten. Die Politik soll die Bürger und die Unternehmen entlasten, die Steuern senken, die Regulierungen beseitigen. Offenheit ja, aber nicht Öffnung für alles und jeden.

Der Blick ins Ausland verdeutlicht die eigenen Stärken.

Der Schweiz geht es besser, solange sie die Schweiz bleibt. Frei, ungebunden, selbstbestimmt. Und neutral nach allen Seiten.

Gelenkprobleme soll man nicht auf die leichte Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Schonzeit abgelaufen: Guy Parmelin. Seite 32



Ganz besondere Liebesgeschichten: Seite 52



«Es liegt in meiner Natur, meine Meinung offen zu sagen – als Mensch wie als Sportlerin.»

Lara Gut, Skirennfahrerin: Seite 54

Kommentare & Analysen

- 11 Editorial
- 15 **Kommentar**
Der grosse Schulterchluss
- 15 **Im Auge**
Richard Williams, Tenniscoach
- 16 **Wirtschaft** Exportmaschine
- 16 **Medien** SRF macht NZZ
- 20 **Personenkontrolle** Fluri, Fäh, Gomm, Badran, Beutler, Künzle etc.
- 21 **Nachruf** John Hurt
- 28 **Mörgeli** Aepplis krimineller Sumpf
- 28 **Bodenmann** Fremde Einrichter
- 29 **Medien** Heute mal schlechte News
- 29 **Die Deutschen** System Schunker
- 46 **Brief aus Berlin**
Der Retter aus Würselen

Inland

- 19 **Wie neutral muss der Bundesrat sein?**
Fragwürdige Kritik an Donald Trump
- 22 **Vorbild Israel** Was die Schweiz vom Kleinstaat lernen kann
- 24 **Silicon Wadi**
Innovationen-Weltmacht Israel
- 26 «Scheitern ist in Israel kein Makel»
Investor Daniel Gutenberg
- 27 **Leichte Bewölkung**
Das Verhältnis Schweiz–Israel
- 30 **Kostgänger der öffentlichen Hand**
Traumsaläre für Chefbeamten
- 31 **Sozialwerke**
Die heimliche Kostenexplosion
- 32 **Selbstverteidigungsminister**
SVP-Bundesrat Guy Parmelin
- 33 **USR-III-Kampagne**
Volk gegen Elite

- 34 **Zurück nach Eritrea**
Überraschendes Urteil aus St. Gallen
- 35 **Justiz**
Strassburg gegen die Schweiz
- 36 **Strahlemanns Schlagseite**
SRF-Moderator Arthur Honegger
- 40 **Besser als Social Media**
Landsgemeinden als Gegenkonzept
- 41 **Protz und Pomp**
Ex-Bundesbeamter Rudolf Dieterle

Ausland

- 17 **Sümpfe und Mauern**
Amy Holmes über Trumps Woche
- 18 **Trump im Feuersturm**
Fakten zum neusten Debakel
- 37 «Kann ihn jemand erschliessen?»
Hemmungslose Abscheu vor Trump
- 44 **Trump's Arm nach Moskau**
Dana Rohrabacher, Republikaner
- 47 **Alternative für Europa**
Österreichs Aussenminister Kurz

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 **Kliniken auf falschem Kurs**
Zu viele, zu teuer
- 39 «Unsere Spitäler sind zu klein»
Gesundheitsökonom Stefan Felder

Interview

- 48 «Wir können nicht auf den Staat warten» Carlos Rodríguez Pastor, peruanischer Unternehmer

St. Moritz Ski-WM 2017

- 54 **Inhalt** Gespräche, Porträts und Hintergründe zur Ski-WM

Kultur & Gesellschaft

- 42 **Roger Federer**
Ed Smith über den Champion
- 52 **Mamma mia!**
Drei Mutter-Tochter-Paare erzählen
- 68 **Erasmus von Rotterdam** «Kommt doch endlich wieder zur Vernunft!»
- 71 **Aufruf zur Besinnung**
Literat Carl Spitteler (1845–1924)
- 72 **Die Moral der Sieger**
Schriftsteller Bernard Cornwell
- 74 **Das Paar, das sich die Freiheit nahm**
Philosoph John Stuart Mill
- 75 **Brüche einer Epoche**
Schlüsseltexte berühmter Literaten
- 77 **Unterleibsbekömmlich**
Soll ich lesbisch werden oder vegan?

Rubriken

- 66 **Ikone der Woche** Annie Leibovitz
- 70 **Die Bibel** Fehlbesetzung?
- 73 **Sprache** Im Tessin
- 76 **Jazz** Craig Taborn
- 76 **Knorr** «Hidden Figures»; «Loving»
- 77 **Fernsehkritik** «SRF Börse»
- 78 **Thiel** Demokratie
- 78 **Namen** Zugpferd Glamour
- 78 **Fast verliebt** Mami, ledig, sucht
- 79 **Unten** durch Ein Omen
- 80 **Wein** Fred Loimer: Lenz 2015
- 81 **Auto**
Toyota C-HR AWD Premium
- 82 **Darf man das? / Leserbrief**

Herausgefordert: Glokalisierung

Zurich Economic Impulse

29./30. März 2017

Gottlieb Duttweiler Institute



Programm 29. März 2017

- 12:00 Uhr Zmittag mit den Bundesratsparteien
- 14:00 Uhr Tomáš Sedláček, Tschechischer Ökonom und Bestsellerautor
- 14:30 Uhr Peter Grünenfelder, Direktor Avenir Suisse
- 15:00 Uhr Zwischen Freiheit und Sicherheit:
Die Digitale Transformation
- 16:00 Uhr Cybersecurity: Ist Ihr Unternehmen vorbereitet?
- 17:15 Uhr Wirtschaftswachstum Schweiz - 4 Perspektiven
- 18:00 Uhr Bundesrat Ueli Maurer, Vorsteher Eidgenössisches
Finanzdepartement EFD
- 18:30 Uhr Apéro, Tessiner Abend und Znacht im GDI

Programm 30. März 2017

- 08:00 Uhr Zmorgä-Club – Erfolgsgeheimnisse
- 09:15 Uhr Andréa Maechler, Mitglied des Direktoriums,
Schweizerische Nationalbank
- 09:45 Uhr Filippo Leutenegger, Stadtrat Zürich
- 10:45 Uhr China im Fokus – Erfahrungsberichte
erfolgreicher CEO's
- 11:30 Uhr Willkommen in der Boutique der Welten
- 13:45 Uhr Finanzplatz Schweiz: Quo vadis?
- 14:30 Uhr Sicherheit als Voraussetzung für einen starken
Wirtschaftsstandort
- 15:00 Uhr Nigel Farage, UKIP Mitglied im
Europäischen Parlament

Im Anschluss Verleihung der KPMG M&A Awards

Detailliertes Programm und Anmeldung:
www.zeimpulse.ch

Strategische Main Partner
Emil Frey AG und KPMG Schweiz



Co-Partner
SIX Gruppe



Akademischer Partner
Hochschule Luzern – Wirtschaft



Knowledge Partner
Gottlieb Duttweiler Institute



Medienpartner
Handelszeitung



Medienpartner
Die Weltwoche





ENTDECKEN SIE JETZT DIE NEUE BILANZ!

**Jeden Monat: Die wichtigsten Köpfe,
noch mehr Exklusivität, Recherche
und Top-Rankings**

Am Kiosk oder Abo bestellen unter: www.bilanz.ch/abo

Der grosse Schulterschluss

Von René Zeller — Selten ist die bürgerliche Schweiz kompakter aufgetreten als im Kampf für die Unternehmenssteuerreform III. Daran ändern vereinzelte Abweichler nichts.



«Pöstler beisst Hund»: Steidle (FDP).

Man reibt sich die Augen. Seit die ehemalige Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf ihre Attacke gegen die von ihr selber konzipierte Unternehmenssteuerreform III (USR III) geritten hat, scheint die Eintracht im bürgerlichen Lager wie weggeblasen. Die linksalternative *Wochenzeitung* jedenfalls diagnostizierte jauchzend einen «Aufstand der Bürgerlichen». Als Kronzeugin gefeiert wurde unter anderem die freisinnige Bieler Finanzdirektorin Silvia Steidle, die bereits im Dezember der *Woz* ihr Katastrophenszenario anvertraut hatte.

Mit Verlaub: Der von links herbeigeschriebene Dissens im Abstimmungskampf gemahnt an *fake news*. Tatsache ist, dass eine Allianz hinter der Unternehmenssteuerreform III steht, die breiter und kompakter nicht sein könnte. Das ist insofern erstaunlich, als sich im Disput um die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative die bürgerlichen Parteien noch vor wenigen Wochen hätten Gift geben können. Jetzt aber zelebrieren Exponenten von SVP, FDP, CVP, Grünliberalen und BDP in Inseraten, Testimonials und sonstigen Statements überparteiliche Eintracht in einer Dimension, die verblüfft.

Hallenbäder schliessen?

Gleichwohl drängt es gewisse Medien, einzelnen bürgerlichen Dissidenten mehr Gehör zu

schenken, als ihnen gebührt. Die Bieler Finanzdirektorin Steidle, ehemals Sprecherin von Bundesrat Ueli Maurer, zeichnet rabenschwarze Szenarien an die Wand (Hallenbäder müssten aufgrund von Steuerausfällen geschlossen und Schulklassen vergrössert werden). Vergessen geht dabei, dass die Delegierten ihrer eigenen Partei, der FDP, einstimmig die Ja-Parole zur USR III gefasst hatten. Und wenn Eveline Widmer-Schlumpf findet, die Vorlage sei aus dem Lot geraten, so ist ihre eigene Partei, die BDP, damit ganz und gar nicht einverstanden.

Das Referendum gegen die Unternehmenssteuerreform III stammt aus der Küche von SP und Gewerkschaften; die Grünen kochen artig mit. Die Nein-Kampagne basiert auf klassenkämpferischem Vokabular (Grossaktionäre profitieren; undurchsichtige Trickserien; Steuerbeschiss). Weil solche Plattitüden im bürgerlichen Lager nicht zwingend verfangen, sind skeptische Stimmen jenseits der Linken nur allzu willkommen.

Das ändert aber nichts daran, dass die Fronten klar sind: Die bürgerlichen Parteien stehen dezidiert hinter der Vorlage, weil diese den Erfolg des Wirtschaftsstandorts Schweiz mittelfristig sichert. Der Grünliberale Martin Bäumle spricht in seiner Funktion als Finanzvorstand der Stadt Dübendorf zu Recht von einer deplatzierten Angstkampagne der Linken. Der heutige BDP-Nationalrat und einstige Berner Finanzdirektor Urs Gasche irrt nicht, wenn er betont, die Steuerreform diene dazu, neue Firmen anzusiedeln und Arbeitsplätze zu schaffen.

Dissonante Solistinnen

Man könnte unzählige weitere Stimmen aus SVP, FDP, CVP, BDP und Grünliberalen anführen, die in den harmonischen Chor der Befürworter einstimmen. Das ist aber weniger sexy, als dissonante Solistinnen wie Silvia Steidle oder Eveline Widmer-Schlumpf ins mediale Rampenlicht zu rücken und zu beklatschen. «Pöstler beisst Hund» ist eben spannender als «Hund beisst Pöstler».

Auch wenn der Kampf um die USR III in der Schlussphase verquere Züge angenommen hat, bleibt unter dem Strich festzuhalten: Bundesrat, Wirtschaftsverbände, Kantone und bürgerliche Parteien sind sich beileibe nicht immer einig. In dieser steuerpolitischen Ausmarchung, die von erheblicher Bedeutung für die Prosperität der Schweiz ist, haben sie aber zueinandergefunden. Nicht halbherzig, sondern in überzeugender Geschlossenheit.

Vater, Trainer, Täter



Richard Williams, Tenniscoach.

Er würde Venus und Serena nicht mehr im Krabbelalter zu trainieren beginnen, gestand Richard Williams später, als er der erfolgreichste Frauentennis-Coach der Welt war. Das sei ein Rennen um ihr Leben gewesen, Flucht aus dem Getto. Er wuchs in Shreveport, Louisiana, auf, Sohn eines mausarmen Landpächters, und überall bekam er von den Weissen Hiebe und zahlte zurück, mit Diebstählen, mit Schüssen aus gestohlenen Waffen. Er wurde unzählige Male verhaftet, und dennoch machte er seinen Highschool-Abschluss und zog nach Compton, ein Elendsviertel von Los Angeles. Seine erste Familie mit fünf Kindern liess er sitzen. Im Fernsehen sah er zwei Tennis spielende weisse Mädchen und war sehr beeindruckt vom Check mit einigen Nullen, den die Siegerin bekam. Er nahm Tennisstunden bei einem Kerl namens «Old Whiskey». Und schrieb einen Trainings- und Karriereplan von 78 Seiten für Venus, 5, und Serena, 4, und das Verrückte daran war, dass seine Vision aufging.

Die Mädchen wurden die besten Spielerinnen der Welt, gerade standen sie sich in Melbourne wieder im Final gegenüber, die robuste Serena, die Siegerin und hundertfache Millionärin, gegen die fragile Venus. Tennisväter stehen unter Generalverdacht der Kinderschinderei und Ausnützung. Jennifer Capriati endete als Ladendiebin und Kokserin, Mary Pierce zerbrach an den Prügeln Papas, Steffi Grafs grössenwahnsinniger Vater kam ins Gefängnis. Die Williams-Sisters sagen, sie hätten eine normale Kindheit erlebt im Tennis-Internat in Florida. Dann begann der Wanderzirkus der Teenager unter ihrem Drillmeister. Ihre Mutter liess sich mit drei gebrochenen Rippen von Richard Williams scheiden, der eine Neue heiratete, die so alt ist wie Venus; irgendwann nabelten sich die Tennisgöttinnen von ihrem Schöpfer ab. Er interessiert sich jetzt für Fotografie. Vor zwei Jahren überstand er einen Schlaganfall. Ein glückliches Leben. Vielleicht liegt es am Namen: Ein Richard Williams überlebte 1912 den Untergang der «Titanic» und wurde danach US-Tennismeister. *Peter Hartmann*

Exportmaschine

Von Beat Gygi — Die Schweizer Aussenwirtschaft ist stärker denn je, vor allem Chemie und Pharma.

Die Schweizer Wirtschaft hat 2016 für gut 210 Milliarden Franken Waren exportiert, so viel wie vorher nie in einem Jahr. Auf einen Rekordwert stieg auch die Differenz zwischen Exporten und Importen, der Handelsbilanzüberschuss summierte sich auf gut 37 Milliarden Franken. Die Schweiz hat sich zur Exportmaschine entwickelt, wie man das vor zehn Jahren kaum erwartet hätte – und vor allem, wie es nach der Aufhebung des Euro-Franken-Mindestkurses nicht für möglich gehalten wurde. Die wichtigsten Kräfte sind die Branchen Chemie und Pharma, um fast zehn Milliarden Franken haben ihre Ausfuhren zugelegt.

Die Schweiz wird zunehmend von Erfolgen in Chemielabors und der Pharmaforschung getragen, also von Tätigkeiten, die normale Leute weniger direkt sehen und hören als das Treiben der Maschinen- und Metallindustrie, welche die traditionelle Exportwirtschaft verkörpert. Auch in der öffentlichen Diskussion ist die Maschinen- und Metallindustrie besser zu vernehmen als die Chemie- und Pharma-Branchen – etwa im Zusammenhang mit dem Euro-Franken-Wechselkurs. Die Maschinenbauer betonen weiterhin, der Euro-Kurs sei im Grunde zu niedrig für Schweizer Exporteure, der Franken zu stark, wogegen von Pharma-Leuten wenig dazu zu erfahren ist.

Gutgelaunte, aufgepasst

Dafür haben diese gehandelt. Chemie- und Pharmafirmen haben 2016 nicht nur den überwiegenden Teil zur Exportsteigerung, sondern auch den Hauptteil (70 Prozent) zum Importwachstum beigetragen. Das heisst, dass diese in grossem Stil von der erhöhten Kaufkraft des Frankens profitierten, so dass die Wechselkurse für sie bereits einigermassen im Lot sein dürften. Da diese Unternehmen der internationalen Konkurrenz ausgesetzt sind, kann man sich zudem darauf verlassen, dass sie diese Vorteile nutzen, um ihre wirtschaftliche Fitness zu steigern.

Für die normalen Leute sieht das anders aus. Diese haben zwar auch gehandelt und den starken Franken eingesetzt, um günstig Importgüter zu kaufen. Aber das, was sie dank höherer Kaufkraft herausgeholt haben, können sie kaum wirklich für sich behalten. Die anhaltende Ausdehnung des öffentlichen Sektors will finanziert sein. Mit steigenden Sozialkosten wächst der Staat sogar schneller als die Wirtschaft. Es besteht die Gefahr, dass er die gute Laune der Bürger nutzt, um ihnen zusätzliches Geld abzunehmen.

SRF macht «NZZ»

Von Rico Bandle — Für ein paar Gratis-Videos setzt die *Neue Zürcher Zeitung* ihre Unabhängigkeit aufs Spiel. Die SRG lacht sich ins Fäustchen.

Schon Kindern bläut man ein, Vorsicht walten zu lassen bei Geschenken von Fremden. Auch später noch ist die Warnung vor dem *free lunch* überall präsent: jenem Gratis-Mittagessen, das sich am Ende als kostspielig herausstellt. Gegen die Verführungskraft des vermeintlich kostenlosen Angebots ist trotzdem kaum jemand gefeit.

Nun hat es die *Neue Zürcher Zeitung* erwischt. Seit einigen Tagen veröffentlicht das altehrwürdige Blatt Videos des Schweizer Radio und Fernsehens (SRF) auf seinem Online-Nachrichtenportal. Die Zeitung übernimmt die Filmchen – kostenlos, wie die NZZ dem Branchenportal *Persoendlich.com* bestätigte. Zurzeit läuft noch eine Testphase, ist diese erfolgreich, so überweist die NZZ der SRG in Zukunft immerhin einen bescheidenen Beitrag für den Transfer der Filme.

Die Idee für die Videos stammt nicht etwa von der NZZ. Die SRG ist Ende letzten Jahres auf das Medienhaus an der Zürcher Falkenstrasse zugegangen. Offiziell, weil sie mit solchen Angeboten «den Medienplatz Schweiz stärken» will. Doch so selbstlos, wie sie sich gibt, ist die SRG natürlich nicht. Generaldirektor Roger de Weck unternimmt seit Jahren grosse Anstrengungen, die privaten Medienhäuser unter dem Stichwort «Coopetition» an die SRG zu binden – und sie damit von sich abhängig zu machen. Die Bindung erfolgt vor allem über die Werbeermarktungsfirma Admeira, wo der Ringier-Verlag bereits dabei ist, aber auch über inhaltliche Kooperationen.

Willfähige Türöffner

De Weck geht auf seinem Eroberungszug geschickt vor. Sämtliche Online-Portale dürsten nach Bewegtbildern, Videos sind die Zukunft der Online-News. Sie sind aber auch teuer herzustellen. Schon früher gab es Vorstösse, die gebührenfinanzierte SRG solle ihr filmisches Rohmaterial den privaten Medien kostenlos zur Verfügung stellen, damit diese daraus eigene Beiträge erstellen können. Eine solche Regelung wäre durchaus bedenkenswert.

Jetzt aber liefert die SRG nicht einfach Rohmaterial, sondern fünf bis zehn fertige Videobeiträge täglich, die gemäss Vereinbarung nicht verändert werden dürfen. Damit gibt die NZZ einen Teil ihrer redaktionellen Unabhängigkeit ab – ein hoher Preis für die kostenlosen Videos. Zudem ist das

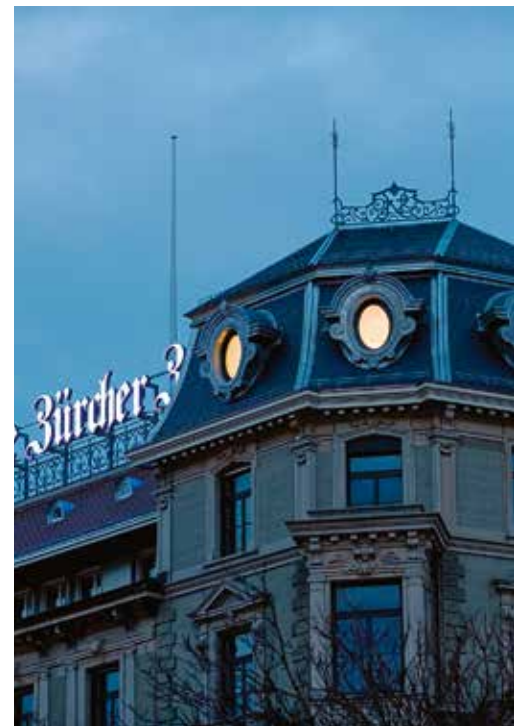
SRF-Logo bei den Videos so prominent eingeblendet, dass man als Zuschauer auf die Idee kommen könnte, es handle sich um SRF-Werbung.

Ob ein Medium, das sich von der SRG mit journalistischen Beiträgen beschenken lässt, noch ausreichend kritisch über die SRG berichtet, ist gerade angesichts der bevorstehenden «No-Billag»-Initiative eine nicht unerhebliche Frage.

Die Expansion geht weiter

Die Nachrichtenfilmchen auf der NZZ-Seite sind erst der Anfang. SRG-Sprecher Daniel Steiner erklärt auf Anfrage, dass weitere Online-Portale das Material zu übernehmen gedenken. Voraussichtlich folge nächstens die *Blick*-Gruppe, mit anderen Medienhäusern seien Gespräche im Gange. Möglicherweise zeigen also bald sämtliche Schweizer Nachrichtenportale dieselben SRG-Filmchen – eine eigenartige Vorstellung von Medienvielfalt und Stärkung des Medienplatzes.

Selbst wenn die NZZ nach der dreimonatigen Testphase auf eine Weiterführung des Angebots verzichten sollte, so war das traditionsreiche Medienhaus dennoch Türöffner für den weiteren Vormarsch der SRG. Die NZZ, man kann es nicht anders sagen, ist der SRG auf den Leim gegangen.



Als wäre es Werbung: Neue Zürcher Zeitung.



Sümpfe und Mauern

Die Medien überbieten sich mit schrillen Kommentaren zu Donald Trump. Jenseits von Jubel und Verdammung dokumentiert die *Weltwoche* an dieser Stelle, was der neue US-Präsident tatsächlich getan oder gesagt hat.

1. Abbau der Regulierung

Für jede neue Regulierung müssen Bundesbehörden künftig zwei bestehende Vorschriften abschaffen. Sie werden darüber hinaus angewiesen, darauf zu achten, dass neue Regulierungen in diesem Fiskaljahr kostenneutral sind. Anmerkung: Niemand kennt die genaue Zahl von Bundesbehörden. Die Schätzungen reichen von 60 bis über 300.

2. «Den Sumpf trockenlegen»

Neuernannte Regierungsvertreter dürfen fünf Jahre nach ihrem Ausscheiden aus der Trump-Administration keine Lobbyisten-Tätigkeit ausüben. Zwei Jahre lang dürfen sie keine Lobbyisten vermitteln. Anders ausgedrückt: Sie dürfen für Lobbyisten keine Treffen oder Kontakte zu Regierungsbehörden vermitteln. Sie verpflichten sich ausserdem, lebenslang keine offiziell registrierte Lobby-Aufgabe für eine ausländische Regierung oder für eine ausländische Partei zu übernehmen. Anmerkung: In der neuen Administration werden etwa 4000 Posten neu besetzt.

3. Einreisemoratorium

Die Einreise von Bürgern aus sogenannten Sorgenländern in die USA wird neunzig Tage lang untersagt. Dabei handelt es sich um den Iran, den Irak, Syrien, Libyen, den Sudan, den Jemen und Somalia. Inhaber von Green Cards und von Daueraufenthaltsgenehmigungen dürfen in die Vereinigten Staaten zurückkehren. Ausländer, die im Besitz diplomatischer oder von der Nato ausgestellter Visa sind, dürfen ebenfalls einreisen. Das Flüchtlingsumsiedlungsprogramm der Vereinigten Staaten wird für 120 Tage ausgesetzt. Das syrische Flüchtlingsprogramm wird auf unbestimmte Zeit ausgesetzt. Das Heimatschutzministerium muss dem Präsidenten binnen dreissig Tagen eine Überprüfung des Kontrollverfahrens für Reisende aus diesen sieben Ländern vorlegen und erklären, welche Informationen erforderlich sind, um diese Personen gründlich zu überprüfen. Anmerkung: Ex-Präsident Barack Obama mischte sich ein. Sein Sprecher teilte über Twitter mit, dass Obama «die Diskriminierung von Personen aufgrund von Glauben oder Religion grundsätzlich ablehnt».

4. Mauerbau

Präsident Trump hat die unverzügliche Errichtung einer Mauer entlang der Südgrenze

angeordnet. Das Heimatschutzministerium wird «Schritte zur sofortigen Vorbereitung, Planung und Konstruktion einer physischen Mauer unternehmen und die geeigneten Materialien und Technologien nutzen, um so effektiv wie möglich die komplette operative Kontrolle [über die Grenze, d. Red.] sicherzustellen».



5000 zusätzliche Wächter: US-mexikanische Grenze.

5. Festnahme bedeutet Festnahme

Grenzschrüter werden angewiesen, alle «Personen für die Dauer ihres Verfahrens in Haft zu belassen, die wegen des Verdachts auf Verletzung von Gesetzen des Bundes oder eines Bundesstaates aufgegriffen wurden». Der Präsident hat den Bau neuer Haftanstalten an der Grenze zu Mexiko oder in ihrer Nähe angeordnet. Die Bundesregierung wird 5000 zusätzliche Grenzschützer einstellen.

6. Mexiko muss zahlen

Washington wird alle Bundesmittel auf- und zusammenrechnen, die in den letzten fünf Jahren an Hilfszahlungen nach Mexiko geflossen sind.

7. Zuflucht hat einen Preis

US-amerikanische Städte, die gegen Bundes-

gesetze zur Einwanderung verstossen, indem sie illegale Einwanderer beherbergen, erhalten – nach Ermessen von Justiz- und Heimatschutzministerium – keine Zuschüsse mehr aus der Bundeskasse. Die Regierung berechnet alle Zuschüsse für Städte, die Flüchtlingen Zuflucht gewähren. Die lokale Polizei wird angewiesen, die Einwanderungsgesetze im Rahmen ihrer Rechtsvorschriften durchzusetzen. Damit soll die örtliche Polizei ermächtigt werden, Bundesbehörden bei Ermittlungsuntersuchungen, Festnahmen und der Inhaftierung illegaler Immigranten zu unterstützen. Kautions- und Asylverfahren für illegale Immigranten nur im Einzelfall gewährt, und nur, «wenn eine Person dringende humanitäre Gründe oder einen wesentlichen

Der Präsident hat den Bau neuer Haftanstalten an der Grenze zu Mexiko angeordnet.

Nutzen für die Öffentlichkeit nachweisen kann». Anmerkung: Das Heimatschutzministerium schätzt die Zahl der illegal in den Vereinigten Staaten lebenden Menschen auf 11,4 Millionen. Davon wurden 6,7 Millionen in Mexiko geboren. In Kalifornien leben 2,8 Millionen, in Texas 1,8 Millionen nicht-registrierte Migranten.

8. Ausweisung krimineller Einwanderer

Straffällig gewordene illegale Einwanderer – jene, die wegen eines Verbrechens angeklagt sind oder nachweislich öffentliche Beihilfen missbraucht haben –, werden vorrangig ausgeschafft. Das Heimatschutzministerium wird wöchentlich eine Liste von Verbrechen veröffentlichen, die in einer sogenannten Zufluchtsstadt von illegalen Einwanderern verübt wurden.

9. Ausschaffungen durchsetzen

«Das Aussenministerium wird bis an die Grenze seiner rechtlichen Möglichkeiten sicherstellen, dass alle diplomatischen Bemühungen und Verhandlungen mit ausländischen Staaten als Vorbedingung die Bereitschaft dieser ausländischen Staaten erfordern, ihre Staatsbürger zurückzunehmen, die von den Vereinigten Staaten ausgewiesen werden.» Länder, die sich der Rücknahme ihrer Bürger verweigern, können mit Sanktionen belegt werden.

Trump im Feuersturm

Von Urs Gehrig — Der neue US-Präsident will sein Volk vor Terroristen schützen und erntet dafür von Medien und Politikern Hass und Häme. Selektiv wird ausgeblendet, was nicht ins Bild von Trump als Teufel oder Trampel passt. Ganz unschuldig am neusten Debakel ist Trump allerdings nicht. Die Fakten.

Donald Trumps präsidentiale Verfügung zum «Schutz der Nation vor der Einreise ausländischer Terroristen» löst bis in die Schweiz Proteststürme aus. In aufgeregter Verzerrung der Fakten sprechen Medien und Politiker von einem «Muslim-Bann». «Willkürlich» würden «ganze Nationen unter Generalverdacht» gestellt. Trumps Vorgehen sei «einer zivilisierten Gesellschaft unwürdig».

Worum geht es? Letzten Freitag hat Donald Trump für sieben Länder per sofort ein Visums-Moratorium ausgesprochen. Betroffen sind: der Iran, Irak, Jemen, Libyen, Somalia, der Sudan und Syrien.

Kein Muslim-Bann: Bei der präsidentialen Verfügung handelt es sich nicht um einen «Muslim-Bann» (NZZ) oder um ein «Einreiseverbot für Muslime» (Blick) und auch nicht um einen «Einreisestopp für Muslime» (Zeit, FAZ). Die betroffenen Bürger aus den sieben mehrheitlich muslimischen Ländern stellen lediglich einen Bruchteil der 57 muslimischen Staaten und der insgesamt 1,6 Milliarden Muslime auf der Welt.

Auch die oft verwendeten Begriffe «Bann» und «Verbot» sind irreführend. Konkret geht es um eine «Aussetzung der Ausstellung von Visa» (*suspension of issuance of visas*). Die Aussetzung ist zeitlich präzise definiert. Das Vorgehen ist ausserdem nicht neu. Obama hatte 2011 für sämtliche Iraker eine Visumpause für sechs Monate befohlen. Damals war kein Aufschrei zu vernehmen.

Betroffen sind sämtliche Bürger der sieben genannten Staaten. Ihnen werden während neunzig Tagen keine Visa erteilt. Ebenfalls betroffen sind Flüchtlinge aus diesen Ländern. Ihre Anträge werden während 120 Tagen nicht berücksichtigt. Flüchtlinge, welche sich bereits im Prozess der Sicherheitsüberprüfung befinden, dürfen in die USA einreisen. Allerdings müssen sie sich einem gründlicheren Screening-Prozess unterziehen. Seit Erlass der Verordnung am Freitag wurde 872 Flüchtlingen die Einreise gewährt. Neu ist die Obergrenze der Anzahl Flüchtlinge, welche die USA in diesem Jahr aufnehmen werden. Sie wurde von 110 000 auf 50 000 herabgesetzt.

Extreme Sicherheitsüberprüfung: Das Aussenministerium, das Ministerium für Innere Sicherheit sowie die Geheimdienste haben den Auftrag, während der erwähnten



Unvollständige «schwarze Liste»: Präsident Trump mit Beratern.

90 respektive 120 Tage ein neues Konzept «extremer Sicherheitsüberprüfung» (*extreme vetting*) auszuarbeiten. Ziel ist es, «Individuen mit Terrorbeziehungen zu identifizieren und ihnen die Einreise in die USA zu untersagen».

Sieben Länder: Die Liste der sieben erwähnten Länder ist keine Erfindung von Donald Trump. Er hat sie von der Obama-Regierung übernommen. Diese hatte die sieben als «Besonders Besorgnis erregende Staaten» bezeichnet. Trump nennt sie eine «Quelle des Terrors».

Bemerkenswert ist, dass Trump, der praktisch alles kritisiert, was Obama getan hat, sich hier auf seinen Vorgänger verlässt. Er hätte es nicht tun sollen. Die Liste löst Kopfschütteln aus. Nicht wegen jener Länder, die draufstehen (in sechs von ihnen hat der Islamische Staat festen Fuss gefasst), sondern wegen jener Staaten, die fehlen.

Wo zum Beispiel ist Pakistan, seit Jahrzehnten bekannt für seine Kaderschmieden des

Terrors? Wo ist Saudi-Arabien? Aus dem Wüstenreich stammten fünfzehn der neunzehn Attentäter des 11. September. Saudis exportieren – via Prediger und Finanzen – eine fanatische Auslegung des Islam in Dutzende Länder. Man fragt sich ausserdem, ob Trumps Leute registriert haben, woher etliche der Attentäter einreisten, die in den letzten Jahren in Europa zugeschlagen haben. Offenbar nicht. Sonst hätten sie auch Marokko und Tunesien auf die Liste gesetzt.

Kurzum, Trumps «schwarze Liste» ist unvollständig, und in der dazugehörigen Verordnung ist vieles unausgegoren. So tappten die Sicherheitsbeamten an den amerikanischen Flughäfen lange im Dunkeln. Während Tagen war nicht restlos klar, welche der Einreisenden nun bleiben dürften und welche nicht. Folgende Punkte sorgen für Konfusion:

Green Card: Gilt die Verordnung auch für Personen mit einer Aufenthaltsbewilligung in den USA, der sogenannten Green Card? Am

Samstag verlautete das Ministerium für Innere Sicherheit, Besitzer einer Green Card dürften nicht einreisen. Tags darauf war alles anders. Stabschef Reince Priebus sagte am Fernsehen: «Was Besitzer von Green Cards angeht, sind sie von keinen Restriktionen betroffen.»

Doppelpass: Wie steht es um Doppelbürger mit einem Pass aus den betroffenen sieben Ländern und einem, mit dem sie eigentlich einreisen dürften, zum Beispiel einem

«Dies ist weit entfernt von einer rationalen Anti-Terror-Politik.»

Schweizer Pass? Dürfen sie nun nicht mehr in die USA einreisen? Der Kenntnisstand bei Redaktionsschluss: nein. Auch davon steht nichts in der Verordnung.

Ausgestellte Visa: Darf einreisen, wer bereits ein Visum hat? Vergeblich sucht man nach Hinweisen in Trumps Erlass. Letzter Zwischenstand: Besitzer eines gültigen Visums dürfen einreisen, müssen sich jedoch einer rigorosen Überprüfung unterziehen.

Trump hat die umstrittene Verfügung am Freitagabend kurz vor 17 Uhr veröffentlicht. Offenbar hat er zuvor den Grenzschutz nicht, oder nicht ausreichend konsultiert. Selbst John Kelly, dem neuen Chef des Heimatschutzministeriums, wurde der Text erst unmittelbar vor der Publikation unterbreitet. «Dies ist weit entfernt von einer rationalen Anti-Terror-Politik», kommentierte der konservative, Trump wohlwollend gesinnte *Washington Examiner*.

Trump hätte problemlos ein paar Tage warten können, um die Sache sauber aufzugleisen. Für die straffere Sicherheitsüberprüfung gibt es triftige Gründe. So haben James Clapper, Kopf der amerikanischen Geheimdienste, und FBI-Chef James Comey vor Monaten unter Eid ausgesagt, die Durchleuchtung von Personen aus den betreffenden Ländern sei schlecht und müsse dringend verbessert werden.

Moralische Standpauken aus Europa für einen Präsidenten, der versucht, seine Bevölkerung vor Terror zu schützen, sind deplatziert. Besonders, wenn sie aus Deutschland kommen, wo in jüngster Zeit Zehntausende Muslime ohne jegliche Sicherheitschecks ins Land gezogen sind und sich nun im Schengen-Raum frei bewegen. Die Amerikaner jedenfalls scheinen mehrheitlich hinter ihrem neuen Präsidenten zu stehen. Gemäss jüngsten Umfragen (durchgeführt von der Quinnipiac University) sprechen sich 48 Prozent für Trumps verschärfte Einreisemassnahmen aus. 42 Prozent sind dagegen. ○

Diplomatie

Wie neutral muss der Bundesrat sein?

Von Paul Widmer — Dass der Bundesrat die Stossrichtung des Einreise-Erlasses des amerikanischen Präsidenten kritisiert, ist fragwürdig.



Widerspruch: Aussenminister Burkhalter.

Bundesrat Didier Burkhalter hat sich öffentlich zum Einreiseverbot, das Präsident Trump übers Wochenende erlassen hat, geäussert. Gehört sich das für einen Schweizer Aussenminister, für den Vertreter eines Landes, das sich zur Neutralität verpflichtet hat?

Schicken wir voraus: Jeder Schweizer darf seine Meinung frei äussern, auch über Vorgänge in andern Staaten. Wir kennen keine Gesinnungsneutralität. Der Bundesrat hat dieses Prinzip verschiedentlich betont und gegen Anfechtungen von aussen verteidigt. Schicken wir auch voraus, dass es nie populär ist, angesichts von grossem Unrecht zu schweigen. Der Mensch neigt von Natur aus zur Parteinahme, nicht zu neutraler Enthaltensamkeit. Der EDA-Chef ist keine Privatperson. Für ihn gelten andere Regeln.

Vom neutralitätsrechtlichen Standpunkt aus kann man die Frage kurz beantworten. Das Neutralitätsrecht enthält keine Regel, die den neutralen Staat verpflichtet, sich bei der Kommentierung von Vorgängen in anderen Staaten Zurückhaltung aufzuerlegen. Aber Aussenpolitik ist mehr als nur ein Ensemble von Rechtssätzen. Neutralitätspolitisch betrachtet, kann mehr Zurückhaltung durchaus erwünscht sein. Denn die Schweiz sollte auch in Friedenszeiten alles unterlassen, was nach einer einseitigen Parteinahme und einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines andern Staates aussieht. Im Laufe der Geschichte hat der Bundesrat diese Anforderung sehr unterschiedlich gehandhabt. In der Nachkriegszeit enthielt er sich öffentlicher Stellungnahmen. Als die Truppen

des Warschauer Pakts 1956 den Aufstand in Ungarn niederschlugen, war die ganze Schweiz empört. Der Bundesrat auch. Aber er äusserte sich dazu nur im Parlament, nicht in Pressecommuniqués. Desgleichen 1968, als der Prager Frühling mit Gewalt abgewürgt wurde. Mit Bundesrat Pierre Graber begann sich in den siebziger Jahren die Politik zu ändern, bis schliesslich unter Bundesrätin Micheline Calmy-Rey selten eine Woche verging, ohne dass das EDA nicht auf irgendetwas mit «äusserster Empörung» reagierte und dieses und jenes in der Welt «zutiefst» verurteilte. Burkhalter drehte dann nach seinem Amtsantritt die Lautstärke dieser Art von Megafon-Diplomatie wohlthuend zurück. Umso mehr fällt auf, dass er Trumps Einreisemassnahmen kritisiert.

Es gibt auch andere Wege

Was ist davon zu halten? Nehmen wir es vorweg: Viel zu kritisieren gibt es nicht. Im Prinzip sagt er drei Sachen. Zwei davon sind völlig unproblematisch. Erstens hat jeder Staat das Recht, selber die Einreisebestimmungen festzulegen. Das ist fraglos richtig. Zweitens will er die Auswirkungen des Erlasses auf die Schweiz prüfen und gegebenenfalls die Interessen von Schweizer Staatsangehörigen mit allen Mitteln verteidigen. Auch richtig. Ist sogar seine Pflicht. Drittens kritisiert er die üble Stossrichtung des Erlasses. Das ist fragwürdig – und steht im Widerspruch zu Burkhalters erstem Punkt, der Respektierung von souveränen Entscheiden verlangt.

Gewiss kann man an Trumps Erlass einiges aussetzen. Aber der Bundesrat hätte besser daran getan, als dritten Punkt unsere eigenen Grundsätze der Einwanderungspolitik zu betonen, statt Trump zu kritisieren. Die Botschaft wäre ungefähr die gleiche geblieben, es hätte jedoch der Herstellung von guten Kontakten zur Trump-Regierung mehr gedient als Kritik. Und gute Beziehungen brauchen wir, wenn wir unsere Interessen – gerade auch, was den kritisierten Erlass betrifft – verteidigen wollen. Mit den Wölfen zu heulen mag gut ankommen. Doch das sollte nicht Sache des Bundesrates sein. Solches kann man andern überlassen, beispielsweise Nationalrätin Christa Markwalder, die als Präsidentin der Gruppe Schweiz-USA relativ folgenlos Geschirr zerschlagen darf.

Alt Botschafter Paul Widmer ist Dozent für internationale Beziehungen an der Universität St. Gallen. Zuletzt erschien von ihm «Diplomatie. Ein Handbuch».

Personenkontrolle

Fluri, Fäh, Gomm, Badran, Markwalder, Beutler, Künzle, Widmer-Schlumpf, Schaltegger, Schmidheiny, Flassbeck, Zünd, Bruderer

Die Stadt Solothurn, die vom erz-etatistischen FDP-Berufspolitiker **Kurt Fluri** präsidiert wird, steht nicht im Verdacht, linken Anliegen zu wenig Gehör zu schenken. Der Linken aber reicht das nicht. Sie trachtet nach dem Stadtpräsidium und nach einer rot-grünen Mehrheit im Gemeinderat. Doch scheint die Personaldecke der Sozialdemokraten dünn. Anstelle einer vollen 30er-Liste sind bis jetzt lediglich 26 Kandidaten bekannt. Ins Auge sticht **Peter Fäh**, der ehemalige Direktor der Strafanstalt Schöngrün. 2009 berichtete der *Blick* wiederholt über die Zustände in Fähs «Lotterknast»: Häftlinge konnten sich unbehelligt Prostituierte in die Zelle bestellen. Ein Straftäter liess seine vierzehnjährige Tochter bei sich übernachten, worauf diese von Mitinsassen sexuell missbraucht worden sei. Ein Aufseher schmuggelte eigenhändig Drogen für Insassen ins Gefängnis. Nicht einmal der damalige Justizdirektor **Peter Gomm** (SP) konnte seinen Genossen decken. Fäh sass seine Zeit bis zur Pensionierung strafversetzt in einem Programm der Justizdirektion ab. Solothurner Wähler, die den «Sex, Drugs and Rock'n' Roll»-Verhältnissen nachtrauern, können Fäh nun nicht nur in den Gemeinderat, sondern auch noch ins Kantonsparlament heben. (cal)

Seit Jahren steht Nationalrätin **Christa Markwalder** (FDP) dem Parlamentarischen Verein Schweiz–USA vor, dessen Aktivitäten sich darin erschöpfen, dass er sich alljährlich eine Reise sponsern lässt. Die Berner Diplomatin in spe schimpfte in dieser verantwortungsvollen Funktion auf Twitter ebenfalls mit @realDonaldTrump wegen seiner Immigrationsbeschränkungen: «I strongly deplore your discriminatory immigration ban. It's not only against an open and prosper society – it's also against the rule of law: Basic Values of U.S. and CH.» Darüber, ob die Anführerin der USA-Reisenden im Schweizer Parlament den mächtigsten Mann der Welt belehren sollte, lässt sich streiten. Darüber, dass sie sich dabei in korrektem Englisch ausdrücken sollte, nicht. (sär)

Derzeit verschicken SP-Würdenträger landauf, landab Massensendungen gegen die Unternehmenssteuerreform III (USR III). So beglückte beispielsweise Nationalrätin **Jacqueline Badran** (SP) alle Haushalte in der Stadt Zürich mit einem entsprechenden Brief. Und auch die Einwohner Winterthurs wurden



Korrektes Englisch? Christa Markwalder.



Verlässlich links: Kurt Schmidheiny.



Sololauf: Yvonne Beutler.



«Ideologische Fronten»: Pascale Bruderer.

entsprechend berücksichtigt: Finanzvorsteherin **Yvonne Beutler** (SP) wandte sich an «alle Haushalte» der Eulachstadt. In dem Schreiben betreibt sie lustvolle Abstimmungspropaganda. Die USR III bedeute «für unsere Stadt ein weiteres Sparprogramm oder eine Steuerfusserhöhung von 6 Prozent». Das Problem an dem Flugblatt: Beutler hat es in ihrer offiziellen Funktion gezeichnet, «Finanzvorsteherin Stadt Winterthur». Der aufmerksame Leser sucht vergebens nach einem Hinweis, dass die SP-Frau hier ihre Privatmeinung verbreitet – viel fehlte nicht, und es hätte darauf auch noch das amtliche Logo geprangt. Dabei hatte der Stadtrat unter Präsident **Michael Künzle** (CVP) entschieden, offiziell keine Position zu beziehen. Entsprechend verärgert zeigt er sich über die Blutgrätsche seiner Ratskollegin. Über das Schreiben habe ihn Beutler nicht informiert. Er habe erst im Nachhinein irritierte Reaktionen erhalten. «Wir werden dies anlässlich der nächsten Stadtratssitzung noch zum Thema machen», versichert der «Stapi» gegenüber der *Weltwoche*. (fsc)

Es sieht so aus, als hätten sich alle linken Kräfte des Landes erhoben, um gegen die USR III zu Felde zu ziehen. Die Trommel rührt auch

das Schweizer Fernsehen und strapaziert dabei das Neutralitätsgebot der Fernsehkonzession. Als es vor einer Woche darum ging, die Wortmeldung von alt Bundesrätin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) einzuordnen, begab sich die Redaktion von «10 vor 10» auf die Suche nach einem Experten, welcher der Bündnerin beipflichten sollte. Doch sowohl Avenir Suisse als auch der international angesehene Schweizer Experte für Steuerföderalismus, **Christoph Schaltegger**, liessen in Vorgesprächen Sympathien für die Reform erkennen. Worauf SRF das Interesse verlor. Es fand sich dann doch noch ein Ökonomieprofessor, der dem Nein das Wort redete: **Kurt Schmidheiny** von der Universität Basel. Er gilt zwar nicht als Fachmann auf dem Gebiet der öffentlichen Finanzen, dafür aber als verlässlich linksstehender Ökonom. (fsc)

Zur Ehrenrettung der SRF-Macher ist anzufügen, dass *20 Minuten* einer noch verwegeneren Idee verfiel. Die Gratiszeitung liess den deutschen Pensionär **Heiner Flassbeck** gegen die USR III kämpfen. Flassbeck hat die längste Zeit seiner Karriere im Dunstkreis obskurer Entwicklungshilfeagenturen verbracht und sich sein Lebtag ausschliesslich Gedanken da-

rüber gemacht, wie der Staat mehr Geld einnehmen und umverteilen kann. Die Frage, wie wirtschaftlicher Wohlstand überhaupt entsteht, lässt den deutschen «Star-Ökonomen» (20 Minuten) hingegen kalt. (fsc)

Die Schweizer Energiepolitik ist in Aufruhr. Stromkonzerne kämpfen ums Überleben. Wichtige Urnenentscheidungen stehen an. Doch das Bundesamt für Energie (BfE) widmet in dieser Umbruchszeit die neueste Ausgabe seines Magazins *Energeia* ganz dem Thema «Energie als Frauensache». Zu Wort kommt etwa BfE-Sprecherin **Marianne Zünd**, gemäss der Frauen bei Problemen stärker auf den Kontext schauen und «dialogorientierter» seien. Die Aargauer SP-Ständerätin **Pascale Bruderer** darf behaupten, dass in der parlamentarischen Energiekommission vor fünfzehn Jahren noch «voller Vorurteile an ideologischen Fronten gekämpft» worden sei. Heute stünden jedoch «faktische Herausforderungen wie die Förderung erneuerbarer Energien und Energieeffizienz im Vordergrund». Je weiter man liest, umso klarer wird, dass die Frauen-Sonderausgabe auf das anstehende Referendum zur Energiestrategie des Bundes abzielt: Das Festhalten an der Option Atomenergie soll als hoffnungslos veralteter männlicher Wunschtraum erscheinen. (are)

Nachruf



Individuelle Kraft: Schauspieler Hurt.

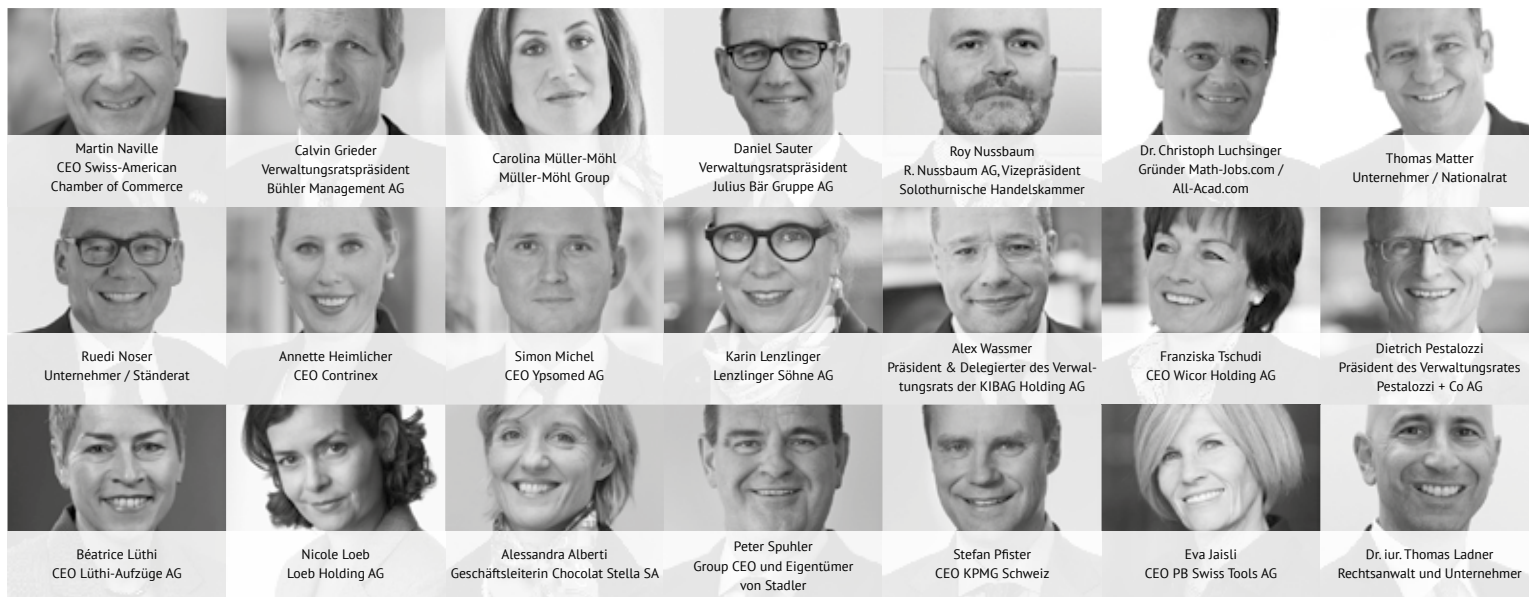
John Hurt (1940–2017) — In der Rolle des armen Winston Smith, der nach Verrat und Folter dahinvegetiert, war John Hurt mit seiner zerklüfteten Physiognomie das exakte Abbild der Schauervision aus George Orwells Polit-Dystopie «1984», die im gleichen Jahr verfilmt wurde. Da sah er aus wie ein Stacheldrahtknäuel, das Rost angesetzt hat und dessen scharfe Kanten ineinander verhakt sind. Der britische Mime, Mitte der sechziger Jahre von Fred Zinnemann entdeckt und im Historiendrama «A Man for All Seasons» (1966) mit einer Nebenrolle be-

dacht, fiel immer aus dem konventionellen Rahmen. Egal, wen er spielte, von einem überdrehten Gauner («Sinful Davey», 1969), über den Derwisch Caligula («I, Claudius», 1976) bis, in seiner letzten Rolle, Jackie Kennedys Priester («Jackie», 2016). Seine Figuren hatten eine besonders individuelle Kraft, selbst bei kleinen Auftritten, wie etwa in Ridley Scotts legendärem «Alien» (1979). Als Crew-Mitglied Kane ist er der Erste, aus dessen Brustkorb das Horrorviech kracht.

Das war ein Meilenstein des Entsetzens und der Qual. Als Underdog ging er besonders unter die Haut, selbst dort, wo man ihn kaum zu Gesicht bekam, wie in David Lynchs «The Elephant Man» (1980). Da spielte er den von Elephantiasis befallenen Briten Joseph Merrick, der am Ende den verzweifelten Schrei ausstösst: «I'm not an animal. I'm a human being!»

Im Juli 2015 wurde er von Queen Elizabeth zum Ritter geschlagen. John Hurt, einer der ganz grossen britischen Charaktermimen, starb vergangenen Samstag in London an den Folgen einer Krebserkrankung. *Wolfram Knorr*

Wir sagen **JA** zur Unternehmenssteuerreform III



**Die Steuerreform ist eine wichtige Investition:
Sie begünstigt Innovationen und schafft Arbeitsplätze.**

JA zur USR III – 12. Februar 2017

Ihre Meinung zählt. Jede Stimme ist wichtig, auch Ihre.

Werden Sie jetzt Mitglied: www.succesuisse.ch

succèSuisse, Schauplatzgasse 39, 3011 Bern


succèSuisse



Schmelztiegel verschiedenster Kulturen: am Strand von Tel Aviv.

Israel

Das Prinzip Chuzpe

Von Pierre Heumann — Terrorabwehr, Aussenpolitik, Umgang mit Flüchtlingen und das Risiko Sozialstaat: Was kann die Schweiz von Israel lernen?

Die Strasse, an der mein Tel Aviver Büro liegt, wird alle paar Monate gesperrt. Polizeifahrzeuge fahren vor. Ein kleiner Roboter wird losgeschickt, ferngesteuert von Spezialisten, die wissen, wie man Bomben entschärft. Die Sicherheitskräfte reagieren damit auf den Alarm von Anwohnern, denen ein verdächtiges Objekt aufgefallen ist.

Der Einsatz dauert in der Regel rund dreissig Minuten. Panik kommt nicht auf, obwohl bis zur Entwarnung niemand wissen kann, ob das verdächtige Objekt explosiv ist oder nicht. Während die Polizei ihre gefährliche Arbeit verrichtet, schauen Passanten etwas gelang-

weilt zu, zünden sich eine Zigarette an oder lassen sich auf einen Schwatz mit Nachbarn ein. Bis die Polizei die Strasse wieder freigibt.

Nicht alle werden gleich behandelt

Im Kampf gegen den Terror hat kein Land mehr Erfahrung als Israel. Vorsicht gehört zur Routine des Alltags. R.H, ein Freund aus der Schweiz, der mich hier besuchte, hatte diesen Respekt vor der stets lauernenden Gefahr nicht. Als er während einer Zugfahrt aufs Klo musste, liess er seinen Rucksack auf dem Sitz. Und wurde dann, als er wieder zu seinem Platz zurückkehrte, von Passagieren zurechtgewiesen,

weil er sein Gepäck allein zurückgelassen hatte. Niemand habe gewusst, ob das ein «verdächtiger Gegenstand» sei, wurde er belehrt.

Touristen staunen immer wieder, wie selbstverständlich die Bürger mit der Terrorbedrohung umgehen. Ohne zu murren, nehmen sie zahlreiche Unannehmlichkeiten hin. Dazu gehört zum Beispiel die Kontrolle von Taschen, bevor man ein Einkaufszentrum oder einen Theatersaal betritt oder in den Zug einsteigt. Sind sie im Ausland, wundern sich Israeli dann darüber, wie sie in den Supermarkt gehen können, ohne dass jemand in ihren Taschen nach einer Waffe sucht.

Wer je am Tel Aviver Flughafen eingecheckt hat, kennt die scharfen Sicherheitskontrollen. Was er vielleicht nicht weiss: Das Prozedere, das dem Terror keine Chance lassen will, gilt in Europa als politisch unkorrekt, weil nicht alle gleich behandelt werden. Um trotz aller Vorsicht die Abfertigung möglichst effizient zu gestalten, begnügt man sich bei den meisten Passagieren mit Routinefragen. Reisende aber, bei denen aufgrund ihrer Herkunft ein Verdacht besteht, dass sie das Flugzeug zum Absturz bringen könnten, werden zur Seite genommen und ausgiebig befragt.

Das Erstellen von Profilen auf der Grundlage ethnischer Zugehörigkeit ist in Israel kaum umstritten. Im Krieg gegen den Terrorismus sei es mitunter unerlässlich, einige Freiheiten einzuschränken, sagte mir im vergangenen Jahr Amichai Magen, der am Interdisziplinären Zentrum Herzliya über Strategien gegen den Terror forscht. Dabei sei es oft unabdingbar, einige Freiheiten einzuschränken. Er weiss, dass dies westliche Gesellschaften in ein Dilemma stürzt. «Aber», meint er, «eine Demokratie ist kein Verein von Selbstmördern. Sie muss robust sein und sich verteidigen können.» Sie dürfe nicht naiv sein. Seit der Terror in Paris, Nizza, Brüssel oder in Berlin Opfer gefordert hat, finden sich auch in europäischen Staaten zunehmend Anhänger dieser Linie. In Frankreich gilt zum Beispiel weiterhin der Ausnahmezustand.

Offenheit trotz Mauern

Israel spielt nicht nur beim Kampf gegen den Terror eine Vorreiterrolle, sondern auch bei der Sicherung der Landesgrenzen. Weltweit hagelte es Proteste, als Israel in den Jahren 2011 bis 2013 an seiner Grenze zu Ägypten eine 240 Kilometer lange Mauer baute, um dem Flüchtlingsstrom aus Afrika ein Ende zu setzen. Das Ziel wurde erreicht. Waren im Jahr 2011 noch rund 54 000 Eindringlinge registriert worden, ging die Zahl nach dem Bau der Schranke drastisch und schnell zurück. Im vergangenen Jahr gelang es bloss noch knapp zwanzig Afrikanern, auf dem Weg nach Israel die Mauer zu überwinden.

Eben noch haben sie dies als «unmenschliche Methode» kritisiert, aber jetzt setzen mehrere europäische Regierungen in der Flüchtlingspolitik ebenfalls auf Mauern oder prüfen zumindest deren Bau. Am berühmtesten ist derzeit der Plan von US-Präsident Donald Trump, die Grenze zu Mexiko durch eine Mauer abzusichern. Benjamin Netanjahu twitterte dazu am Wochenende: «Präsident Trump hat recht. Ich habe eine Mauer an Israels südlicher Grenze bauen las-



Holocaust-Überlebende erreichen Haifa, 1945.

sen. Das hat die illegale Immigration gestoppt. Grossartiger Erfolg. Grossartige Idee.» (Als Mexiko protestierte, relativierte Netanjahu, er habe nicht Mexiko gemeint.) Aktien der israelischen Firma Magal, die im Mauerbau einschlägige Erfahrung gesammelt und sich Trump bereits im Sommer als Mauerbauerin empfohlen hatte, verloren in diesen Tagen übrigens massiv an Wert.

Auch wenn Israel mittlerweile von Mauern umgeben ist, um arabische Terroristen und afrikanische Flüchtlinge abzuhalten: Es ist kein abgeschottetes Land, sondern ein Schmelztiegel verschiedenster Kulturen, denen nur ihre jüdische Herkunft gemeinsam ist. Israeli stammen aus Polen und Marokko, aus Deutschland, dem Iran und den USA, aus Tunesien und aus dem Jemen. Eines der ersten Gesetze, welches nach der Staatsgründung erlassen wurden, gibt jedem Juden das Recht, jederzeit in Israel einzuwandern.

Davon hat der Staat immer wieder profitiert, zuletzt in den 1990er Jahren, als eine Million Menschen (was fast 20 Prozent der damaligen Bevölkerung entsprach) aus der ehemaligen Sowjetunion in Israel einwanderten. Es war eine gezielte Zuwanderung von Fachkräften, die die Wirtschaft beflügelte (siehe Seite 24). Neueinwanderer erhalten eine befristete Unterstützung vom Staat, etwa in Form eines Sprachkurses. Arbeitgeber, die einen Neueinwanderer einstellen, bekommen



Premier Netanjahu.

Ein Kniefall vor den Mächtigen der Welt ist in Israel verpönt.

vom Staat in den ersten Monaten einen Zuschuss. Ziel dieser Massnahmen ist es, die Neuen möglichst rasch zu integrieren.

Das Zusammenleben der verschiedenen Kulturen funktioniert auch ausserhalb des jüdischen Kollektivs, das dem Staat den Rahmen gibt. So ist die arabische Minderheit Israels, die rund 20 Prozent der Bevölkerung ausmacht, heute besser integriert als in den 1990er Jahren, zumindest wirtschaftlich. Ob ich in Tel Aviv zum Optiker gehe oder zum Zahnarzt, an der Supermarktkasse bezahle oder ein amtliches Papier benötige: Sehr oft sind es Araber, die den Job machen. Israel ist wohl das einzige Land im Nahen und im Mittleren Osten, in dem Araber politische und religiöse Freiheiten geniessen. Sie sind in der Knesset vertreten, wo sie sich für ihre Interessen einsetzen. Am Obersten Gerichtshof amtiert ein arabischer Richter; er brachte den ehemaligen Staatspräsidenten Mosche Katsav wegen Vergewaltigung und sexueller Nötigung hinter Schloss und Riegel. Bei den Sicherheitskräften sind Araber und Drusen ebenfalls präsent und bekleiden hohe Ränge.

Netanjahu warnt Obama

Obwohl das Land mit seinen acht Millionen Einwohnern gewiss nicht zu den grossen zählt: Israels Diplomaten sind keine Leisetreter. Weder in Brüssel noch in Washington

Pensionierung

- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie spare ich Steuern?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

WK-PT-WW-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

sind ihre Stimmen zu überhören. Appeasement-Politik wird in Jerusalem kleingeschrieben, ein Kniefall vor den Mächtigen der Welt ist verpönt. Selbstbewusst tritt Israel für die Interessen (oder bisweilen die vermeintlichen Interessen) des Staates ein, mitunter mit einer gehörigen Portion Chuzpe.

So nahm sich Premier Benjamin Netanjahu im März 2015 das Recht heraus, im US-amerikanischen Kongress vor den Gefahren des Atomdeals mit dem Iran zu warnen. Damit widersprach er Obama, der das Abkommen mit Teheran als Weg pries, um Irans Atomprojekt während Jahren einzufrieren. Im Oktober, nachdem das Abkommen unterzeichnet und vom Westen begrüßt worden war, zog Netanjahu vor der Uno noch einmal vom Leder und prangerte den Deal, der von den USA und von Europa gutgeheissen worden war, als brandgefährlich an. Ich versuchte mir damals als Gedankenexperiment einen Auftritt von Finanzministerin Widmer-Schlumpf im Kongress der Vereinigten Staaten vorzustellen, bei dem sie mit vergleichbarer Impertinenz gegen die von den USA verlangte Aufhebung des Bankgeheimnisses wettern würde.

Zum Israelbild gehört für viele bis heute der Kibbuz, die real gewordene sozialistische Utopie, in der Privateigentum anfänglich nicht vorgesehen war. In diesen Dörfern wurde über alles und jedes, sogar über die Ausbildung der einzelnen Genossen, demokratisch entschieden. Auch die Wirtschaft Israels funktionierte in den ersten Jahrzehnten nach sozialistischen Regeln. Mächtige Gewerkschaften und Staatsbetriebe dominierten die Ökonomie. Sie boten sichere Arbeitsplätze, ein bequemes soziales Auffangnetz – aber sie waren schrecklich ineffizient.

Langer Abschied vom Sozialismus

Sowohl der sozialistische Kibbuz als auch die staatlich regulierte Wirtschaft sind jedoch längst Vergangenheit. Kibbuzim haben heute zu Dörfern mit Privateigentum mutiert, in denen Individualität mehr gilt als das Kollektiv. Im gleichen Zug musste auch der Sozialstaat Haare lassen – nur noch ausgewählte Gruppen profitieren von ihm, zum Beispiel Ultraorthodoxe.

Doch der Abschied vom Sozialismus ist ein lange dauernder mentaler Prozess. Spätestens beim Ausfüllen meiner israelischen Steuererklärung wird mir das jedes Mal wieder bewusst. Im internationalen Vergleich ist die Belastung der Arbeitnehmer rekordverdächtig hoch. Staatlich garantierte Monopole und Einfuhrbeschränkungen führen zudem zu überhöhten Preisen. Deshalb müsste der nächste Artikel eigentlich beschreiben, was Israel umgekehrt von der Schweiz lernen könnte. Zwei Seiten würden dazu wohl nicht ausreichen. ○

Technik

Silicon Wadi

Von Pierre Heumann — Israel ist eine Innovationen-Weltmacht. Mit seinen Erfindungen macht es am Rand der Wüste mehr Geld als reiche Opec-Staaten mit Öl.



Eine Gruppe verrückter Spinner: Start-up-Unternehmer Israel Rosenberg (l.), Tel Aviv.

Israel, ein Land ohne nennenswerte Ressourcen und weit ab von den grossen Märkten Europas und Amerikas, zählt weltweit zu den ersten Adressen für neue Technologien. Im neuesten WEF-Ranking der innovativen Länder landet Israel gleich nach der Schweiz und Finnland auf Platz drei, schneidet also besser ab als die USA oder Deutschland. Als Hightech-Standort wird Israel im gleichen Atemzug wie das legendäre Silicon Valley genannt und als «Silicon Wadi» gerühmt.

Namhafte Firmen sind in Israel auf der Suche nach neuen Ideen. Sie kaufen vielversprechende Jungunternehmen auf oder gründen an Ort und Stelle eigene Zentren, um am vibrierenden Hightech-Geschehen teilhaben zu können. Aufgrund mehrerer Kriterien sei Israel das Land, das im Vergleich zu seiner Einwohnerzahl am meisten zur technischen Revolution beigetragen habe, meinte Microsoft-Gründer Bill Gates vor einem Jahr in einer Videobotschaft an die Teilnehmer der jährlichen Microsoft-Konferenz Think Next in Tel Aviv.

Sprung an die Spitze

Die Liste der Firmen, die in Israel vertreten sind, liest sich wie ein Who's who der globalen Innovationsprominenz. Unter den knapp 300 multinationalen Konzernen sind IBM, Google, Facebook, Apple, Ebay, SAP, Intel, HP, Deutsche

Telekom und Bayer im Land ansässig, um von den Qualitäten des Forschungsstandorts Israel zu profitieren. An der US-amerikanischen Technologiebörse Nasdaq belegt Israel mit seinen Firmen einen Spitzenplatz. Israels Tech-Szene sei die «aufregendste, aktivste und ein-

Es gibt keine Berührungsängste, vielmehr steht die Suche nach Synergien im Vordergrund.

zigartigste» ausserhalb der USA, hiess es Ende Dezember im Wirtschaftsmagazin *Forbes*.

Auch chinesische Investoren haben Interesse an Innovationen made in Israel. So kaufte die Bright-Food-Gruppe aus Schanghai die israelische Molkerei Tnuva, um an deren Know-how heranzukommen. Israelischen Forschern ist es nämlich gelungen, bei Kühen einen Weltrekord in der Milchleistung zu erzielen. Die Nachteile des für die Landwirtschaft unfreundlichen Klimas haben sie mit Hilfe von Hightech kompensiert.

Dominierten in den neunziger Jahren noch agrarische Produkte wie Jaffa-Orangen die Exportpalette, bestehen die Ausfuhren heute zu über 50 Prozent aus Software, Computertechnik, Medizin- und Agrartechnologie. Den Sprung aus der Rückständigkeit an die Spitze

der modernen Zeit hat Israels Ökonomie in relativ kurzer Zeit geschafft.

Das Erfolgsrezept hat mehrere Zutaten. Die uralte talmudische Tradition, alles immer wieder in Frage zu stellen und nach neuen Antworten zu suchen, ist zum integralen Bestandteil israelischer Unternehmenskultur geworden. Der Staat hilft zudem mit günstigen Darlehen. Die Gründer und Finanzierer müssen lediglich 15 Prozent des Budgets für ein Start-up selber aufbringen. Den Rest schießt die Regierung als Kredit vor, der nur im Erfolgsfall zurückbezahlt werden muss. Wichtig war auch die massive Einwanderung aus der Ex-UdSSR in den neunziger Jahren – etwa eine Million Menschen kamen in Tel Aviv an. Sie brachten hervorragendes Know-how mit. Unter den Immigranten waren viele Mathematiker, Physiker und Computerfreaks, die mit Hilfe der Alteingesessenen und komplexer Algorithmen innovative, marktfähige Produkte entwarfen.

Zugriff auf die hellsten Köpfe

Dass die Hightech-Szene derart floriert – im Vergleich zur Bevölkerung gibt es in Israel mehr Forscher als in jedem anderen Land, und punkto Wagniskapital pro Person steht Israel weltweit an der Spitze –, ist letztlich ein Ergebnis der Konflikte, in die das Land seit Jahrzehnten verwickelt ist. Die Armee spielt eine zentrale Rolle beim Aufstieg zur Innovationsmacht. Die dreijährige Dienstpflicht ermöglicht den gezielten Zugriff auf die hellsten Köpfe unter den Jugendlichen des Landes. Die Uniformierten lernen bereits als Achtzehnjährige, Verantwortung zu übernehmen und Ziele zu setzen.

Das Militär ist auch ein wichtiger Inkubator für angehende Technologie-Virtuosen. Denn neben Panzern und Kampffjets ist die Kriegsführung zunehmend durch den Einsatz von Cyber-Warfare, also elektronischen Mitteln und Methoden, geprägt.

Um Gefahren frühzeitig zu erkennen, fördert das Militär hochbegabte Hacker und Virtuosen der künstlichen Intelligenz, weil sich der Kriegsschauplatz auch in den sogenannten Cyberspace, also in Computer und Netze, ver-

lagert. Die besten Computerleute landen in der Einheit 8200, die für die Datensicherheit und den militärischen Nachrichtendienst im Netz zuständig ist (siehe auch Interview auf Seite 23). Sie sollen mit modernsten Technologien den Feind ausspionieren. Vor einigen Jahren kamen zum Beispiel hartnäckige Gerüchte auf, wonach israelische 8200-Hacker, zusammen mit CIA-Agenten, für den Computerwurm Stuxnet verantwortlich waren, der schnelle Rechner in iranischen Atomanlagen angriff. «90 Prozent

Das Militär, die Universitäten und Firmen sind eng miteinander verzahnt.

der Geheimdienstinformationen kommen aus der Einheit 8200», wird einer zitiert, der diese während Jahren geleitet hat.

Wer in der Eliteeinheit 8200 gedient habe, könne es mit Absolventen von Harvard, Princeton oder Yale aufnehmen, heisst es in der Technikszene, so jemand brauche keine anderen Referenzen. Gil Shwed, Mitbegründer von Check Point, der grössten Cyber-Security-Firma Israels, die die Firewall für Computer erfunden hat, war in dieser Einheit, ebenso wie die Gründer von Waze oder Mobileye.

Rüstungsindustrie, Start-ups, Armee und Forschung sind in Israel Teile desselben Systems. Sie funktionieren wie durchlässige Gefässe. Ein typisches Beispiel ist Carmi Gillon: In den 1990er Jahren leitete er den internen Sicherheitsdienst Israels. Jetzt bietet seine Firma Cytegit ein Instrument an, das an seinen alten Beruf als Spion anknüpft. Cytegit zeigt Firmen, wie sie rechtzeitig Computer- und Netzbedrohungen erkennen und wie sie sich vor ihnen schützen können. Seitdem Europa Terrorangriffen ausgesetzt ist, sei die Dringlichkeit dieser Informationen auch dem Westen zunehmend bewusst, sagt Gillon, der den potenziellen Maximalschaden von Cyberattacken mit demjenigen eines nuklearen Angriffs vergleicht.

Was in anderen Ländern verpönt ist, ist in Israel selbstverständlich: Das Militär, die Uni-

versitäten und Firmen sind eng miteinander verzahnt. Ein knappes Drittel der Hightech-Technologie-Unternehmer diente in der Hightech-Spionageabteilung 8200. Es gibt keine Berührungsängste, vielmehr steht die Suche nach Synergien im Vordergrund.

2000 Jahre alter Traum

Viele der jährlich registrierten rund 1450 Start-ups gehen zwar schnell in Konkurs. Aber rund 200 Neugründungen gelingt in der Regel der Durchbruch. Und einige werden zum kommerziellen Erfolg – zum Beispiel Waze, die interaktive Navigations-App. Oder Salespredict, ein Start-up, das das Kaufverhalten von Internetnutzern analysiert und damit bessere Verkaufsprognosen ermöglicht. Oder die Firma Given Imaging, die eine kleine elektronische Kapsel mit eingebauter Minikamera entwickelt hat, die wie eine Pille eingenommen wird und so Magen- oder Darmspiegelungen den Schrecken nehmen.

Yossi Vardi, der Mann, der als Vater der israelischen Hightech-Industrie gilt und 1996 den Chat-Dienst ICQ gegründet hat, führt den Erfolg auf die Israel-Erfahrung zurück. Eine Gruppe «verrückter Spinner» sei hierhergekommen, so Vardi, um einen 2000 Jahre alten Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Das 1948 gegründete Israel sei von Anfang an ein Start-up gewesen, gegründet am Rand der Wüste und umgeben von Feinden. Der Aufbau des Landes war stets von grossen Risiken begleitet, und man musste lernen, damit umzugehen. Dazu gehörte auch, technologisch stets einen Schritt voraus zu sein.

Das kostete viel Lehrgeld. Einst zirkulierte unter Investoren deshalb der Witz, dass man in Israel sehr leicht zu einem kleinen Vermögen kommen könne: Man müsse bloss mit einem grossen beginnen. Heute lacht niemand mehr darüber. Mit Cyber-Security-Produkten und -Dienstleistungen erzielt das Land bereits mehr Einnahmen als die traditionelle Rüstungsindustrie. Sie tragen dazu bei, dass Israel pro Kopf ein höheres Sozialprodukt erwirtschaftet als ein ölreiches Land wie Saudi-Arabien. ○

Für eine wettbewerbsfähige Schweiz

Die Schweiz gehört zu einer der erfolgreichsten Volkswirtschaften. Das ist keine Selbstverständlichkeit, sondern das Ergebnis von mutigen Unternehmern, hart arbeitenden Angestellten und einem attraktiven Steuersystem. Damit wir auch in Zukunft konkurrenzfähig und innovationsstark bleiben, braucht es die Steuerreform. So holen wir Unternehmen, Steuern und Arbeitsplätze.

Deshalb empfehlen alle Wirtschaftsverbände ein JA: Gewerbe, Industrie und Bauern.

www.steuerreform-ja.ch



Magdalena Martullo-Blocher
Unternehmerin, Nationalrätin

«Die Unternehmenssteuerreform sorgt für Arbeitsplätze, Steuereinnahmen und den Wohlstand in der Schweiz!»

12. Februar 2017

Steuerreform Ja

«Scheitern ist in Israel kein Makel»

Den Schweizer Investor Daniel Gutenberg zieht es immer mehr nach Israel als ins Silicon Valley. Weshalb das so ist und welche Rolle die Armee punkto Innovation spielt, erklärt er im Interview.

Daniel Gutenberg (50) zählt in der Schweiz zu den wichtigsten Investoren im High-tech-Sektor. Der Zürcher ist seit 2003 Partner bei Venture Incubator. In den 1990er Jahren war er vor allem im Silicon Valley unterwegs, um neue Investitionsmöglichkeiten aufzuspüren. Jetzt aber hält er sich öfter in Israel auf. Er hat sich da unter anderem bei den Firmen Mobileye, Orcam und Flytrex engagiert.

Herr Gutenberg, lange Zeit haben Sie vor allem im Silicon Valley nach neuen Technologien gesucht. Jetzt reisen Sie öfter nach Israel als nach Kalifornien. Weshalb ist Israel für Sie attraktiver als das Silicon Valley?

Weil in Israel mehr Innovationen und Start-up-Firmen entstehen als in Kalifornien. Und im Gegensatz zum Silicon Valley hat man in Israel als Investor auch dann eine Chance, die richtigen Leute kennenzulernen, wenn man keinen kapitalkräftigen Fonds im Rücken hat. Im Silicon Valley ist alles viel formeller und etwas komplizierter als in Israel. An der Sand Hill Road...

...also dort, wo in Kalifornien die Venture-Capital-Firmen dicht auf dicht nebeneinanderstehen und den für gut befundenen Interessenten Risikokapital zur Verfügung stellen?

Ja, dort gibt es ein paar Dutzend Platzhirsche. Als Schweizer hat man da nicht

«Israel ist viel weniger verkrustet. Deshalb kommt man bedeutend leichter an Ideen ran.»

viel zu berichten, weil man keinen gut klingenden Markennamen hat. Im Silicon Valley gibt es den sogenannten Big Boys Club – und da gehöre ich nicht dazu. Israel ist viel weniger verkrustet. Deshalb kommt man bedeutend leichter an Ideen und an die Erfinder heran.

Weshalb ist Israel so ein heisses Pflaster für Innovationen?

Dafür gibt es mehrere Gründe. Der Staat hat viel früher als andere Länder angefangen, Venture-Capital-Fonds zu gründen. Das wurde später von vielen imitiert. Zudem haben bereits 18- und 19-jährige Leute Führungserfahrung, die sie im Militär als junge Offiziere gesammelt



«Neugier und Wissensdrang»: Investor Gutenberg.

haben. Zentral für den Erfolg ist auch die Militäreinheit 8200, die Teil des militärischen Nachrichtendienstes ist.

Eine Art Spitzenausbildung?

Junge Soldaten werden dort sehr früh mit den neuen Technologien konfrontiert und zu Spitzenleistungen angespornt. Die Motivation, damit die Sicherheit ihres Landes zu erhöhen, ist ein wesentlicher Erfolgsfaktor. Wer zum Beispiel an der Entwicklung des mobilen Raketenabwehrsystems «Iron Dome» gearbeitet hat, das Israel in den nächsten zehn Jahren vor feindlichen Raketen schützen soll, wusste, dass seine Arbeit für das Überleben des Staates existenziell wichtig ist. Und das beginnt bereits in der Schule.

Wie denn?

Man erzieht Kinder zur Entwicklung grosser Visionen wie etwa SpaceIL.

Was ist das?

Der israelische Beitrag, um private Raumflugaktivitäten zu fördern. Den Anstoss dazu hatte der von Google weltweit ausgeschriebene Wettbewerb gegeben. Das ist ein Beispiel dafür, wie man in Israel schon in frühem Alter grosse und ehrgeizige Ziele als Vorbilder kommuniziert. Vor zwei Jahren wurden an Schulen Module des Mondfahrzeugs gezeigt, das nach der Landung auf

dem Mond 500 Meter zurücklegen und dabei Qualitätsbilder machen soll, um sie an die Erde zurückzusenden. Das löste bei den Kids etwas aus, nämlich Neugier und Wissensdrang. Davon könnte auch die Schweiz lernen.

Wie?

Champions wie Claude Nicollier oder Bertrand Piccard sollte man an den Schulen Vorträge halten lassen. Als Ansporn. Das wird bei uns viel zu wenig gemacht, wobei die Schweiz auch einen Trumpf hat: Wir kennen bei uns die Berufslehre, die hervorragende Fachkräfte heranbildet, die sich auf exaktes Arbeiten verstehen.

Israelis haben allerdings etwas, das in der Schweiz weniger verbreitet ist: Sie haben Chuzpe.

Richtig. Man kennt in Israel keine Hierarchien. Wenn einer Chef ist, ist das noch lange kein Grund, ihm blind zu gehorchen. Im Gegenteil, man stellt sich die Frage: «Weshalb

«Hier stellt man sich die Frage: «Weshalb bin eigentlich nicht ich der Boss?»»

bin eigentlich nicht ich der Boss?» Diese Mentalität sorgt für einen ständigen Konkurrenzkampf, in dem sich auch der Chef stets von neuem beweisen muss. In der Schweiz erlebe ich das Gegenteil: Wenn einer aus der Reihe tanzt, wird er heruntergemacht, bis er wieder gleich gross ist wie die anderen.

Ist man in Israel risikofreudiger, weil man regelmässig mit Krieg konfrontiert ist?

Zunächst einmal arbeitet man in Israel miteinander statt gegeneinander. Man ist offen und sucht die Kooperation statt die Konfrontation. Zudem gilt es dort nicht als Schande, wenn einer mit seinem Start-up Schiffbruch erleidet. Während bei uns ein Unternehmer nach einem Bankrott weg vom Fenster ist, ist das in Israel nicht unbedingt der Fall, denn Scheitern ist kein Makel. Ich musste da gehörig umlernen.

Wie?

In Israel wird einer besonders dann als guter CEO gelobt, wenn er schon zwei Mal gescheitert ist. Denn dann wird ein dritter Flop weniger wahrscheinlich, da der Unternehmer sicher aus seinen Fehlern gelernt hat. Ein solch neues Denken müsste bei uns den Kindern schon im Kindergarten beigebracht werden. Leider ist es bei uns allzu oft immer noch so, dass einer, der gescheitert ist, von den Medien fertiggemacht wird.

Die Fragen stellte Pierre Heumann.

Leichte Bewölkung

Von Christoph Mörgeli — Das Verhältnis zwischen Israel und der Schweiz gestaltete sich bis in die achtziger Jahre durchwegs freundlich. Seither mehren sich die gegenseitigen Irritationen.



Enorme Sympathie: Solidaritätsmarsch für Israel, Zürich 1969.

Wirklich erwärmen konnten sich in der Schweiz weder die Bevölkerung noch die Behörden für die zionistische Bewegung. Dennoch fanden nicht weniger als 16 der 22 Zionistenkongresse in der Schweiz statt. Vor allem in der Zeit der europäischen Judenverfolgung bündelten mehrere internationale jüdische Organisationen ihre Aktivitäten im neutralen, vom Krieg unversehrten Land. Kein anderer Staat der Welt (inklusive Einwanderungsländer wie die USA, Australien oder Kanada) hat mehr jüdische Flüchtlinge aufgenommen. Dennoch wurde die Schweiz zu Recht auch kritisiert für ihre unverständliche Härte, den Juden im Weltkrieg den Status politisch Verfolgter verweigert zu haben.

Wehrhafter Kleinstaat

Nach dem Holocaust äusserte die NZZ wohl im Namen aller Schweizer Bürger, dass den Überlebenden «nicht zugemutet werden könne, gegen ihren Willen am Schauplatz des ungeheuerlichsten Verbrechens, das je an einem Volk begangen wurde, zu verharren». Doch übervorsichtig wartete der Bundesrat aus Rücksicht auf arabische Reaktionen mit der Anerkennung des Staates Israel bis 1949 zu. Seither haben etliche grundlegende bilaterale Abkommen bis in die neueste Zeit das gegenseitige Verhältnis auf eine tragfähige Grundlage gestellt.

Dem Suez-Krieg der Israelis von 1956 begegneten unser Politiker, Medien und Militärs mit

grossem Verständnis, handle es sich doch für den Judenstaat um die einzige Möglichkeit, den Erdrosselungsversuchen seiner Feinde entgegenzutreten. Erfahrungen von Kibbuz-Aufenthalten begeisterten seit den sechziger Jahren nicht nur sozialistisch und genossenschaftlich orientierte, sondern auch Jugendliche bürgerlicher Herkunft. Der künstlerische, wissenschaftliche und intellektuelle Austausch bei Kongressen, Lesungen, Konzerten oder Publikationen gestaltete sich ausserordentlich eng und rege. 1967 löste der Sechstagekrieg eine enorme Sympathiewelle breiter Bevölkerungskreise aus. Der Überlebenskampf des kleinen, demokratischen und wehrhaften Israel erinnerte an die eigenen historischen Erfahrungen zweier Weltkriege. Es kam zu spontanen Solidaritätskundgebungen («Helft Israel!»); der damalige Präsident der Zürcher SVP meinte zu den Delegierten, es gelte für den Kleinstaat Schweiz die Lehre zu ziehen, dass «er sich offensichtlich nur auf die eigene Kraft – militärisch und wirtschaftlich – verlassen kann». Schweizer Offiziere beeindruckte die israelische Militärstrategie, und das Buch «Israels Dreifrontenkrieg» von Oberst Gustav Däniker zierte jede bessere Wohnstube.

Sogar beim grössten Spionageskandal der Nachkriegszeit sympathisierte die Öffentlichkeit 1969 bis 1971 mit Alfred Frauenknecht, welcher Mirage-Baupläne von Sulzer an Israel ausgeliefert hatte. Diese Übereinstimmung der

Gesinnung wurde noch verstärkt durch den Angriff auf ein Flugzeug der El Al in Kloten 1969, den Absturz einer Swissair-Maschine auf dem Weg nach Tel Aviv 1971 oder die Ermordung israelischer Athleten in München 1972. Während und nach dem Jom-Kippur-Krieg von 1973 verlangte die Schweiz nachdrücklich die Anerkennung des Existenzrechts von Israel. 1974 war die Stimmung in der Schweiz gegenüber der Uno noch so kritisch, dass das Parlament Zahlungen an die Unesco kürzte, weil diese Israel kritisiert hatte. Der Austausch von militärischem Know-how erreichte in den siebziger und achtziger Jahren einen Höhepunkt.

Abkühlung wegen Palästinenserproblem

Als israelische Truppen 1982 im Libanon eindringen, wurde diese Grenzverletzung in der Schweiz allerdings ablehnend aufgenommen. Die beiden palästinensischen Aufstände gegen Israel von 1987 und 2000 schwächten die Sympathien weiter ab. Vor allem in der politischen Linken wurde es zunehmend chic, sich mit den Palästinensern zu identifizieren und deren Terrorakte zu verniedlichen. Auch die immer intensiveren diplomatischen Schweizer Beziehungen zu palästinensischen Exponenten kühlten das Klima spürbar ab.

Den grössten emotionalen Einbruch brachten indessen 1996/97 Ereignisse, die mit dem Staat Israel direkt nichts zu tun hatten. Der Vorwurf an die Schweizer Banken, sie horteten nachrichtenlose Vermögen, stammte von jüdischen Organisationen der USA und von ihnen nahestehenden Politikern. Die als ungerecht, ja masslos empfundenen Anschuldigungen wegen des Verhaltens der Schweiz im Zweiten Weltkrieg führten beim Bürgertum zu einem Massensexodus aus der 1957 gegründeten Gesellschaft Schweiz–Israel.

Dass 1998 ein Mossad-Agent beim Installieren von Abhörmaterial in einem Könizer Wohngebäude überrascht wurde, trug auch nicht zur Entspannung bei. Zwischen der Wahrung des Existenzrechts von Israel und dem Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser verfolgte der Bundesrat eine mittlere Linie. Er betonte verschiedentlich die Bedeutung der Genfer Konventionen, die er durch die israelische Siedlungspolitik als verletzt erachtete. Bundesbern versuchte unter Micheline Calmy-Rey, eine aktive Rolle im Nahost-Friedensprozess wahrzunehmen. Die von Privaten mit enormen Staatsgeldern vorangetriebene «Genfer Initiative» zur endgültigen Befriedung der Region erwies sich – wenn auch uneingestanden – als Fehlschlag.

Rundum erfreulich entwickelten sich demgegenüber die gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen, wurde doch Israel zu einem der bedeutendsten Handelspartner: Nach der EU und den USA treiben die Israelis am meisten Handel mit der Schweiz. Was die Bevölkerung betrifft, leben in keinem Land des asiatischen Kontinents mehr Schweizer Bürger als in Israel. ○

Aepplis krimineller Sumpf

Von Christoph Mörgeli

Als ehemalige Staatsanwältin sitzt Silvia Steiner genau am richtigen Ort. Der Zürcher CVP-Regierungsrätin obliegt gegenwärtig die Pflicht, den von ihrer Vorgängerin geduldeten und geförderten linken Bildungssumpf trocken-zulegen. Eben ist ein Strafverfahren gegen eine Angestellte der Bildungsdirektion des Kantons Zürich eröffnet worden. Der Grund: In den Amtsjahren von SP-Vorgängerin Regine Aeppli wurden fast sieben Millionen Steuerfranken für Deutschkurse für Migranten veruntreut. Es geht um sieben Millionen Franken für Leistungen, die nie erbracht wurden.

Konkret haben die Sprachschulen Ecap und Enaip enorme Summen an Pauschalsubventionen eingestrichen, die vom Staat nicht geschuldet oder überhöht waren. Diese kriminellen Machenschaften wurden 2013 und 2014 innerhalb der Zürcher Bildungsdirektion gedeckt. In dieser Kolumne wurde das italienischstämmige Gewerkschaftsinstitut Ecap schon am 2. Oktober 2014 frontal kritisiert. Ecap bezog bei Lohnsummen von jährlich 18,6 Millionen 18,8 Millionen Franken vom Staat. Im Ecap-Stiftungsrat sitzen vier Vertreter der Unia und vier Vertreter italienischer Gewerkschaften – die bekanntlich von anderen, noch ehrenwerteren Gesellschaften unterwandert sind.

Die Regionalleiterin des «Aus- und Weiterbildungsinstituts für MigrantInnen» Ecap heisst Fiammetta Jahreiss-Montagnani. Sie ist Mitglied der Gewerkschaft VPOD, präsidierte als SP-Gemeinderätin das Stadtzürcher Parlament und amtiert heute als Vizepräsidentin der Eidgenössischen Migrationskommission. Sie lebt wie alle übrigen Angestellten des Gewerkschaftsablegers Ecap zu hundert Prozent von Steuergeldern. Subito – durch Heirat erleichtert – Doppelbürgerin geworden, traute sich die italienischstämmige Sozialistin auch die Kandidatur fürs Zürcher Stadtpräsidium und für den Nationalrat zu. Ihre Kinder sind erfolgreiche Absolventen des Alternativkindergartens der Roten Fabrik.

Selbstverständlich kannten sich die Genossen Regine Aeppli und Fiammetta Jahreiss bestens. Man politisierte in derselben SP-Partei. Eine Hand wusch die andere. Aeppli schaute jahrelang weg. Es flossen Millionen für nichtgeleistete Leistungen. «Wir verstehen die Bildung als Instrument für eine bewusste und selbständige Wahl des Lebensstiles», meint Ecap. Dieser Lebensstil heisst: Kassieren fürs Nichtstun.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Fremde Einrichter

Von Peter Bodenmann — Nach dem Spiel ist vor dem Spiel. Auch in Steuerfragen.



Plan B: Bundesrat Maurer (l.) an der Fussball-WM in Brasilien, 2014.

Nach einem Nein kommt der Plan B aus Felsberg Süd. Das Erbe von Ueli Maurer ist die beste Armee der Welt. Diese Erbpacht blieb nach den letzten Wahlen in den Händen seiner SVP.

Das Dream-Dreamer-Team: Guy Parmelin schoss – ohne mit Ueli Maurer oder seinen Offizieren auch nur zu reden oder zu telefonieren – das in Evaluation begriffene Luftwaffenabwehrsystem im Alleingang ab. Offenbar weil die VBS-Natels nicht funktionierten. Kurz darauf stellte Parmelin den Armeearzt kalt. Beschafft werden einzig die gemäss SVP-Giezendanner überbeuerten und unnützen Duros. Genug Sujets für die nächsten zwei Basler Fasnachten.

Die beste Steuerreform aller Zeiten wurde gleich sorgfältig vorbereitet. Durch grosse, ausländische Treuhandgesellschaften. Statt fremde Richter neu fremde Einrichter. Deshalb war Maurer gegen Lampart so schwach.

In schwarzen Verrichtungsboxen kann man Patentgewinne verstecken. Und parallel dazu Zinsen vom versteckten Eigenkapital abziehen. Auf mögliche und sinnvolle Kompensationen wird verzichtet. Niemand weiss, wie gross die Löcher in den Kassen von Bund, Kantonen und Gemeinden sein werden.

Die Lehrerinnen und Lehrer befürchten wegen dieser «Steuerlücken Bildungslücken». Alt-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf und der ehemalige Präsident der kantonalen Finanzdirektoren, Christian Wanner, empfeh-

len ein Nein. Ueli Maurer wirft ihnen vor, die Probleme nicht mehr zu begreifen. Ausgerechnet er von der Abteilung «Beste Armee der Welt».

Was geschieht, wenn das Kind trotz der Basler SP-Hebamme Eva Herzog in den Brunnen fällt? Real wenig bis nichts. Denn SP und Gewerkschaften berufen sich heute auf Eveline Widmer-Schlumpf. Die Bürgerlichen können problemlos deren im Detail ausgearbeitete Vorlage aus der Schublade ziehen. Und im zweiten Anlauf das gleiche Ziel mit etwas mehr, aber wenig schmerzlichen Kompensationen realisieren.

Der Druck kommt nächstens aus den USA. Trump versucht, mit seiner Bewegung einen neuen Polit-Mix durchzusetzen: Steuersenkungen für Unternehmen, Schutzzölle, Nafta und WTO verschrotten, schuldenfinanzierte Investitionen in die verrotteten Infrastrukturen. Alles mittels Mega-Deals des grössten Dealers aller Zeiten.

Einst wollte Christoph Blocher, dass die Schweiz als Alternative zu EWR und Bilateralen beim Nafta-Abkommen mitmacht. Vergessen und vorbei. Auch Ruedi Strahm liegt falsch, wenn er glaubt, die Bilateralen seien nicht so wichtig, weil uns die WTO und andere Abkommen schützen würden. Inzwischen hat selbst die Basler Chemische vor Trumposen Angst.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Heute mal schlechte News

Von Kurt W. Zimmermann — Es ist schwierig, einen Fiat 127 neu zu designen. Das ist das Elend der Nachrichtenmagazine.

In diesem Jahr feiert der *Spiegel* sein siebenzig-jähriges Bestehen. Es drängt sich also eine Frage auf: Wann geht der *Spiegel* ein?

Schwer zu sagen. Ich schätze mal, den *Spiegel* gibt es noch acht bis zehn Jahre.

In einem viel kleineren Markt, in der Westschweiz, hat es soeben einen Verwandten aus der Familie der Nachrichtenmagazine erwischt. Diese Woche erschien *L'Hebdo* zum letzten Mal.

Den besten Kommentar zum Ende des Blatts lieferte der welsche Bundesrat Alain Berset. Er sagte: «Wenn man wie ich mit *L'Hebdo* gross geworden ist, ist es schwierig, sich sein Verschwinden vorzustellen.»

Berset hat Jahrgang 72. Er ist, wie man von ihm weiss, auch mit einem Fiat 127, mit Schallplatten von Art Blakey und mit einem Telefonapparat von Ascom gross geworden.

Die grossen Zeiten der Newsmagazine waren die achtziger und neunziger Jahre bis etwas über 2000 hinaus. Die Gattung hatte zwei Qualitäten, die sie von den übrigen Medien unterschied. Es war die Kombination von Einordnung und Enthüllung.

Einordnung hiess, dass Newsmagazine die Aktualität in deskriptiv-analytische Reporte verdichteten. Die Zeitungen hopsten damals noch stark von Tages-News zu Tages-News. Sie lieferten oft nur kleinteilige Kuchenstücke der laufenden Ereignisse. Die grosse Torte, hübsch verziert, backten dann erst die Magazine.

Ergänzt wurde diese Stilform durch eine hohe Dichte an echten wie künstlich aufgeschäumten Enthüllungsstorys. Newsmagazine waren damals die erste Adresse für Informanten, Denunzianten und Whistleblower aller Art. Sie entwickelten ein manisches Jagdfieber nach Scoops und Primeurs. Es waren die Trophäen für ihre Leser.

Im Jahr 1990 standen die Nachrichtenmagazine in ihrem Zenit. Der *Spiegel* erreichte eine Auflage von über einer Million und wurde kurz danach von *Focus* imitiert. Das österreichische *News* übersprang die Grenze von 250 000. In der Schweiz kam *Facts* auf gegen 110 000 und *L'Hebdo* auf gegen 50 000 Exemplare.

Dann begann die Nachfrage zu bröckeln. Die Tageszeitungen wandelten sich zu täglichen Wochenzeitungen und raubten den Newsmagazinen zunehmend das Feld der Hintergrundstorys. Das Internet kam auf und raubte ihnen zunehmend das Feld der Enthüllungs- und nachgelagerten Empörungsinindustrie.



Burnout und Esoterik: Spiegel-Magazin.

Die Nachrichtenmagazine fanden die Kurve nicht mehr. Auch bei *L'Hebdo* sank die Auflage zuletzt auf 33 000, und die Zahl der Inseratenseiten brach auf die Hälfte ein. Man schrieb seit Jahren rot.

Das Verglimmen der Gattung lässt sich gut am jahrzehntelangen Leuchtfeuer der Branche aufzeigen. Beim *Spiegel* sank die hart verkaufte Auflage aus Abonnements und Kioskverkauf auf inzwischen 585 000 Exemplare. Der Anzeigenerlös liegt 80 Millionen Euro tiefer als vor zehn Jahren. Man hat eben 150 Mitarbeiter abgebaut, und das Jahresergebnis liegt nahe null.

Für uns Leser ist noch augenfälliger, wie fad und unpolitisch der *Spiegel* – also die *Spiegel*-Leser – geworden sind. *Burnout* und *Esoterik* sind inzwischen die bestverkauften Titelgeschichten. Ähnlich gut geht nur noch Adolf Hitler. Die letzte richtige Enthüllung des Blatts liegt zwanzig Jahre zurück.

Man kann der Redaktion nicht einmal einen Vorwurf machen. Sie versucht es weiterhin. Aber sie weiss heute, dass ihr Titel nur digital, also in reduzierter Form, überleben wird. Auch der Fiat 127, die Schallplatte und das Ascom-Telefon waren irgendwann mit aller Kreativität nicht mehr zu retten.

Alles zu seiner Zeit, lautet die harte Regel des Mediengeschäfts. Die Zeit der Nachrichtenmagazine ist leider vorbei.

System Schunker

Von Henryk M. Broder — Kanzlerkandidat Martin Schulz.

Erst kam der Brexit, dann die Sache mit Trump, und jetzt greift ein Alien nach der Macht: Martin Schulz tritt an, «um Bundeskanzler dieses Landes zu werden». Er meint nicht Transnistrien, Moldawien oder Abchasien, nein, er meint die Bundesrepublik Deutschland, die politische und wirtschaftliche Lokomotive Europas.



Schulz war bis vor kurzem Präsident des Europaparlaments, Ende Mai letzten Jahres sagte er in einem Interview mit der *Welt am Sonntag*: «Mein Platz ist in Brüssel.» Da hoffte er noch, zum dritten Mal in Folge für das Amt des Parlamentspräsidenten nominiert zu werden. Es ist ein Job, der extrem gut honoriert wird. Zu den etwa 250 000 Euro an Diäten und anderen Entgelten kommen noch rund 110 000 Euro jährlich an Taggeldern, die unversteuert bleiben.

Wobei Schulz nie übers Geld spricht, er hat sein Leben der «europäischen Idee» gewidmet. Dafür wurde er mit Ehrungen überhäuft: vom Karlspreis der Stadt Aachen über das «Goldene Karussellpferd» bis zum «Grossen Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland». Anlässlich der Europawahl 2014 wollte Schulz unbedingt eine Stufe höher steigen und Präsident der Europäischen Kommission werden. Seine Partei hatte ihn als «Spitzenkandidaten» aufgestellt: «Nur wenn Sie Martin Schulz und die SPD wählen, kann ein Deutscher Präsident der EU-Kommission werden.»

Es kam anders. Präsident der EU-Kommission wurde der Luxemburger Jean-Claude Juncker, Frontmann der Konservativen. Zusammen mit seinem besten Freund, Martin Schulz, etablierte er das «System Schunker», Schulz und Juncker; was die beiden hinter den Kulissen aushandelten, wurde in die Tat umgesetzt. Und entgegen allem Gerede, Schulz habe die Rolle des Parlaments gestärkt, war das Gegenteil der Fall. Er hat sich als das Gesicht und die Stimme des Hohen Hauses etabliert. Und jetzt will Martin Schulz Kanzler werden. Gefragt, was ihn dazu qualifiziere, sagt er, er sei elf Jahre Bürgermeister der Gemeinde Würselen bei Aachen gewesen und kenne die Sorgen und Nöten der einfachen Leute. Martin Schulz, schreibt der frühere Chefredaktor der *Bild*-Zeitung, H.H. Tiedje, sei «eine unkalkulierbare Personalie», vor der sich die Kanzlerin nicht fürchten müsse. Mag sein, aber alternativlos war gestern.

Kostgänger der öffentlichen Hand

Die Saläre für die Chefs der bundeseigenen Betriebe kennen nur eine Richtung: nach oben. Auf Initiative der Sozialdemokratin Susanne Leutenegger Oberholzer will eine breite Koalition im Nationalrat dem Treiben ein Ende setzen. Ausgerechnet Freisinnige stellen sich quer. Von Florian Schwab

Die Staatspolitische Kommission des Nationalrats hat genug. Mit erdrückender Mehrheit (21:2) stimmte sie vor zehn Tagen einer parlamentarischen Initiative von Susanne Leutenegger Oberholzer (SP) zu, welche die Löhne der staatsnahen Betrieben begrenzen möchte. Die zwei Gegenstimmen kamen von der FDP: von Kurt Fluri, der als Solothurner Stadtpräsident und Multiverwaltungsrat in staatlichen Firmen ein ausgeprägter Kostgänger der öffentlichen Hand ist, und vom Aargauer Elektrounternehmer Matthias Jauslin.

Der letzte Versuch, das Problem in den Griff zu bekommen, bestand in einer parlamentarischen Gesetzesinitiative aus dem Jahr 2002, welche das sogenannte Kaderlohngesetz zur Folge hatte – gegen den Willen des Bundesrates. Dieses Gesetz ist seit 2004 in Kraft. Damit wollte das Parlament den galoppierenden Löhnen der staatsnahen Betriebe Einhalt gebieten und für transparente Verhältnisse sorgen. Der Bundesrat ist seither verpflichtet, jedes Jahr ein «Kaderlohnreporting» vorzulegen.

Um das Messgerät zu eichen, ein paar Zahlen vorweg: Ein Bundesrat verdient in der Schweiz 475 000 Franken. Bei einem Spitzenbeamten der obersten Lohnklasse 38 sind es 375 000 Franken – im Weltmassstab durchaus

ansehnliche Vergütungen für anspruchsvolle Aufgaben im öffentlichen Dienst.

Und wie sieht es nun bei den staatlichen Unternehmen und Agenturen aus, deren Löhne nicht durch das Bundespersonalgesetz gedeckelt sind? Die *Weltwoche* hat sämtliche Kaderlohnreportings seit 2004 bis und mit der neuesten Ausgabe 2015 analysiert. Darin werden jeweils die Löhne des obersten operativen Chefs und, wo vorhanden, des Vorsitzenden

Den grössten Gehaltssprung findet man beim Suva-Chef: sage und schreibe plus 68,61 Prozent.

der Aufsichtsbehörde (in der Regel der Verwaltungsrat) separat ausgewiesen. Für 2015 sind die Gehälter von 31 Direktoren und 29 Aufsichtschefs verbrieft. Elf von ihnen verdienen mehr als ein Bundesrat, und fünfzehn erhalten mehr, als was die Lohnklassen der Bundesverwaltung als höchstes Salär vorsehen.

Goldener Wandschrank

Neben den üblichen Verdächtigen, also den Chefs der Staatsbetriebe Swisscom, SBB und Post, figurieren unter den Topverdienern auch

gänzlich unbekannte Gesichter: der Chef der Schweizerischen Unfallversicherung (Suva) etwa, der fürstliche 677 656 Franken einfährt (darin enthalten ein 14. Monatslohn für den 2015 pensionierten Direktor – aber auch ohne diesen liegt der Lohn über 600 000 Franken). Zu den eher überraschenden Grossverdienern gehört auch der Direktor von Schweiz Tourismus (424 969 Franken) sowie die Chefs der SRG-Tochterunternehmen Publisuisse (410 643 Franken) und Teletext (373 737 Franken).

Vergleicht man die Gehälter des Jahres 2015 mit jenen von 2010 respektive 2004, so zeigen sich teilweise drastische Steigerungen. Beim Direktor von Schweiz Tourismus zeigt sich von 2010 bis 2015 ein Gehaltssprung von plus 58,57 Prozent. Der Präsident des Eidgenössischen Nuklearsicherheitsinspektorats hat trotz Atomausstieg sein Pensum von 40 auf 60 Prozent erhöht und verdiente 50,15 Prozent mehr als fünf Jahre zuvor. Den grössten Gehaltssprung über zehn Jahre findet man beim Suva-Chef: sage und schreibe plus 68,61 Prozent zwischen 2004 und 2015.

Die Analyse fördert Brisantes zu Tage. So gibt es beim Staat offenbar auch hin und wieder das, was die Franzosen einen *placard doré* nennen, also einen goldenen Wandschrank, in dem ver-

Die 16 Topverdiener beim Staat

Gesamtvergütung 2015



	Name, Funktion, Firma	in Fr.
1	Urs Schächpi, Konzernchef Swisscom	1832 000
2	Andreas Meyer, Konzernchef SBB	1046 186
3	Urs Breitmeier, CEO Ruag	1010 236
4	Susanne Ruoff, Konzernchefin Schweizerische Post	984 521
5	Thomas Jordan, Präsident Schweizerische Nationalbank (SNB)	906 500
6	Hansruedi Köng, CEO Postfinance	726 785
7	Felix Weber, Direktor Schweizerische Unfallversicherung Suva*	677 656
8	Hansueli Loosli, Präsident Swisscom	591 000
9	Roger de Weck, Präsident SRG	557 434
10	Mark Branson, Direktor Finanzmarktaufsicht (Finma)	551 970
11	Daniel Weder, Direktor Flugsicherung Skyguide	548 226
12	Jürg Schmid, Direktor Schweiz Tourismus	424 969
13	Thomas Bauer, Präsident (Finma)*	432 860
14	Martin Schneider, Leiter Publisuisse (SRG)	410 643
15	Eric Breval, Geschäftsleiter AHV-Ausgleichsfonds	393 836
16	Detlef Sold, Leiter Technology and Production Center (SRG)	373 737

* Inkl. zeitweiliger Doppelvergütungen an Vorgänger bei Amtsübergabe (z. B. 14. Monatslohn)

Elf Direktoren verdienen mehr als ein Bundesrat.

Die 5 grössten Gehaltssprünge 2004–2015

Jahresgehälter über 100 000 Franken (2015) berücksichtigt

Funktion, Gehaltsteigerung in Prozent. (Pensum in Prozent)
Gehalt 2004 (Pensum in Prozent)
Gehalt 2015 (Pensum in Prozent)



Die 6 verborgenen Absahner

Gesamtvergütung 2015



	Name, Funktion, Firma	In Fr.
1	Frank Schneider, Direktor Revisionsaufsichtsbehörde (Rab)	318 100
2	Philippe Richard, Direktor Eidg. Institut für Meteorologie	312 492
3	Thomas Daum, Verwaltungsratspräsident Schweizerische Exportrisikoversicherung (Serv)	126 650 45%-Pensum
4	Peter Hasler, Verwaltungsratspräsident Schweizerische Post (bis 2016)	252 135 50%-Pensum
5	Jean-Daniel Gerber, Präsident Swiss Investment Fund for Emerging Markets (Sifem)	44 000 22%-Pensum
6	Gilles Marchand, Verwaltungsratspräsident Publisuisse	33 000 6%-Pensum*

* An SRG zurücküberwiesen

diente Ex-Funktionäre im Vorruhestand deponiert werden: Der ehemalige Arbeitgeber-Direktor Peter Hasler amtierte bis 2016 im Halbtagespensum als Präsident der Post, wofür er eine Viertelmillion garnierte. Sein Nachfolger ist der frühere CVP-Fraktionschef Urs Schwaller. Thomas Daum, der auf Hasler gefolgt war, schaffte es ins Präsidium der Schweizerischen Exportrisikoversicherung, die für ein 45-Prozent-Pensum immerhin 126 650 Franken bezahlt. Und Jean-Daniel Gerber, ehemaliger Chef des Staatssekretariats für Wirtschaft, investiert im 22-Prozent-Mandat bei einem Entwicklungshilfegebilde Namens Swiss Investment Fund for Emerging Markets (Sifem) Schweizer Steuergelder in der ganzen Welt, wofür er 44 000 Franken erhält.

CVP-Präsident Gerhard Pfister, der in der zuständigen Kommission sitzt, stört sich am «Doppelspiel der Staatsunternehmen»: Bei ihren Ansprüchen an die Steuerzahler stellen sie gerne den Service public in den Vordergrund. «Und wenn es dann um die eigenen Bezüge geht, dann wollen sie wie ein privates Unternehmen behandelt werden.» Für Pfisters Kommissionskollegin Barbara Steinemann (SVP) gilt: «Je weniger eine Tätigkeit dem Markt ausgesetzt ist, desto weniger versteht der Steuerzahler solche Exzesse.»

Für die Urheberin der Initiative, Susanne Leutenegger Oberholzer, ist die jahrelange Untätigkeit des Bundesrats ausschlaggebend für den Unmut in Bevölkerung und Parlament. «Ich hoffe, dass auch der Ständerat den Handlungsbedarf erkennt.» Als nächstes befasst sich die zuständige Kommission in der kleinen Kammer mit dem Vorstoss. ○

Die 10 grössten Gehaltssprünge 2010–2015

Jahresgehälter über 100 000 Fr. (2015) berücksichtigt

	Funktion, Firma	Gehalt 2010 (Pensum)	Gehalt 2015 (Pensum)	Steigerung
1	Direktor Schweiz Tourismus	268 000 (100%)	424 969 (100%)	+58,57%
2	Präsident Ensi	100 000 (40%)	150 150 (60%)	+50,15%
3	Präsident Suva	74 100 (20%)	108 628 (25%)	+46,60%
4	Präsident Finma	320 000 (100%)	432 860 (100%)*	+35,27%
5	Präsident Ruag	154 000 (35%)	198 000 (35%)	+28,57%
6	Direktor Ensi	249 600 (100%)	319 764 (100%)	+28,11%
7	CEO Ruag	808 000 (100%)	1 010 236 (100%)	+25,03%
8	Direktor Suva	547 900 (100%)	677 656 (100%)	+23,68%
9	Leiter Publi-suisse (SRG)	344 500 (100%)	410 643 (100%)	+19,20%
10	Präsident ETH-Rat	243 000 (70%)	285 046 (80%)	+17,30%

* Inkl. einmaliger Zahlungen an Vorgänger bei Amtsübergabe

Schweiz

Heimliche Kostenexplosion

Alle sorgen sich um die Finanzierung der AHV. Wirklich dramatisch ist aber der Kostenanstieg bei den Ergänzungsleistungen.

Wie steht es um meine Rente? Ist die AHV gesichert? Die Altersvorsorge beschäftigt die Bevölkerung. Im Sorgenbarometer, das jährlich erhoben wird, findet sich das Thema regelmässig in den vordersten Rängen. Allerdings ist die Wahrnehmung verengt: Alle reden von der AHV, der IV und den Pensionskassen. Dabei entwickelt sich eine andere Sozialversicherung dramatischer als alle übrigen: die Ergänzungsleistungen, kurz EL genannt. Sie helfen dort, wo die AHV- und IV-Renten zusammen mit dem Einkommen die minimalen Lebenskosten nicht decken. Soweit die Theorie.

Die Tabelle zeigt, wie exponentiell die Kosten gestiegen sind. Von knapp zwei Milliarden (Mitte 1995) auf fast fünf Milliarden Franken. Dabei waren die EL bloss als Übergangslösung gedacht. Sie sollten aushelfen, bis die AHV plus die Leistungen der obligatorischen Pensionskasse eine existenzsichernde Rentenhöhe erreichten. Provisorien leben in der Politik bekanntlich länger, das zeigt das Beispiel der «provisorischen» Autobahnvignette. Nun mussten auch bei den Ergänzungsleistungen die optimistischen Aussichten brutal korrigiert werden. Durch die steigenden Wohnungsmieten und die Kosten für Langzeitpflege sind die Ansprüche an die EL sogar noch deutlich gestiegen.

Aber das ist nur die offizielle Erklärung oder die Hälfte der Wahrheit. Zwei Faktoren haben das Ausgabenwachstum massiv beschleunigt: Die EL müssen letztlich ausbügeln, was insgesamt im Sozialstaat Schweiz schiefläuft. Vor allem der starke Anstieg bei den IV-Rentnern unter Bundesrätin Ruth Dreifuss wirkte sich unmittelbar auf die Ergänzungsleistungen aus. Als die Sozialdemokratin 1993 das Departement des Innern übernahm, bezogen 176 000 Personen eine Invalidenrente. Bei ihrem Rücktritt hatte sich die Zahl auf 357 000 verdoppelt – und

parallel dazu der Bedarf nach Ergänzungsleistungen. Da immer mehr jüngere Leute invalid geschrieben werden, reichen Rente und das angesammelte Kapital der Pensionskasse (PK) bei weitem nicht aus, um eine existenzsichernde Rentenhöhe zu garantieren. Der Anteil der Ausländer, die auf Ergänzungsleistungen angewiesen sind, hat sich seit 1993 verdoppelt: auf 20 Prozent.

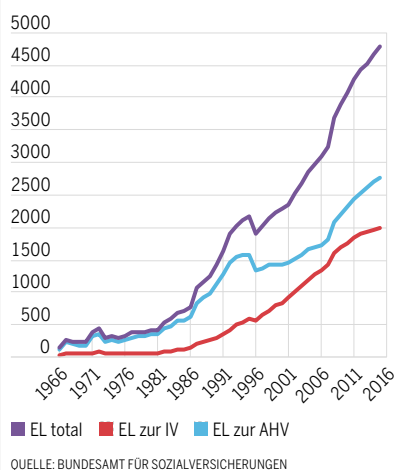
Nicht weniger besorgniserregend sieht es bei der AHV aus. Zwar konnte das Kostenwachstum kurzfristig gedämpft oder vielmehr verlagert werden, als 1996 bei den Krankenversicherungen das Prämienverbilligungssystem eingeführt wurde. Spätestens aber mit der Neuordnung der Pflegefinanzierung 2008 und der damit verbundenen Aufhebung der Begrenzung des EL-Betrags kam es zu einem weiteren Kostenschub, den insbesondere die Kantone spüren: Während AHV, IV und

die berufliche Vorsorge weitgehend mit Lohnprozenten finanziert werden, werden die EL aus den allgemeinen Steuereinnahmen alimentiert. Die Kantone kommen für gut 70 Prozent der Ausgaben auf, was 2015 einen Beitrag von 3,37 Milliarden ausmachte. Die Rechnung zahlt der Mittelstand.

Bundesrat Alain Berset sieht durchaus Reformbedarf. Er will vor allem den Vorbezug von PK-Kapital einschränken. So soll ausser für den Kauf einer selbstbewohnten Immobilie kein Geld mehr vorzeitig der beruflichen Vorsorge (zweite Säule) entzogen werden dürfen. Natürlich ist es stossend, wenn sich Leute vor der Pensionierung ins Ausland absetzen und beispielsweise in Thailand ihr PK-Vermögen verprasen und dann mit 65 den Antrag auf Ergänzungsleistungen stellen. Diese Missbräuche muss man abstellen. Aber das ist bloss Kosmetik, solange die IV-Bezüger immer jünger werden und die Pflegekosten im Alter unvermindert wachsen. Peter Keller

Ergänzungsleistungen

Entwicklung der Ausgaben für Ergänzungsleistungen (EL) seit 1966, in Mio. Franken



Quelle: Bundesamt für Sozialversicherungen

Massiver Ausgabenanstieg.



Von Gegnern umzingelt: Guy Parmelin (M.) mit Korpskommandant André Blattmann (r.) und seinem Nachfolger Philippe Rebord.

Selbstverteidigungsminister

Bundesrat Guy Parmelin handelt so, als sei nicht nur das Luftabwehrsystem Bodluf sistiert, sondern die Armee insgesamt. Jetzt steht der Verteidigungsminister in kurzen Hosen da.

Von René Zeller

So schnell kann der Wind drehen. Vor Jahresfrist übernahm der frischgewählte SVP-Bundesrat Guy Parmelin von seinem Parteikollegen Ueli Maurer das Verteidigungsdepartement. Nach wenigen Wochen wurde dem Waadtländer Magistraten emsig applaudiert. Im März annoncierte er überraschend frühzeitig den Abgang des langjährigen Armeechefs André Blattmann auf Ende 2016. Unmittelbar darauf setzte Parmelin ein rüstungspolitisches Ausrufezeichen, indem er das teure Rüstungsvorhaben Bodluf (bodengestütztes Luftverteidigungssystem) Knall auf Fall sistierte.

Endlich kommt einer, der den selbstherrlichen Armeefunktionären den Tarif durchgibt, hallte es freudig durch den Blätterwald. Hurra, der einstige Korporal Parmelin mistet den Augiasstall VBS aus, lautete der Tenor.

Der Griff an die Bodluf-Reissleine war, wie inzwischen zwei ausführliche Untersuchungen

ergeben haben, ein übereilter Schnellschuss. Die Geschäftsprüfungskommissionen beider Räte urteilen in ihrem 45-seitigen Bericht deutsch und deutlich: Der Sistierungsentscheid sei «weder sachlich noch politisch nachvollziehbar». Schon zuvor hatte der Untersuchungsbeauftragte Kurt Grüter keine Notwendigkeit erkannt, das laufende Evaluationsverfahren kurz vor der Ziellinie abubrechen.

Ungerechtfertigter Applaus

Jetzt steht Guy Parmelin, salopp formuliert, in kurzen Kampfhosen da. Er, der nach der Publikation des Berichts Grüter eisern an seinem kühnen Vorgehen festgehalten hat, muss nollens volens akzeptieren, dass der seinerzeitige Applaus nicht gerechtfertigt war. Stattdessen ist Parmelin gefordert, selbstkritisch zu analysieren, was er damals falsch gemacht hat. Die Fakten liegen auf dem Tisch.

Erstens: Die Luftabwehr muss dringend modernisiert werden. Das laufende – weit fortgeschrittene – Evaluationsverfahren hätte sinnvollerweise regulär beendet werden müssen. Doch Guy Parmelin hatte sich nach seinem Amtsantritt nicht ausreichend über die Causa Bodluf ins Bild gesetzt. Wenn er mit den richtigen Leuten gesprochen hätte, wäre ihm klar geworden, dass eine politische Würdigung der Systemwahl nach abgeschlossener Evaluation opportun gewesen wäre. Das hat Parmelin nicht erkannt. Zur unnötigen Verzögerung kommen ärgerlicherweise unnötige Kosten von zwanzig Millionen Franken hinzu.

Zweitens: Wie bei teuren Rüstungsvorhaben üblich, wurde auch Bodluf von Indiskretionen, Lobbyisten und armeeinternen Maulwürfen begleitet. Bereits vor der wichtigen Sitzung der Projektleitung vom 19. Januar 2016 gab es dafür

Indizien (kritische Verlautbarung der VBS-skeptischen Gruppe Giardino, Bericht in der *Zentralschweiz am Sonntag*). Über die Motive der indiskreten Briefträger kann nur spekuliert werden: Ging es darum, Bodluf abzuschliessen, um die Beschaffung neuer Kampffjets zu priorisieren? War Futternid von Konkurrenten massgebend? Waren sich aktive und ehemalige Luftwaffenoffiziere uneins?

Drittens: Die von unbekannter Seite instrumentalisierte «Rundschau» des Schweizer Fernsehens sprang jedenfalls auf den Zug auf, indem sie klassifizierte Dokumente auszugsweise präsentierte und so den Anschein erweckte, als sei Bodluf ein einziges Debakel. Flankenschutz leisteten die Nationalräte Adrian Amstutz (SVP), Walter Müller (FDP) und Chantal Galladé (SP), die sich vor laufender Kamera empört zeigten – ohne über detaillierte Kenntnisse des Evaluationsverfahrens zu verfügen. Der kommunikativ schlecht beratene Bundesrat Guy Parmelin selber liess sich von den Medienberichten und den unbedarften Wortmeldungen einzelner Parlamentarier offenkundig derart beeindrucken, dass er das Verfahren kurzerhand sistierte.

Viertens: Die Untersuchungen der parlamentarischen Geschäftsprüfer ergaben, dass Guy Parmelin den weitreichenden Sistierungsentscheid einsam fällte. Zuvor war er zwar von Luftwaffenchef Aldo Schellenberg in einer neunzigminütigen Besprechung über den Stand der Bodluf-Evaluation informiert worden. Aber offenkundig hatte Parmelin weder Zeit noch Lust, sich vor dem Sistierungsentscheid nochmals mit den Spitzen der Armee abzusprechen. Die Vertrauensbasis zwischen Departementsvorsteher und Armeeführung fehlte. Auch seinen Amtsvorgänger Ueli Maurer zog er nicht zu Rate, was zur grotesken Situation führte, dass Maurer nach der Sistierung medienöffentlich erklärte, er könne den Entscheid nicht nachvollziehen.

Nüchtern bilanzieren lässt sich, dass die Causa Bodluf ein weiteres Kapitel darstellt in der langen Geschichte der fehlgeleiteten, torpedierten oder finanziell aus dem Ruder gelaufenen Schweizer Rüstungsprojekte. Und nicht zum ersten Mal hat ein Bundesrat aktiv zum Malaise beigetragen.

Wenn jetzt Stimmen laut werden, die dem einstigen Waadtländer Weinbauern die Eignung absprechen, das grosse und latent konfliktträchtige Verteidigungsdepartement zu führen, so ist das zwar überzogen. Aber Parmelin muss Lehren aus seinem übereilten Bodluf-Sistierungsentscheid ziehen. Als uneinsichtiger Selbstverteidigungsminister wird er die Armee nicht vorwärtsbringen.

Zunächst sollte sich Parmelin nicht länger von skandalisierenden Medienberichten und von kurzfristig angestimmten Lobgesängen lenken lassen. Nach dem Bodluf-Sistierungsentscheid

kam der Applaus mehrheitlich von der falschen Seite. Wer sich darüber freut, wenn ein Rüstungsgeschäft abgewrackt wird, und wer jubelt, wenn ein Keil zwischen politische Instanzen und Armeeführung getrieben wird, ist der militärischen Landesverteidigung kaum zugetan. Der Politiker Parmelin muss danach trachten, in Bundesrat und Parlament Mehrheiten für die Anliegen der Armee zu finden, die nötigenfalls auch vor dem Volk bestehen. Weder die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee noch die armeekritische SRF-«Rundschau» werden ihm dabei behilflich sein. Handkehrum ist der Dissens im prinzipiell armeefreundlichen Lager, der die mehrjährigen Debatten zur Weiterentwicklung der Armee (WEA) begleitet hat, keine taugliche Arbeitsbasis für Parmelin. Hier muss er Gräben zuschütten, Vertrauen zurückgewinnen.

Für den gebeutelten Verteidigungsminister geht es jetzt darum, den Blick nach vorne zu richten. Die Armeereform, über die in den letzten Jahren heftig gestritten worden ist, ist unter Dach und Fach. Ihre Umsetzung bedingt die volle Aufmerksamkeit der Armeeführung, aber auch des Departementschefs. Die Modernisierung der Luftwaffe, die neue Kampffjets und ein zeitgemässes Luftabwehrsystem erfordert, ist eine herkulische Aufgabenstellung. Ohne Verbündete wird Parmelin nicht reüssieren. Er hat bisher zu wenig mit der Armeeführung kooperiert. Misstrauen ist keine Basis, die Erfolg verheisst. Der neue Chef der Armee, Philippe Rebord, ist bis dato öffentlich nicht in Erscheinung getreten. Auch die militärischen Milizverbände werden zunehmend ungeduldig. Im Zusammenhang mit Bodluf gab die Schweizerische Offiziersgesellschaft nach der Publikation des GPK-Berichts dem Verteidigungsminister imperativ die Marschrichtung vor: «Vorwärts, marsch!»

Schonzeit abgelaufen

Kann es sein, dass Guy Parmelin nach den Wirren um Bodluf Angst vor dem eigenen Mut bekommen hat? Der Schnellstarter ist zögerlich geworden. Wenn es darum geht, die Zukunft der Luftwaffe zu gestalten, versteckt er sich förmlich hinter den von ihm eingesetzten Expertengruppen. Als zupackend lässt sich der Gestaltungswille des Verteidigungsministers beim besten Willen nicht mehr bezeichnen.

Zugunsten des unter Druck geratenen Guy Parmelin lässt sich anfügen, dass der Verteidigungsminister mehr als andere Bundesräte von Gegnern umzingelt ist. Auch bei künftigen Rüstungsvorhaben wird mit Haken und Ösen gekämpft werden. Ein Teil des militärfreundlichen Lagers bleibt mit der Stossrichtung der Armeereform ganz und gar unzufrieden. Die Linke wird nicht aufhören, der Armee Steine in den Weg zu legen. Diese und weitere Unwägbarkeiten gehören zum Standardgepäck eines jeden Verteidigungsministers. Von Guy Parmelin werden trotzdem Taten erwartet. Seine Schonzeit ist abgelaufen. ○

Kommunikation

Volk gegen Elite

USR-III-Kampagne: Ein Flop in drei Akten.

Von Klaus J. Stöhlker

Wie die Elite dem Schweizer Volk in den Hammer gelaufen ist:

Akt 1 — Es muss ruhig bleiben: Die Planer der Economiesuisse unter Monika Rühl wollen nach erfolgreich durchgeschleuster Unternehmenssteuerreform II (USR II), bei der FDP-Bundesrat Hans-Rudolf Merz die Deckung gab, nun mit wenig Aufwand, gleichsam unbeobachtet, die USR III vors Volk bringen. Eine niedrige Stimmbeteiligung mit bürgerlich-treuen Abstimmenden wäre ideal. Diesmal gibt Ex-Bauernsekretär Ueli Maurer, ein Gefolgsmann des Milliardärs Christoph Blocher, als Finanzminister Deckung. Das Medienkonzert abhängiger Ökonomen und Journalisten setzt zur Unterstützung ein. SP-Regierungsrätin Eva Herzog aus Basel dient als Kronzeugin, die Regierungen der Kantone fallen in den Chor ein. Derlei ist eigentlich verboten, Freistil ist angesagt. Wie geplant, versteht das Volk die Vorlage nicht. Ein Ja liegt drin.

Akt 2 — Störfaktor Widmer-Schlumpf: Das Stimmvolk, bedrängt von Ängsten um die AHV, Gesundheitskosten und Arbeitsplatzsicherheit, auch angesichts sinkender Dienstleistungen von Post, SBB und anderen staatlichen Organisationen, wird von alt Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf im *Blick* von Verleger Michael Ringier (Euro-Turbo) geweckt. Bei bürgerlichen Befürwortern bricht Panik aus: «Verräterin!» Ruth Dreifuss verlässt ihr Genfer Lager, schliesst sich Widmer-Schlumpf an, gefolgt von weiteren wie Christian Wanner, alt Regierungsrat der FDP im Solothurnischen. Ruth Metzler, Unternehmensberaterin und Kurzzeit-Bundesrätin der CVP, eilt den Befürwortern zu Hilfe. Wie ist die Gemengelage? Ist Bundesrat gleich Bundesrat? Eilen die SVP-Wähler Ueli Maurer gegen die «Verräterin» zu Hilfe?

Akt 3 — Die Gegner vor dem Tor: Alarmstufe Rot bei Economiesuisse. Es geht um Karrieren. Heinz Karrer (Präsident) und Monika Rühl (Direktorin) werden packen müssen, wenn sie diese Jahrhundertabstimmung verlieren. Der Ball ist ausser Kontrolle. Jetzt ist er im Besitz des Volks, das seiner Zürcher und Berner Elite kein Wort mehr glaubt. Die Geldhähne werden aufgedreht. Noch zehn Tage, um das Spiel zu wenden.

Klaus J. Stöhlker ist Unternehmensberater für Öffentlichkeitsbildung in Zollikon/ZH

Zurück nach Eritrea

Das Urteil aus St. Gallen überrascht: Die Bundesverwaltungsrichter stützen die strengere Asylpraxis bei Eritreern. Gewonnen ist damit allerdings noch nicht viel.

Von Markus Schär

Was die junge Eritreerin erzählt, reicht auch für die Richter nicht als Fluchtgrund. Ihre Eltern, gab sie den Befragern zu Protokoll, hätten sie gleich nach der Schule mit einem Burschen verheiratet, der Militärdienst leistete. Der Ehemann tauchte aber im Sudan unter; deshalb kamen Soldaten ins Dorf der Ehefrau, um sie zu befragen. Ihr Mann warnte sie schliesslich per Telefon, ihr drohe Haft. Deshalb flüchtete sie 2011 ebenfalls aus dem Land, und nachdem sie gleich nach der Grenze von Nomaden verschleppt und missbraucht worden war, kam sie 2014 über Italien in die Schweiz.

Strafe muss nicht sein

Ein typischer Fall, über den die Bundesverwaltungsrichter Muriel Beck Kadima (Grüne), Regula Schenker Senn (SP) und William Waeber (SP) am 11. April 2016 entscheiden. Die Richter in St. Gallen untersuchen gar nicht, ob sie die Gründe zur Flucht glauben wollen, da die Geschichte «nicht genügend intensiv erscheint». Und doch anerkennen sie die junge Frau ohne überzeugenden Fluchtgrund als Flüchtling, denn das illegale Verlassen des Landes gilt als «subjektiver Nachfluchtgrund», nämlich als Zeichen politischer Opposition: «Illegal ausgereisten Rückkehrern droht in Eritrea eine unverhältnismässig harte Bestrafung.» Die Richter ordnen deshalb an, dass die Frau vorläufig aufzunehmen ist – wie derzeit knapp 8000 Landsleute.

Müssen Eritreer, die illegal ausgereist sind, aber tatsächlich fürchten, dass sie nach der Rückkehr ohne Prozess im Gefängnis verschwinden und unmenschliche Haftbedingungen erleiden? Im Juni 2016 berichten Abgesandte des Staatssekretariats für Migration von neuen Erkenntnissen aus Eritrea. Sie stellen fest, dass die Haft für das illegale Verlassen des Landes «den meisten Berichten zufolge zwischen einigen Monaten und zwei Jahren» betrage. Ausserdem kämen Rückkehrer straffrei davon, wenn sie ihr Verhältnis zu Eritrea regeln, nämlich eine «Diaspora-Steuer» von zwei Prozent der Einkünfte im Ausland bezahlen und ein Schuldeingeständnis wegen der Dienstverweigerung unterschreiben. Deshalb will das Staatssekretariat seine Praxis ändern, also Asylbewerber zurückschicken, die nur zu Flüchtlingen geworden sind, weil sie Eritrea illegal verlassen haben.

Über diese Praxis wacht aber das Bundesverwaltungsgericht: Die 28 Richter in den beiden Kammern zu Asylfragen sagen, was in der



Falsche Politik korrigiert: Strassenszene in Keren, Eritrea.

Schweizer Asylpolitik geht – nicht der Bundesrat, nicht das Parlament und schon gar nicht das Volk. Nach der Praxisänderung im Staatssekretariat müssen sie einen Grundsatzentscheid fällen. Der sozialdemokratische Richter Bendicht Tellenbach sucht sich als Vorsitzender dafür einen beliebigen Fall aus und macht sich mit einem Fünfergremium mit linker Mehrheit an die Arbeit, alle international verfügbaren Berichte über die Menschenrechtslage in Eritrea auszuwerten. Das Urteil, das nach monatelangen Beratungen und Abstimmungen unter allen Asylrichtern jetzt vorliegt, überrascht die Beobachter: Es stützt die Praxis des Staatssekretariats.

Einsamer Entscheid unter Blocher

Wollen die Richter eine falsche Politik zu rechtrücken, die sie vor zwölf Jahren selber erzwungen hatten? Kurz vor der Gründung des Bundesverwaltungsgerichts, in der Asylrekurskommission des Justizdepartements unter Bundesrat Christoph Blocher, setzten sie 2005 durch, dass die Schweiz als erstes Land bei Eritreern die Dienstverweigerung als Asylgrund anerkannte. Den Vorsitz führte Walter Stöckli (SP), der danach bis zu seiner Pensionierung im letzten Jahr als Kammervorsitzender in St. Gallen richtete, am liebsten zusammen mit seinem gleichgesinnten und fast gleichaltrigen Genossen Bendicht Tellenbach.

Der einsame Entscheid machte die Schweiz zum Magnet für Eritreer. Der Flüchtlingsstrom aus dem Land am Horn von Afrika schwoll an; zwischen 7000 und 8000 Eritreer forderten in den letzten Jahren Asyl. Sie machten rund ein Drittel der Bewerber aus, also deutlich mehr als jene aus Krisenländern wie Syrien oder Afghanistan. Die Zahl der Eritreer in der ständigen Wohnbevölkerung sprang denn auch von 2006 bis 2015 von 1023 auf 24 860 hoch; im letzten Jahr, für das sich noch keine Zahlen finden, dürfte angesichts des exponentiellen Wachstums die Marke von 30 000 geknackt worden sein. Mehr als 80 Prozent, auch seit Jahren anerkannten Flüchtlinge, sorgen nicht selber für ihren Lebensunterhalt; die Ausgaben für die Sozialhilfe drohen deshalb zu explodieren.

In einer Volksabstimmung von 2013 sprachen sich 78 Prozent dafür aus, Dienstverweigerung nicht mehr als Asylgrund zu anerkennen. Schon im Abstimmungskampf kündete allerdings Bundesrätin Simonetta Sommaruga an, der Volksentscheid ändere nichts daran, dass die Eritreer nicht zurückgeschickt würden, weil ihnen im Heimatland unmenschliche Strafen drohten. Darüber hinaus fanden rote und grüne Richter immer wieder Möglichkeiten, den Volkswillen zu hintertreiben, so, indem sie wider das Gesetz Familienangehörige von vorläufig Aufgenommenen

aus sicheren Staaten wie Äthiopien einreisen liessen.

Denn das Gericht in St. Gallen schert sich nicht um die Politik, die das Volk per Mehrheit beschliesst. Zwar setzt das Parlament das Bundesverwaltungsgericht gemäss den Parteistärken zusammen. Aber die SVP stellt immer noch nicht so viele Richter, wie es ihrem Wähleranteil entsprechen würde, also knapp ein Drittel. Und vor allem stimmt das Kräfteverhältnis in den beiden Kammern zum Asylrecht nicht: Nach dem Wechsel von SVP-Richter Fulvio Haefeli (*Weltwoche* Nr. 4 vom 26. Januar 2017) stellen die «Bürgerlichen», wie sie sich selber verstehen, elf Richter (SVP: 6, FDP: 3, CVP: 1; BDP: 1), die Linken aber zwölf (SP: 6, GP: 4, GLP: 2); dazu kommen vier im eigenen Verständnis «apolitische» Richter.

Das Parlament will den beiden Asylkammern temporär vier zusätzliche Richter zusprechen, um den Pendenzenberg abzubauen; davon sollen drei der SVP und einer der CVP zukommen. Allerdings gehen als nächste nach dem Sozialdemokraten Bendicht Tellenbach drei «bürgerliche» Richter in Pension – das Missverhältnis lässt sich also kaum korrigieren.

Ferien und Familienfeste

Auf die politische Haltung kommt es aber an: «Das Parteibuch beeinflusst Richterinnen und Richter sehr wohl», stellte die *Sonntagszeitung* fest – nicht ganz zufällig im Oktober, als die Asylrichter in St. Gallen um ihren Grundsatzentscheid zu Eritrea rangen. Das Blatt wertete die fast 30 000 Urteile seit 2007 aus und zeigte, was alle Beobachter seit je wissen: Die parteipolitische Zusammensetzung des Spruchkörpers entscheidet oft über das Urteil – Richterinnen von SP oder GP heissen dreimal so viele Beschwerden gut wie Richter der SVP. Die *Sonntagszeitung* zog aus dem Befund – der die Politik aufschrecken müsste – allerdings den falschen Schluss: Sie schoss sich auf SVP-Mann Fulvio Haefeli als «härtesten Richter» ein. Dabei lässt sich mit einer inhaltlichen Analyse der Urteile zeigen: Die Richter der SVP halten sich schlicht an die Vermutung, dass die Verwaltung ihre Arbeit richtig macht, heissen also nur rund jede zehnte Beschwerde gut; die Richterinnen von SP oder GP setzen sich dagegen oft über den Volkswillen hinweg.

Erstaunlich also, dass ein Spruchkörper mit einer linken Mehrheit die strengere Praxis des Staatssekretariats bestätigt: Selbst rote und grüne Richterinnen müssen anerkennen, dass sich eritreische Flüchtlinge in ihr Land wegweisen lassen, wenn sie für Ferien oder Familienfeste dorthin zurückreisen. Aber damit ist noch wenig gewonnen. Letzte Woche verurteilte der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte die Schweiz, weil ein Tamile, den sie nach Sri Lanka zurückgeschickt hatte, in Haft kam (siehe rechts). Die Richter in St. Gallen werden das Urteil zu nutzen wissen, um die Schweizer Asylpolitik weiter zu stören. ○

Justiz

Nicht unsere Richter

Das jüngste Strassburger Folterurteil gegen die Schweiz lässt vieles offen. Welche Misshandlungen der ausgeschaffte Tamile erlitten haben soll, ist ebenso unklar wie der Grund seiner Inhaftierung.

An sich kann ein Kläger den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg erst anrufen, wenn er alle Rechtsmittel im betroffenen Land ausgeschöpft hat. Im Fall des Tamilen X hat man sich über diese Grundregel hinweggesetzt. Begründung: Wie ein analoger Fall aus dem Jahr 1993 zeige, wäre seine Staatshaftungs-Klage nach Schweizer Recht a priori aussichtslos gewesen. Doch um Recht geht es hier nur am Rande, schon eher um Politik und Willkür.

Der Tamile X emigrierte 2007 von Sri Lanka nach Italien, zwei Jahre später zog er mit seiner Frau illegal in die Schweiz. Dreieinhalb Jahre brauchte die Schweizer Asyljustiz, um die Familie – die Frau war inzwischen mit dem dritten Kind schwanger – des Landes zu verweisen. Offenbar war der Mann, der 2007 ungestört und offiziell über den Flughafen von Colombo ein- und ausreisen konnte, nicht politisch verfolgt.

Eine individuelle Verfolgung machte X vor dem Bundesverwaltungsgericht, das sich Ende 2012 zweimal mit seinem Fall befasste, nicht einmal mehr geltend. Nach dem Friedensschluss von 2009 erschien den Richtern eine Rückkehr der Familie nach Sri Lanka zumutbar. Dieses Urteil wurde übrigens unter dem Vorsitz der als besonders milde bekannten Richterin Contessina Theis (Grüne) gefällt.

Neun Monate später, am 21. August 2013, wurde X mit seiner Familie ausgeschafft – und am Flughafen von Colombo prompt festgenommen. Die Schweizer Botschaft holte die Frau mit den Kindern umgehend in die Schweiz zurück, wo sie ein Bleiberecht erhielten. Doch X sass eineinhalb Jahre in seiner Heimat fest. Nach kurzer Haft musste er ein «Rehabilitations-Programm» für ehemalige Tamil Tigers absolvieren. Vertreter des Bundes kümmerten sich um ihn und holten X nach seiner Freilassung in die Schweiz zurück.

Der Tamile X wird seither als Musterbeispiel für die angeblich unmenschliche Asylpraxis der Schweiz herungereicht. Das Bundesamt für Migration (BfM) hat sich bei ihm entschuldigt, zeitweise wurden Rückführungen nach Sri Lanka generell gestoppt. Eine vom BfM bei Professor Walter Kälin (Kompetenzzentrum für Menschenrechte) in Auftrag gegebene Untersuchung kam 2014 zwar zum Schluss, dass die Asylent-

scheide im Fall X in Anbetracht seiner nebulösen Angaben nicht zu beanstanden waren. Kälin rügte dennoch eine ungenügende Abklärung der (nicht vorgebrachten) Fluchtgründe.

Doch das alles reichte dem Tamilen X nicht. Er verlangte eine Verurteilung seines Gastlandes wegen Folter – und 30 000 Euro Schmerzensgeld. Beides hat ihm Strassburg nun zugesprochen. Denn angeblich wurde der Mann bei seiner Inhaftierung in Colombo «geschlagen» und «misshandelt». Angeblich. Was ihm genau widerfahren sein soll, erfahren wir nicht, weder im Kälin-Bericht (soweit öffentlich zugänglich) noch im Strassburger Urteil. Hier heisst es lediglich, seine Frau habe anlässlich eines Haftbesuches bemerkt,

dass sein Gesicht «geschwollen erscheine»; gegenüber seinen Schweizer Helfern habe er «eingeschüchtert» gewirkt.

Allein schon im Hinblick auf die Bemessung der Genugtuung in Euro wäre die Frage, welche Misshandlungen der Kläger erlitten haben soll, aber für jeden normalen Richter von zentraler Bedeutung. Wurde der Tamile X systematisch gequält? Gab es Gewalt unter Insassen? Hat ein lokaler Beamter gegen die Regeln verstossen? Die Strassburger Richtern verlieren darüber kein Wort.

Die Strassburger Richtern verlieren darüber kein Wort.

Selbstmordanschläge und Massaker

Es interessiert sie auch nicht, warum der Mann ins «Rehabilitations-Programm» kam. Immerhin hatte der Kläger gemäss eigenen Worten den Tamil Tigers (LTTE) angehört, die 31 Staaten als terroristische Organisation einstufen. Neben 240 Selbstmordanschlägen, Massakern gegen buddhistische Mönche und Feuerattacken auf Moscheen geht unter anderem das Mordattentat auf Rajiv Gandhi auf das Konto der LTTE. In der Schweiz machen die Tamil Tigers vor allem mit Schutzgelderpressungen von sich reden.

Vor diesem Hintergrund hätte man zumindest gerne erfahren, was die Behörden von Sri Lanka dem Mann zur Last gelegt haben. Doch all das interessierte die Richter Luis López Guerra, Helena Jäderblom, Helen Keller, Branko Lubarda, Pere Pastor Vilanova, Alena Polackova und Georgios Serghides nicht, als sie die Schweiz wegen Folter (Art. 3 EMRK) verurteilten. Und die Schweizer täten gut daran, das Verdikt zu ignorieren. *Alex Baur*



Unmenschliche Praxis?

Strahlemanns Schlagseite

Im Wahlkampf veräppelte SRF-Moderator und USA-Experte Arthur Honegger Donald Trump als «Tronald Dumb» und räumte dem Kandidaten mit seiner «Clown-Show» keine Chancen ein. Von einer einseitigen Berichterstattung will er aber nichts wissen. *Von Rico Bandle und Hervé Le Cunff (Bild)*

Es sei doch gut, wenn auch mal die Experten überrascht würden, sagt Arthur Honegger. Elf Wochen ist es nun her, seit der «10 vor 10»-Moderator und langjährige USA-Korrespondent gemeinsam mit Stephan Klapproth die US-Wahl Nacht auf SRF präsentierte. Es war eine Nacht, die das Selbstverständnis vieler Journalisten erschütterte. Anfangs war die Stimmung im SRF-Studio heiter-optimistisch – alles deutete auf einen Sieg Hillary Clintons hin. Je näher die Morgendämmerung rückte, desto mehr verdüsterten sich die Mienen im Studio. Das Undenkbare schien Realität zu werden: dass «der Protz, der Prahlhans, der uns so abstösst», wie Stephan Klapproth Trump in der Sendung nannte, die Macht in den USA übernimmt.

Honegger gab sich gegen Ende der sechsstündigen Sendung selbstkritisch. Man habe die Sache wohl seit Monaten falsch eingeschätzt, sagte er – mit gutem Grund.

Zu Beginn des Wahlkampfs hatte er noch getwittert: «Trump hat haushohe Negativ-Werte, unmöglich damit die general election zu gewinnen.» Zudem bezeichnete er den Kandidaten auf Twitter als «Tronald Dumb» (dumm) und warf ihm vor, eine «Clown-Show» abzuziehen. Kann ein «USA-Experte», der zwei Bücher über das Land geschrieben hat, nach einer solchen Fehleinschätzung noch glaubwürdig über das Land berichten?

Honegger sagt sofort zu, als ich ihm vorschlage, über die Trump-Berichterstattung zu reden. Das sei eine wichtige Sache, sagt er. Was noch untertrieben ist: Der Umgang mit dem Phänomen Trump und all seinen Begleiterscheinungen wie den «Fake News» ist das alles dominierende Thema im Journalismus zurzeit.

Grosse Begeisterung für Amerika

Der Fernsehjournalist schlägt für das Gespräch ein Bagel-Café vor, nahe den SRF-Studios in Zürich Oerlikon. Das Selbstbedienungslokal à la Starbucks passt zu Amerika-Fan Honegger. Der smarte Moderator, der vor der Kamera immer einen schicken Anzug trägt, erscheint in einem legeren Kapuzenpullover. Als er die Ärmel hochkrepelt, kommen an den Unterarmen seine Tätowierungen zum Vorschein: links Zahlenreihen, rechts eine Metallkette.

Dass er sich bei Trump verschätzt habe, weist Honegger zurück: «Klar, ich habe tatsächlich nicht gedacht, dass er eine Mehrheit der Wähler überzeugen kann – und in dieser Hinsicht habe ich ja auch recht behalten.» Bisher sei es immer so gewesen, dass ein Kandidat mit stark polari-



Gezieltes Anheben der Augenbrauen: SRF-Star Honegger.

sierenden Positionen zwar die Vorwahlen gewinnen konnte; um Präsident zu werden, habe er sich dann allerdings öffnen müssen. Trump habe auf eine solche Öffnung verzichtet. «Aber siehe da, es hat doch geklappt – wenn auch mit viel Glück», sagt Honegger, «am Schluss haben weniger als 80 000 Stimmen in drei Staaten den Ausschlag gegeben.»

Der Fernsehmann lässt einen seine Begeisterung für die USA spüren, er zitiert Präsidenten wortwörtlich, hat viele Zahlen im Kopf, weiss über die Geschichte des Landes bestens Bescheid. Wie vor der Kamera zeigt er sich auch im Gespräch betont selbstbewusst. Er glaube nicht, dass SRF im Fahrwasser der internationalen Leitmedien einseitig über Trump berichtet habe. Den Ausdruck «Tronald Dumb» habe er gebraucht, nachdem der damalige Kandidat eine komplette Einreiseperrre für Muslime gefordert hatte. «Das ist eine hane-

büchene, verfassungswidrige Idee, und das muss man benennen», rechtfertigt er sich. Auch der nach der Wahl oft gehörte Vorwurf, die Journalisten bewegten sich in einer links-urbanen Filterblase, treffe bei ihm nicht zu. «Trump-Kritik hat nichts mit links oder rechts zu tun.» Die SRF-Korrespondenten hätten mit diversen Trump-Wählern gesprochen. «Ich kann die Gefühle dieser Menschen übrigens gut nachvollziehen. Während meiner USA-Zeit war ich unzählige Male im «Rostgürtel» im Mittleren Westen und weiss, woher die Wut der Wähler dort kommt.»

SRF blendet bei Trump Nazis ein

Als Betrachter fällt es einem schwer, bei SRF in der Causa Trump Ausgewogenheit zu erkennen. Selbst wenn formal alles korrekt erscheint, allein durch die Tonalität der Ansage ist meist schon klar, wo Sympathie und Antipathie lie-

gen. Manchmal reicht dafür bereits ein gezieltes Anheben der Augenbrauen. Entscheidend beim Fernsehen ist aber vor allem die Bildauswahl, hier ist der Spielraum für subtile, aber wirkungsvolle Manipulationen riesig. Zeigt man bei einem Kandidaten zum Beispiel bloss fröhliche Anhänger, beim anderen wütende, so kann der Kommentar dazu noch so ausgewogen sein, die Botschaft ist eindeutig.

Am Tag der Inauguration war die Schlagseite bei «10 vor 10» besonders augenfällig. Der ganze Schwerpunktbeitrag war von hohem Misstrauen geprägt, es kamen ausschliesslich Experten zu Wort, die Trump skeptisch gegenüberstehen. Tiefpunkt der Berichterstattung war, als ein alter Filmausschnitt eingeblendet wurde, in dem eine Gruppe Neonazis Trump mit Hitlergruss und «Heil Trump!»-Rufen hochleben liessen. SRF lieferte keinerlei Erklärung zur amerikanischen Alt-Right-Bewegung, die im Bild zu sehen war, und verschwieg auch, dass sich Trump von ihr distanziert hatte, nachdem das Video im November publik geworden war. Doch die Verbindung zwischen Nazis und Trump war hergestellt – und die bleibt in den Köpfen der Zuschauer hängen.

Honegger war an diesem Tag mit der Live-Sondersendung beschäftigt, will sich deshalb nicht

«Wenn Trump verkündet, er werde das Land retten, dann will ich wissen, wie.»

zu der «10 vor 10»-Szene äussern. Während des Gesprächs bleibt er stets loyal gegenüber seinen Kollegen. Er könne die Kritik an der Berichterstattung nicht nachvollziehen, sagt er. Man müsse doch immer kritisch sein den Mächtigen gegenüber, sie beim Wort nehmen. «Trump verspricht zum Beispiel, die Steuern für Unternehmen zu senken, zugleich kündigt er ein riesiges Infrastrukturprogramm an und sagt, die USA hätten in acht Jahren keine Staatsschulden mehr.» Bei jemandem, der so widersprüchlich argumentiere, müsse man genau hinschauen. «Wenn Trump verkündet, er werde das Land retten, dann will ich wissen, wie.»

Vieles, was Trump mache, sei nicht normal, entspreche nicht den Gepflogenheiten der Politik, daran müsse man sich nun gewöhnen. «Genau deshalb ist er gewählt worden. Seine Wähler haben genug von «normal», sagt Honegger. Er sehe durchaus nicht alles negativ am neuen Präsidenten. «Was die Freihandelsabkommen betrifft, da hat er zum Beispiel einen Nerv getroffen – jetzt muss er aber auch sagen, was denn besser funktionieren soll.»

Honegger ist ein leidenschaftlicher Debattierer. «Ich könnte ewig über das Thema reden», sagt er, als wir aufbrechen. Schliesslich meint er, und da sind wir uns für einmal völlig einig: «Es sind spannende Zeiten. Aber auch herausfordernde für uns Journalisten.» ○

Trump-Verblödung

«Kann ihn jemand erschiessen?»

Prominente und Journalisten geben ihre Abscheu gegenüber Donald Trump hemmungslos zum Besten. Mordaufrufe und Nazi-Vergleiche sind schon fast normal geworden.

Der Bann ist gebrochen. Geht es um Donald Trump, sind sämtliche Regeln des Anstands und des guten Geschmacks ausser Kraft gesetzt. Genau die gleichen Leute, die die geringste verbale Grenzüberschreitung von rechts reflexartig anprangern, schiessen hemmungslos gegen den neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten. Namhafte Publizisten kokettieren mit Trumps Ermordung, Popstars wollen gleich das ganze Weisse Haus in die Luft sprengen, Hitler-Vergleiche gehören schon fast zum guten Ton, spätestens seit sogar Papst Franziskus einen solchen bemüht hat. Eine kleine Auswahl von Ausfälligkeiten der letzten Wochen.

«Ja, ich bin böse, ich bin wütend, ich habe schrecklich oft daran gedacht, das Weisse Haus in die Luft zu sprengen.»

Popsängerin **Madonna** am Protestzug Women's March

«Mord im Weissen Haus zum Beispiel.»

Josef Joffe, Herausgeber der Wochenzeitung *Die Zeit*, im TV-Sender Phoenix auf die Frage, welche Möglichkeit es gebe, Donald Trump frühzeitig des Amtes zu entheben

«Andere brüllen «Heil Trump» und feiern ihn mit Hitlergruss.»

SRF stellt nach der Inauguration mit einem alten Video eine Verbindung her zwischen Trump und Neonazis, siehe auch Artikel links nebenan.

«Ich spüre Hitler in diesen Strassen. [...] Ich bin nicht so eklig, wie wenn deine eigene Tochter dein liebstes Sexsymbol ist.»

US-Schauspielerin **Ashley Judd** trägt am Women's March ein Anti-Trump-Gedicht vor, in dem Trump auch eine inzestuöse Beziehung zu seiner Tochter unterstellt wird.

«Ein hitlerischer Hintergrund.»

MSNBC-Moderator **Chris Matthews** über Trumps Inaugurationsrede

«[Donald Trump ist] Vorreiter einer autoritären und chauvinistischen Internationale.»

Der deutsche Vizekanzler **Sigmar Gabriel** stellt Trump auf eine Ebene mit **Wladimir Putin**, **Marine Le Pen** und **Recep Tayyip Erdogan**.

«Die Ermordung [Trump] lässt so lange auf sich warten.»

Times-Kolumnistin **India Knight** auf Twitter, 28. Januar 2017

«Ein totalitärer Blender und betrügerischer Dilettant hat es geschafft, sich ins Weisse Haus wählen zu lassen.»

Die Wochenzeitung *Die Zeit* nach der Wahl Trumps

«Ich dachte, Donald Trump würde leiser werden nach seiner Inauguration. Ich lag falsch. Kann ihn jemand erschiessen?»

Wegen dieses Facebook-Posts musste der schwedische Lokalpolitiker **Roland Peterson** zurücktreten.



Trump-Protest.

«Dear God; Trump next, please! Trump next, please! Trump next, please! Trump next, please! Trump next, please! Trump next, please!»

Schauspieler **Charlie Sheen** ruft auf Twitter Gott dazu auf, Trumps Leben ein Ende zu setzen – inklusive Stinkefinger-Emoji.

«Hitler hat nicht die Macht an

sich gerissen. Er wurde von seinem Volk gewählt, und danach hat er sein Volk zerstört.»

Papst Franziskus vergleicht in einem Interview mit der spanischen Zeitung *El País* Trump mit Hitler, ohne allerdings dessen Namen zu erwähnen.

«Hassprediger.»

Der deutsche Aussenminister **Frank-Walter Steinmeier**, als er Donald Trump mit der deutschen Rechtspartei AfD verglich.

«Rattenfänger», «Protz», «Grossmaul», «der Prahlhans, der uns so abstösst».

Moderator **Stephan Klapproth** über Donald Trump während der Wahlnacht auf SRF

«[Es handelte sich] bei diesen Wahlen entgegen dem äusseren Anschein nicht um eine normale Entscheidungsfindung auf Basis der demokratischen Grundwerte.» Dies nicht immer wieder zu betonen, «hätte einer Normalisierung des Ungeheuerlichen Vorschub geleistet».

Stephan Klapproths offizielle Rechtfertigung gegenüber der Ombudsstelle seiner Ausfälligkeiten in der Wahlnacht

«Für mich ist Donald Trump der nächste Hitler.»

Ozzy Osbourne, Rockstar

Kliniken auf falschem Kurs

In der Schweiz gibt es zu viele Krankenhäuser mit hohen Kosten. Das liesse sich beheben, wenn sich Kantone und Krankenversicherer beim Finanzieren nicht gegenseitig stören würden.

Von Beat Gygi

Das schweizerische Gesundheitswesen erinnert ein wenig an Teig, dem zu viel Hefe beigelegt wurde und der nun enorm aufgeht. Er quillt über den Rand der Form und hat so viele Blasen und Risse, dass man sich fragt, ob der Kuchen wohl noch gut wird. Dieses Jahr betragen die Gesundheitsausgaben in der Schweiz laut der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich gegen 80 Milliarden Franken, mehr als doppelt so viel wie vor zwanzig Jahren. Damals machten die Gesundheitsausgaben 9 Prozent des Bruttoinlandprodukts aus, 2014 bereits 11 Prozent, und die KOF rechnet mit einer Steigerung auf 12,2 Prozent bis 2018. Der Gesundheitssektor dehnt sich seit langem gut doppelt so schnell aus wie die Wirtschaft. Am Dienstag hat das Beratungsunternehmen EY prognostiziert, die Krankenkassenprämien würden sich bis in gut zehn Jahren fast verdoppeln, wenn nichts passiert.

Nutzloser Aufwand

Vorläufig tut die Hefe ihre volle Wirkung, die stärksten Wachstumsimpulse kommen von den Spitälern, die einerseits stationäre Leistungen, also mit Übernachten, andererseits ambulante Leistungen anbieten. Der Aufschwung des Gesundheitssektors bringt sicher bessere Gesundheit und Lebensqualität, aber ein Teil des Aufwands verpufft wohl nutzlos. Der Bundesrat schätzt die Verschwendung auf einen Fünftel, aber da es über Qualität und Kosten der Leistungen in Schweizer Spitälern kaum Informationen gibt, müssen Indizien weiterhelfen. «Das Leistungs-Kosten-Verhältnis ist in der Schweiz unbefriedigend», sagt der an der Universität Basel tätige Gesundheitsökonom Stefan Felder in nebenstehendem Interview mit Blick auf die Spitalbranche. Wichtig sind für ihn die Spielregeln zur Finanzierung und Überwachung der Spitalleistungen sowie die Anreize, denen Ärzte, Spitalmanager, Politiker, Patienten und Versicherer ausgesetzt sind, und da sieht er Mängel.

André Zemp, Spezialist für den Gesundheitssektor bei der Wirtschaftsprüfungs- und Bera-

tungsunternehmung KPMG, beschreibt aus betriebswirtschaftlicher Sicht ähnliche Probleme wie Felder. 2012 sei die Spitalfinanzierung umgestellt worden auf der Abgeltung von Einzelleistungen auf Fallpauschalen. Nun nach drei Jahren im neuen Regime, so Zemp, stellten Spitalleitungen ernüchert fest, dass die Abgeltungen pro Fall grossenteils gleich geblieben oder gesunken seien, bei wenigen Zunahmen, aber gleichzeitig seien die Kosten für die Spitäler auf breiter Front deutlich gestiegen. Spitalleitungen versuchten nun vor allem auf zwei Wegen darauf zu reagieren: Die einen suchten durch Wachstum auf ein besseres Ertrags-Kosten-Verhältnis zu kommen. Kliniken können

zent zahlen, im ambulanten Bereich dagegen die Versicherer 100 Prozent, führe zur Bevorzugung des Stationären. Oft werde der Spitalaufenthalt gewählt, weil da für die Geldgeber ja nicht die vollen Kosten spürbar seien. Das sei eine Systemverfälschung – oder anders gesagt: zu viel Hefe drin. Im Prinzip sieht Zemp zwei Lösungen: entweder das gleiche Finanzierungssystem mit den gleichen Kostenaufteilungen auf Ambulant und Stationär anwenden oder die sogenannte monetarische Finanzierung einführen, bei der alle Mittel aus einer Quelle kommen, entweder vom Kanton oder vom Versicherer. Letzteres sähe er als Revolution – und das ist in etwa der Kurs, den Felder vorschlägt.



Zu viele Spitalbetten, zu lange Aufenthaltsdauer.

beispielsweise grössere Netze von zuweisenden Hausärzten organisieren, oder grosse Zentren können mit bestimmten Fachgebieten und Ärzten ihr Profil und ihre Anziehungskraft stärken. Kleinere Spitäler suchen laut Zemp den Ausweg aus dem Kostendruck eher in Nischen mit Spezialangeboten oder in Kooperationen.

Dann spricht er den brisanten Punkt an, der auch für Felder im Vordergrund steht: Die Schweiz hat im internationalen Vergleich lange Aufenthaltsdauern in Spitälern und eine hohe Zahl von Spitalbetten. Das hängt laut Zemp eng mit den unterschiedlichen Finanzierungsarten der ambulanten und der stationären Leistungen zusammen. Dass im stationären Teil die Kantone 55 Prozent und die Krankenkassen 45 Pro-

über die Schwierigkeiten im Klaren, die Kantone in ihrer Rolle zu beschränken, die heute über 9 Milliarden Franken pro Jahr in der Spitalbranche einsetzen. Immer wieder hätten sich die Kantonsvertreter in der Vergangenheit grundsätzlich gegen die Finanzierung der stationären Versorgung aus einer Hand gewehrt. Humbel schwebt vor, das Modell des heutigen Risikoausgleichs unter den Krankenversicherern heranzuziehen und die Kantonsmittel eben nach diesem Muster den Versicherten in den jeweiligen Kantonen via ihre Krankenkassen zugute kommen zu lassen. Dies kommt Felders Ansatz nahe, aber die Rolle der Kantone würde Humbel weniger stark einschränken und diesen in der neuen Einrichtung Mitsprache einräumen. ○

Wer finanziert was?

Immerhin gibt es auch in der Politik Kräfte, die in diese Richtung Vorstösse unternehmen. Nationalrätin Ruth Humbel (CVP), Mitglied der Sozialkommission des Nationalrats, ist daran, mit einer Subkommission einen Vorschlag zur gleichartigen Finanzierung von Ambulant und Stationär zu erarbeiten. Eckwerte sind laut Humbel definiert, aber die Fragen, wer was zu finanzieren hätte und wie die Mittel einzusetzen wären, seien noch offen. Sie hofft, der Gesamtkommission im Herbst einen Vorschlag vorlegen zu können. Sie sei sich

«Unsere Spitäler sind zu klein»

Gesundheitsökonom Stefan Felder findet das Kosten-Leistungs-Verhältnis der Schweizer Spitäler unbefriedigend. Seiner Ansicht nach sollten die Krankenversicherer mehr zu sagen haben.

Herr Felder, Sie plädieren seit längerem dafür, dass die Spitäler eine klarere Finanzierung haben sollten als heute. Was läuft falsch?

Die Kantone zahlen 55 Prozent einer Spitalbehandlung, die Krankenversicherer 45 Prozent, grob gesagt, machen sie also etwa halbe-halbe. Und beide Seiten wollen die Bürger möglichst grosszügig versorgen oder genauer: die Kantonspolitiker ihre Wähler und die Kassen ihre Versicherten. Wer aber nur die Hälfte einer Leistung bezahlt, tendiert automatisch dazu, zu viel zu bestellen. Im Extremfall summiert sich die gesamte Nachfrage auf das Doppelte dessen, was nötig ist, auf jeden Fall aber ist sie zu hoch. Das ist ein ehernes ökonomisches Gesetz und ein Grund dafür, dass wir derart üppige Spitalkapazitäten haben.

Wie misst man das?

Im Vergleich mit Deutschland hat die Schweiz, gemessen an der Bevölkerung, gleich viele Spitäler, im Vergleich mit den USA doppelt so viele. Vor allem aber: Unsere Spitäler sind zu klein. Wir brauchen weniger, dafür grössere Spitäler, und wir brauchen weniger Betten, dafür mehr ambulante Versorgung, also Behandlungen ohne Übernachtung.

Wie gut arbeiten die Schweizer Spitäler im Vergleich etwa mit deutschen Kliniken?

Sicher nicht schlechter, aber wir haben höhere Kosten für Spitalaufenthalte, als selbst amerikanische Kliniken sie haben. Das Kosten-Leistungs-Verhältnis ist in der Schweiz unbefriedigend.

Würden die Spitäler effizienter arbeiten, wenn sie nur aus einer Quelle finanziert würden?

Ja, die heutige Mischfinanzierung führt zu hohen Preisen und mangelnder Qualität.

Wie kommt das?

Kantone und Gemeinden haben eine sehr starke Stellung in diesem Markt. Das ist das Grundproblem, das noch nicht gelöst ist: 2012 hat die Schweiz zwar umgestellt auf eine neue Spitalfinanzierung mit Fallpauschalen, aber die Kantone behielten ihre alte Stellung, ihren Versorgungsauftrag, und zusätz-



«Starke Machtballung»: Stefan Felder.

lich blieben sie Schiedsrichter und oft auch Eigentümer im Spitalwesen.

Sollen die Kantone also nicht für eine möglichst gute eigene Gesundheitsversorgung schauen?

Die kleinen Kantone sind schlicht zu klein, um die stationäre Versorgung effizient zu organisieren. Wenn sich 50 Prozent der Bevölkerung ausserkantonale stationär behandeln lassen, wie im Falle von Basel-

«Vertragsfreiheit ist die Bedingung zur Verhinderung von Verschwendung im Gesundheitswesen.»

land, muss man überregional zusammenarbeiten. Bei der Kleinteiligkeit der Schweiz ist die kantonale Ebene nicht die richtige, um die Spitalversorgung bereitzustellen.

Dann ist ein Übergang zur Bundesstufe nötig?

Das wäre eigentlich konsequent, weil ja auch die obligatorische Krankenversicherung Bundessache ist, wie es auch der gesetzliche Katalog der versicherten Leistungen ist, den die Versicherer umsetzen müssen. Wenn Versorgungsaufträge auf

Kantonebene dazwischenkommen, verursacht das erhebliche Reibungen.

Was ist die Lösung?

Der gesamte Versorgungsauftrag sollte an die Krankenversicherer gehen.

Erhalten die dann nicht zu viel Macht?

Die Macht befindet sich im Gesundheitswesen heute auf der Anbieterseite. Im stationären Bereich sind es die Kantone, die die Spitalisten erstellen, Tarife bestimmen und sagen, wer was abrechnen darf. Die Spitäler auf der Liste sind automatisch im Geschäft, die Versicherer haben gar keine Möglichkeit, etwas zurückzuweisen. Und eine ganz ähnliche Situation haben wir im ambulanten Bereich, die Ärzteschaft ist sehr stark organisiert, und auch da sind die Kassen gezwungen, jeden als Vertragspartner anzuerkennen. Wir haben eine starke Machtballung auf der Anbieterseite und auf der Gegenseite sechzig Krankenversicherer, die zu wenig Möglichkeiten haben, Einfluss zu nehmen.

Ist es denn sinnvoll, eine Finanzierung aus einer Hand zu fordern und die Krankenversicherer dafür vorzusehen, obwohl deren Macht gering ist?

Das Ganze müsste eben verbunden werden mit der Aufhebung des Vertragszwangs. Die Krankenversicherer müssen Vertragsfreiheit erhalten, so dass sie Anbieter auswählen und ungenügende Leistungen ablehnen können. Es gab schon zahlreiche Vorstösse im Parlament, und ich glaube, dass der politische Druck nun so gross ist, dass solche Vorhaben eine Chance auf eine Umsetzung haben. Vertragsfreiheit ist die Bedingung zur Verhinderung von Verschwendung im Gesundheitswesen. Ausnahmen sind die Verträge im Managed-Care-Bereich, bei denen es mehr Spielraum gibt.

Sind die Versicherer Führungsmässig und fachlich denn stark genug, um den mächtigen Anbietern gegenüberzutreten?

Nach meiner Einschätzung haben wir in der Schweiz eine relativ gute Situation, weil wir eine lange Tradition der privaten Krankenversicherung haben, in der Versicherer rechnen und verhandeln können. Aber klar, die Krankenversicherer könnten heute eine stärkere Rolle spielen.

Stefan Felder ist Inhaber der Professur Health Economics an der Universität Basel.

Interview: Beat Gygi



Schweiz

Besser als Social Media

Sind Landsgemeinden ein veraltetes Ritual, Ausdruck überholter Folklore? Im Gegenteil: Die Versammlung von Stimmbürgern stellt die direkteste Form der Demokratie dar, fördert die Zivilcourage und ist ein Gegenkonzept zur Welt der «Shitstorms» und «Fake News». *Von Wolf Linder*

Zugegeben, ich war während langer Jahre kein grosser Freund der Landsgemeinde und teilte die Skepsis vieler: In der öffentlichen Versammlung gibt es kein Stimmgeheimnis. Jeder sieht, wie der Sohn, der Nachbar oder der Angestellte abstimmen und wen sie wählen. Ein wortgewaltiger Landammann vermag die Versammlung über Gebühr zu beeinflussen. Das Handmehr ist bei knappem Abstimmungsausgang kaum zu ermitteln... Und dann erinnert man sich noch an die verstockten Innerrhödler, die ihren Frauen das Stimmrecht mehrmals verweigert hatten. Es brauchte einige beherzte Appenzellerinnen, welche die Sache vor Bundesgericht brachten und 1990 jene politischen Rechte erzwangen, die für die übrigen Schweizerinnen längst galten. Seinerzeit hätte ich wohl mit jenen Nid- und Obwaldnerinnen und Ausserrhödlern gestimmt, die ihre Landsgemeinde in den neunziger Jahren abschafften. Heute sind Glarus und Appenzell Innerrhoden die einzigen Kantone, in denen die Vollversammlung der Stimmbürger noch jährlich über wichtige Sachgeschäfte, die Finanzen und die Wahl ihrer Behörden entscheidet – die letzten also, die mit der Landsgemeinde Folklore feiern und an einem alten Zopf festhalten, der nicht mehr so recht in unsere Zeit passen will?

Faszinierendes Bild

Erste Zweifel an dieser Meinung überkamen mich vor gut zehn Jahren in einem Gespräch mit Marianne Kleiner, die erst Ausserrhoder Regierungs-, dann Nationalrätin war: Sie setzte sich mit beachtenswerten Gründen, aber erfolglos für die Wiedereinführung der Landsgemeinde in Trogen und Hundwil ein. 2006 kam der Paukenschlag aus Glarus: Ein Antrag junger Linker verlangte die Fusion der 25 Orts- zu drei Einheitsgemeinden – und die Landsgemeinde stimmte zu. Dann, ein Jahr später, führte die Glarner Versammlung als erster Kanton das Stimmrechtsalter sechzehn ein. Das war nun definitiv mehr als Folklore. Zwei Forschungsarbeiten am politikwissenschaftlichen Institut, das ich einst geleitet hatte, haben mich dann dazu gebracht, meine Ansichten vollends zu revidieren.

Eine erste, die Dissertation von Hans-Peter Schaub,* vergleicht die Demokratiequalität von Landsgemeinde- und Urnen-Entscheiden



Sachliche Begründungen: Landsgemeinde in Glarus.

in sechs Kantonen; die zweite Studie** befragt tausend Glarner Stimmberechtigte nach ihrer Teilnahme an der Landsgemeinde und will wissen, wieweit die Debatten der Versammlung selbst zur Meinungsbildung beitragen. Überdies wurde gefragt, wie gross der Rückhalt der Versammlungsdemokratie in der Glarner Bevölkerung ist.

Beide Untersuchungen zeichnen ein faszinierendes und neues Bild dieser Einrichtung. Das Urnensystem, in dem Initiative und Referendum gegen Parlamentsbeschlüsse die Versamm-

Die hohe Demokratiequalität der Verhandlungen der Landsgemeinden überrascht.

lung der Bürger und Bürgerinnen ersetzen, ergibt für die Unabhängigkeit der Judikative und die Handlungsfähigkeit der Regierung einen Vorteil. Die «Radikaldemokratie» der Landsgemeinde dagegen erweitert die Möglichkeiten der Volkswahl und lässt Bürgerinnen und Bürger über eine grössere Zahl von Sachgeschäften effektiv entscheiden. Auch schafft sie grössere Klarheit der Regierungsverantwortung. Völlig

überraschend ist aber die hohe Demokratiequalität der Verhandlungen, welche beide Studien in den Landsgemeinden vorfinden.

Zwar nimmt im Schnitt nur etwa ein Viertel der Stimmbürgerschaft an der Versammlung teil. Die Glarner sind aber stolz auf ihre Landsgemeinde und halten deren Entscheide für besonders glaubwürdig. Mit Grund, denn dort findet eine echte und lebendige Auseinandersetzung mit den wichtigen Geschäften des Kantons statt. Ein guter Teil der Abstimmenden etwa bildeten sich ihre Meinung zu zwei näher untersuchten Vorlagen erst an der Landsgemeinde. Vor Ort, im Ring, wurden neue Argumente vorgebracht, welche die Meinungsbildung tatsächlich beeinflussten. Befragte halten Anträge von Direktbetroffenen und Bürgerinnen ohne politisches Amt für besonders glaubwürdig und lassen sich bei sachlich guter Begründung überzeugen. Einen ähnlichen Befund zeigt eine ältere Fallstudie zur Behandlung der Ortsplanung in sechzig Gemeinden des Kantons Zürich: Wirklich neue Vorschläge wurden eher aus der Mitte der abschliessenden Gemeindeversammlung vorgebracht als im vorangehenden Verfahren, an denen organisierte Interessengruppen mitwirkten.

Solche Vorzüge der Versammlungsdemokratie dürften auch mit ein Grund sein, wieso einige Deutschschweizer Gemeinden die in den siebziger Jahren eingeführten Parlamente wieder aufgelöst haben und zur Gemeindeversammlung zurückgekehrt sind. Zwar dürfte die Urrendemokratie in grösseren Städten aus praktischen Gründen die einzige Lösung bleiben. Gemeinden, die mit der Versammlungsdemokratie gut fahren, haben indessen keine Veranlassung, auf die «Modernisierung» durch ein Parlament zu setzen. Im Übrigen sollten wir uns davor hüten, Urnen- und Versammlungsdemokratie gegeneinander auszuspielen. Beide hätten, so Politologe Schaub, ihre spezifischen Vorzüge und Nachteile und seien in vielen Punkten gleichwertig, was die Qualität des Gesamtsystems lokaler Demokratie angeht. Das Problem fehlender geheimer Stimmabgabe besteht zwar bis heute, sollte aber im Zeitalter der Smartphones grundsätzlich lösbar sein.

Anträge der Mutigen

Was aber sind die Gründe für die hohe politische Diskussionsqualität der Versammlungsdemokratie, die wir nicht nur für die Landsgemeinde, sondern für Hunderte von Gemeindeversammlungen landauf, landab, aber nicht überall vermuten dürfen? Erstens braucht es persönliche Courage, in einer Versammlung aufzustehen und Vorschläge zu unterbreiten, von denen man nur eines weiss: Sie sind nicht allen genehm. Solche Courage ist nicht selbstverständlich; ich habe Versammlungen erlebt, in denen sie auch mir fehlte und ich mich im Nachhinein darüber ärgerte. Aber diese Zivilcourage findet sich meist und vielerorts, und darum werden Anträge der «Mutigen» vermutlich ähnlich geschätzt wie im Glarner Ring.

Zweitens ist Meinungsäusserung an einer öffentlichen Versammlung nicht nur ein Recht, sondern auch eine Verpflichtung gegenüber sich selbst: Man muss buchstäblich stehen zu dem, was man sagt. Das ist der grosse Unterschied zur Anonymität jener Social Media, in denen Shitstorms, «Fake News» und die Mobilisierung einer virtuellen «Gemeinde» von Gleichgesinnten regieren, weil keiner und keine zu dem steht, was durch sie in die Welt gesetzt wird. Drittens sind Anträge in der Versammlung auf eine sachliche Begründung angewiesen. Sie führen auf jene öffentliche Diskussion des Für und Wider, die unverzichtbar ist für demokratische Entscheidungen, in denen es keine Gewissheit des Guten und Richtigen gibt.

Wolf Linder ist emeritierter Professor für Politikwissenschaften der Universität Bern. Von 1974 bis 1982 sass er für die SP im Thurgauer Parlament.

* Hans-Peter Schaub: Landsgemeinde oder Urne – was ist demokratischer? Urnen- und Versammlungsdemokratie in der Schweiz. Nomos, Baden-Baden 2016

** Marlène Gerber, Hans-Peter Schaub, Sean Müller: Umfrage zur Landsgemeinde des Kantons Glarus: Forschungsbericht. Institut für Politikwissenschaft, Bern 2016

Karrieren

Protz und Pomp

Rudolf Dieterle, der ehemalige Direktor des Bundesamts für Strassen, lobbyiert für Basels überdimensionierte Verkehrsprojekte. Die Rolle passt zu ihm. Von Alex Reichmuth

Rudolf Dieterle ist wieder wer. Der Kanton Basel-Stadt hat den pensionierten Direktor des Bundesamts für Strassen (Astra) als Lobbyisten engagiert. Jetzt gilt er dort als Hoffnungsträger. Dieterle soll der Stadt am Rhein dank seinen Kontakten in Bern gleich mehrere Mega-Verkehrsbauten sichern.

Zuvor hatte Dieterles Ruf gelitten. Als früherer Chef des Berner Tiefbauamts war er für den Baupfusch im Mitholtztunnel im Kandertal verantwortlich. Der Tunnel musste notfallmässig für Dutzende Millionen Franken saniert werden. Als Astra-Chef fiel er durch Vetternwirtschaft, willkürliche Vergaben und Geldverschwendung auf. Das Bundesamt geriet ins Visier der Finanzkontrolle, die 2013 in einem Bericht ein vernichtendes Bild von Dieterles Kompetenzen zeichnete. «Die Kosten stehen oft in keinem Verhältnis zum Nutzen», hiess es etwa zur Art, wie er IT-Projekte umsetzte.

Protz und Pomp waren aber schon immer das Markenzeichen von Dieterle. Als Berner Tiefbauchef organisierte er einst ein rauschendes Betriebsfest, das den Kanton 200 000 Franken kostete. Trotz Kritik veranstaltete er vor seinem Wechsel zum Bund für seine Mitarbeiter nochmals eine teure Feier aus Bonusgeldern. Als er Anfang 2015 vorzeitig in Pension ging, liess Dieterle an seinem Abschiedsfest in einem Innenhof Heizpilze aufstellen, obwohl diese im Kanton Bern im Freien verboten sind. Die *Schweizer Illustrierte* verlieh ihm dafür ihren Schmähepreis, den «Kaktus»: «Inzwischen haben Sie ja einige Erfahrung mit Skandalen!» Zum Reputationsschaden hinzu kam, dass Dieterle mit seinen Ambitionen auf eine Politkarriere krachend scheiterte. Im Februar 2015 ging er als CVP-Kandidat für das Parlament seines Wohnkantons Baselland sang- und klanglos unter.

Honig um den Mund

Da kam der Ruf des Basler Bau- und Verkehrsdirektors Hans-Peter Wessels (SP) just zur richtigen Zeit. Die Stadt muss dringend die Autobahn A2 ausbauen, die auf ihrem Gebiet chronisch überlastet ist. Zwar könnte man die Strasse zu mässigen Kosten um zwei Spuren verbreitern. Doch dafür ist sich Basel zu schade. Die Stadt will eine Luxuslösung in Form eines fast vier Kilometer langen Tunnels unter dem Rhein hindurch – bezahlt vom Bund. Der

Bund hat aber signalisiert, dass er die Kosten für zu hoch hält. Also musste Dieterle ran. «Ich weiss, was Basel-Stadt will und was der Bund braucht», verkündete dieser mit geschweller Brust – und strich den Baslern Honig um den Mund. Er sei zuversichtlich, dass Bern mehr an den Tunnel zahle als angekündigt, so Dieterle: «Der Betrag wird vom Bund noch aktualisiert.» Im letzten Oktober kam der Dämpfer: Der Bund teilte mit, dass der Autobahntunnel, wenn überhaupt, frühestens 2027 gebaut werde.

Dieterle dürfte das wenig gekümmert haben. Kurz zuvor war er nämlich befördert worden, zum Koordinator eines weiteren Protz- und Pomp-Projekts. In Basel träumt man seit langem von einer S-Bahn-Verbindung unter der Innenstadt, dem sogenannten Herzstück. Aber auch hier sieht die Stadt ihre Felle davon-

schwimmen. Denn man hat bei der Planung die SBB nicht einbezogen. Diese haben am Tunnel nur Interesse, wenn der auch Fernzügen offensteht. Basel hat die Rampen aber so steil geplant, dass das nicht geht. Im letzten April antwortete SBB-Chef Andreas Meyer auf die Frage, ob es das Herzstück wohl in den Ausbausritt 2030 des Bundes schaffe, kurz und klar: «Nein.»

Kaum zum Koordinator des Projekts ernannt, wartete Dieterle aber mit grossen Worten auf:

«Der Zug ist noch nicht abgefahren.» Kurz darauf wurde zwar bekannt, dass der Bund dem Projekt gerade mal dritte Priorität einräumt, dessen Realisation also höchst unwahrscheinlich ist. Dieterle beeindruckte das wenig: «Noch ist gar nichts verloren», meinte er trotzig. Im Dezember machte die *Basler Zeitung* publik, dass der Tunnel derart falsch konzipiert worden ist, dass die Planung quasi von vorne beginnen muss. Gegenüber der Zeitung verweigerte Rudolf Dieterle jede Auskunft darüber, wie es zum Flop kommen konnte. Er sei erst seit kurzem Projektkoordinator, redete er sich heraus. Schon in wenigen Monaten wolle er aber eine neue Linienführung präsentieren.

«Das Herzstück ist auf Kurs», versichert Dieterle auf Nachfrage der *Weltwoche*. In Wahrheit droht dem Projekt vielmehr der Herzinfarkt. Bis dieser eintritt, holt Dieterle wohl noch einige Zeit lang sein Edellobbysten-Honorar auf Kosten von Basels Steuerzahlern ab – um sich dann in den längst verdienten Ruhestand zu verabschieden.



Rudolf Dieterle.



Mühevoller Rückeroberung: Federer, 35, am Sonntag bei seinem Sieg in Melbourne.

Der letzte Zug von Grösse

Sporthistoriker *Ed Smith* beschrieb vor ein paar Jahren in der *Weltwoche* Roger Federers Karriereherbst. Noch immer ist er fasziniert von der Genialität dieses «natürlichen Aristokraten» aus der Schweiz.

Vor drei Jahren schrieb ich in einem Artikel in diesem Magazin, «Federer zu erleben, ist reicher, komplexer und emotionaler als all die anderen Sportereignisse, die ich gesehen habe, zusammengenommen».

Obwohl mein sportlicher Hintergrund ein anderer ist – ich spielte in Grossbritannien dreizehn Jahre lang professionell Cricket –, war es ein Tennisspieler, Roger Federer, der mir zeigte, was Sport kann. Wenn ich versuche, mir das künstlerische und ästhetische Potenzial von Sport vorzustellen, macht Federer das Bild grösser. Wenn ich Argumente für den Sport suche, nehme ich Federer als Beispiel. Der moderne Sport verbindet zwei Kategorien von Werten, die auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun haben. Die erste geht zurück auf die Renaissance in Italien (wo die Ursprünge des Tennis liegen) und wurde im viktorianischen England wiederbelebt. Es war die höfische Tradition von Ehre, Zurschaustellung und Manieren – Sport als Abbild kultivierten Lebens.

Die zweite Kategorie von Werten, die im 20. Jahrhundert die Überhand gewann, begreift Spitzensport als eine von vielen Karrieremöglichkeiten: ein professionelles Business, in dem Siegen fast oder gar das Einzige ist, was zählt. Bis vor kurzem dachten wir, dass diese zweite Kategorie die erste völlig aufheben würde. Moralische Überlegenheit und die in der Renaissance als Sprezzatura gepriesene Fähigkeit, auch grösste Anstrengungen mühelos erscheinen zu lassen, wurden den Verlierern überlassen.

Ein Kritikertraum

Das Bemerkenswerte an Federer ist, dass er die beiden Traditionen vereint. Er gewinnt beim brutalen, heiss umkämpften Spiel des heutigen Spitzensports. Aber die Art, wie er gewinnt: seine Fröhlichkeit, sein Auftritt, sein Respekt für die Gegner, die Einsicht, dass Gewinnen nicht alles ist, auch wenn es so scheint – diese Eigenschaften gehören zu einem viel älteren Wertesystem. So vereint Federer, einfach, weil er so ist, zwei scheinbar widersprüchliche Traditionen: den Code des Gentlemen – unangestrengt und anmutig – und den Code des unerbittlichen, konsistenten Profis. Wenn man etwas so Vielfältiges wie Sport auf ein «Ideal» reduzieren möchte, dann heisst es «Federer».

All diese Qualitäten waren beim Final in Melbourne augenfällig. Als Nadal im vierten

Satz der Schlag des Turniers gelang – ein millimetergenauer Vorhand-Squash-Schlag mit ausgestrecktem Arm –, applaudierte Federer. Es war der natürliche Instinkt des Sportlers, der ihn mit der linken Hand auf sein Racket klatschen liess: spontane Anerkennung für die Brillanz des Gegners.

Das Spiel war in jeder Beziehung ungewöhnlich. In der Regel ist es Nadal, der seine Gegner im Schwitzkasten hat. Nicht dieses Mal. Federers einhändige Rückhand, oft seine Schwäche gegen Nadals überragenden Topspin, wurde in Melbourne zu seinem entscheidenden Vorteil. Während Nadal hin- und herhetzte, wurde Federer immer ruhiger und stärker – imposant und unerschütterlich. Auf jeden seiner Rückhand-Punkte reagierte er mit der klassisch aufrechten Haltung, die sagte, dass er weder einknicken noch sich ergeben würde: «Hier stehe ich. Ich kann nicht anders.»

In unserem Haus sassen beim Final des Australian Open drei Generationen vor dem Fernseher. Im fünften Satz bemerkte mein Vater, Romanautor, meine Tränen und erinnerte mich an den Rat des Dichters Philip Larkin: «Bleib nahe dran, wenn dich etwas bewegt.» Während der sehr liebevollen Ansprachen von Federer und Nadal nach dem Spiel drehte sich mein Sohn, dreieinhalb, zu mir um und sagte: «Das sind beides sehr nette Leute.»

Gute Männer, die uns mit grossem Sport zu Tränen rühren: Sportjournalisten sind wie Literaturkritiker abhängig von der Qualität dessen, was sie beurteilen müssen. Diese Geschichte, subtil und vollendet, war ein Kritikertraum.

In meinem Artikel vor drei Jahren fragte ich, was Federer, der damals mit einem Karrieretief kämpfte, zum Weitermachen motiviere: «Sollte es dem natürlichen Aristokraten gelingen, sich wieder an die Spitze zu kämpfen», schrieb ich am Schluss, «wird das der endgültige Beweis seiner Meisterschaft sein und ihm jenen letzten Zug von Grösse verleihen, der ihm bislang versagt blieb.»

Mühevoller Rückeroberung sah noch nie so schön aus, und wir kennen jetzt mit Sicherheit die Antwort.

Der ehemalige Profi-Cricketspieler *Ed Smith* ist Autor und Dozent. Er unterrichtet Sportgeschichte an der Universität von Buckingham.

Aus dem Englischen von *Beatrice Schlag*



«Putins Muskeln, Mann, die waren eine Wucht»: Dana Rohrabacher in seinem Büro im amerikanischen Kongress.

Trumps Arm nach Moskau

Er stählt seine Muskeln auf dem Surfbrett in den Wellen Kaliforniens und kämpfte an der Seite von Ronald Reagan im Kalten Krieg. Nun steht Dana Rohrabacher, Republikaner mit Schweizer Vorfahren, an vorderster Front bereit für eine Aussöhnung mit Putins Russland. *Von Urs Gehriger*

Der Abend war lang, der Durst gross, die Stimmung im «Kelly's Irish Times» in Downtown Washington schraubte sich auf den Siedepunkt. Das Paar, das sich im Schummerlicht des Pubs gegenüber sass, hätte unterschiedlicher nicht sein können. Hier der bullige Surfer mit Schalkgesicht. Dort der geschmeidige Judoka mit Pokerface. Hier der Kalte Krieger, der in Afghanistan russische Stellungen beschossen hatte. Dort der ehemalige Spion im Dienste des Obersten Sowjets. In bierseligem

«Am wichtigsten ist, dass wir eine gemeinsame Formel zur Zerstörung des radikalen Islam finden.»

Übermut rollten Dana Rohrabacher und Wladimir Putin die Ärmel hoch und duellierten sich. Was damals niemand ahnte: Der Showdown in der Spelunke war der Beginn einer Bekanntschaft, die nun, zwei Jahrzehnte später, auf der Weltbühne Früchte tragen könnte.

Letzten Samstag hat US-Präsident Donald Trump mit Putin telefoniert. Die beiden hätten eine Reihe gemeinsamer Bedrohungen diskutiert, hiess es aus dem Weissen Haus. Und der Kreml liess verlauten, man habe vereinbart, bilaterale Beziehungen auf

«Augenhöhe» anzustreben. Damit scheint die Bahn frei für den anderen Raufbold aus dem Washingtoner Pub.

Dana Rohrabacher, 69, republikanischer Kongressabgeordneter aus Kalifornien, ist seit jener durchzechten Nacht wiederholt nach Russland gereist. Er sitzt dem Unterausschuss für auswärtige Angelegenheiten mit Schwerpunkt Europa, Eurasien und neue Bedrohungen vor. Ausserdem steht der passionierte Wellenreiter aus Costa Mesa Präsident Donald Trump nahe und kam in die engere Auswahl für das Amt des Aussenministers. Nach der Inauguration Trumps hat ihn die *Weltwoche* auf dem Capitol Hill getroffen.

Präsident Trump hat die Tür zu Moskau aufgestossen. Die Mehrheit der Republikaner ist skeptisch. Dana Rohrabacher, welche Chancen geben Sie einer Annäherung zwischen Amerika und Russland?

Nicht nur die Republikaner, die Mehrheit aller Abgeordneten ist Russland feindlich gesinnt. Meine Kollegen haben keine tiefen Kenntnisse von den politischen Verhältnissen in Russland und können das Potenzial einer Annäherung nicht abschätzen. Donald Trumps Initiative ist entscheidend. Er bringt den Wunsch nach einem Rapprochement deutlich zum Ausdruck. Kraft seines

Amtes kann er die Öffnung vorantreiben. Auf der anderen Seite muss Putin auch die Hand ausstrecken.

Wo sehen Sie Raum für eine Annäherung?

Es gibt eine ganze Reihe von Gebieten, wo wir gemeinsame Interessen haben: die Erforschung der Arktis oder die Beseitigung von Weltraumschrott zum Beispiel, oder aber die Entwicklung von sauberer Nuklearenergie. Am wichtigsten allerdings ist, dass wir eine gemeinsame Formel zur Zerstörung des radikalen Islam finden. Er ist unser gemeinsamer Feind. Hier gibt es grosses Potenzial für eine Kooperation, obwohl Russland und die USA im Nahen Osten verschiedene Interessen verfolgen.

Eine Annäherung bedingt die Bereitschaft zu Kompromissen. Welche Zugeständnisse sollten die USA gegenüber Russland machen?

Ich hoffe, dass Präsident Trump die Sanktionen gegen Russland aufhebt. Er müsste Putin vorschlagen, dass wir unsere Beziehungen von neuem beginnen sollten.

Rohrabachers Vorschlag erinnert an die Reset-Politik der Ära Obama, den politischen «Neustart» mit Moskau 2009, der kolossal scheiterte. Von einem Reset will der Kalifornier denn auch nichts wissen, er spricht vielmehr von

einem pragmatischen Ausloten von gemeinsamen Interessen. Auch will er die Sanktionen nicht einseitig aufheben. Ihm schwebt ein «quid pro quo» vor, nach dem sich Russland aus der Ostukraine zurückzieht, nicht zwingend jedoch von der Krim, welche Russland 2014 unter grossem Protest des Westens annektierte.

Zwar wurde damals auf der Krim ein Referendum über die Zugehörigkeit der Halbinsel abgehalten, allerdings ohne die Möglichkeit, für den Status vor Beginn der Krise zu stimmen und ohne unabhängige Wahlbeobachter. Um dieses Manko zu beheben, schlägt Rohrabacher eine neue Volksabstimmung vor, diesmal unter Aufsicht von internationalen Beobachtern. Rohrabacher zweifelt keinen Moment, dass sich die Krimbewohner erneut für einen Verbleib bei Russland aussprechen würden. Sie seien ethnische Russen, sprächen Russisch und fühlten sich als russische Staatsbürger.

Herr Rohrabacher, Sie plädieren seit Jahren für eine Aussöhnung mit Russland, haben das Land oft besucht, und bei einem gerüchtemwitterten Anlass haben Sie auch Putin persönlich kennengelernt. Was ist damals genau passiert?

Das war in den neunziger Jahren in Washington. Putin besuchte die USA im Rahmen eines Treffens junger politischer Leader. Er war damals stellvertretender Bürgermeister von St. Petersburg. Wir hatten für ihn und seine Kollegen ein Footballspiel organisiert und gingen dabei ordentlich zur Sache. Um unseren Durst zu löschen, lud ich die russischen Gäste in mein Lieblingspub «Kelly's Irish Times» ein. Nach ein paar Bier gerieten wir in einen heftigen Disput darüber, wer den Kalten Krieg gewonnen habe. Wir Amerikaner haben selbstverständlich insistiert, dass wir die Sieger seien. Die Russen hingegen meinten, sie hätten den Kommunismus von sich aus verworfen, weil er nicht funktioniert habe. Da wir uns nicht einigen konnten, hatte jemand die Idee, die Entscheidung durch Armdrücken herbeizuführen. Mein Gegner war dieser kleine Blondschof mit blauen Augen.

Sie duellierten sich mit Putin. Wer hat gewonnen?

Ich würde gerne behaupten, dass ich ihn geschlagen habe, aber kaum hatte ich seine Hand gefasst, hebelte er mich auf die Tischplatte. Damals hatte ich keine Ahnung, wer er war und was aus ihm werden würde. Aber seine Muskeln, Mann, die waren eine Wucht.

Rohrabachers Vorfahren wanderten 1709 in die USA ein. «Sie kamen aus einem kleinen Dorf, wahrscheinlich aus der Deutsch-

schweiz, und liessen sich im Hudson River Valley nieder.» Von zweihundert Einwanderern ihrer Gruppe sei die Hälfte bereits im ersten Winter gestorben. Die Rohrabachers haben überlebt. «Meine Vorfahren waren entschlossene Mitstreiter der amerikanischen Revolution und kämpften in George Washingtons Armee.»

Dana Rohrabacher hat den Kampfgeist seiner Ahnen geerbt. Er stellte sich in den Dienst von Ronald Reagan, wurde sein Pressesprecher, später einer seiner Redenschreiber und prägte die Reagan-Doktrin mit. (Sie hatte zum Ziel, durch Unterstützung antikommunistischer Guerilla-Kämpfer prosovjetische Regierungen zu schwächen und letztlich zu stürzen.) 1988 reiste Rohrabacher nach Afghanistan und verbrachte einige Wochen in den Reihen der Mudschahedin. Gemäss eigenen Schilderungen beteiligte er sich sogar an Raketenangriffen auf sowjetische Stellungen, die von den «Roten» mit Gegenfeuer quittiert worden seien.



«Antrieb Patriotismus»: Rohrabacher (l.), Reagan.

Sie haben einen verblüffenden Wandel vollzogen, vom Kalten Krieger zum Sympathisanten Russlands. Was hat Sie dazu bewogen?

Mein Antrieb war stets Patriotismus. Ich glaube an Thomas Jeffersons Idee, dass Freiheit die Grundlage der Einheit eines Landes ist. Ich wusste, dass Kommunismus eine Bedrohung für die Freiheit in der Welt bedeutete. Als ich realisierte, dass das russische Volk den Kommunismus über Bord warf, hatte ich kein Problem, die Hand zur Freundschaft auszustrecken. Putin hat in Russland traditionelle Werte gefördert, der Kirche ihren Platz in der Gesellschaft zurückgegeben, und er spricht sich gegen Abtreibung aus. Dies sind Werte, mit welchen ich übereinstimme.

Die Endphase des US-Wahlkampfes 2016 wurde überschattet von Nachrichten über russische Hackerangriffe. Hat Putin versucht, Ihre Präsidentschaftswahlen zu manipulieren?

Ich habe keine Ahnung. Gut möglich, dass die Russen Material der Öffentlichkeit zuspielten, das sie durch Hackerangriffe in Beschlag genommen hatten. Aber ich denke,

über alles gesehen, greifen die Russen in keiner Weise so viele Daten ab, wie wir Amerikaner dies tun. Das ist Teil unserer Politik. Kanzlerin Merkel hat dies am Beispiel des eigenen Handys erfahren.

Aber der Vorwurf der russischen Wahlmanipulation steht im Raum. Das wäre ein Angriff auf die nationale Souveränität Ihres Landes. Oder sehen Sie das anders?

Wir wissen, dass die Russen keine unserer Wahlmaschinen manipuliert haben. Abgesehen davon sollten wir uns selbst an der Nase nehmen. Wie oft haben wir in anderen Ländern interveniert, um dafür zu sorgen, dass die «richtige» Regierung an die Macht kam? Ich erinnere mich an die Invasion in der Dominikanischen Republik, als nach einem Coup 1965 der «falsche» Typ gewonnen hatte. Wir schickten die Marines rein und haben die Insel übernommen. Es gibt eine ganze Reihe solcher Beispiele. Ich sage nicht, dass dies gut ist. Ich meine, wir sollten die Finger davon lassen. Aber wenn die Russen es tun, sollten wir nicht die Heuchler und Saubermänner spielen. Wir müssen aufhören, mit zweierlei Mass zu messen.

Und Putins Intervention in Syrien, vor allem in Aleppo, der unzählige Zivilisten zum Opfer fielen, trübt Ihr Bild Russlands in keiner Weise?

Wir schaffen keinen Frieden, wenn wir jemanden der Kriegsverbrechen bezichtigen für Dinge, die auch wir wiederholt getan haben, in Vietnam, Hiroshima, Nagasaki und anderswo.

Ihr Parteikollege John McCain nennt Putin einen «Schurken und Schlächter». Er hat heftigen Widerstand angekündigt, sollte Trump die Sanktionen gegen Russland aufheben.

Die konstante und hasserfüllte Kritik an Putin seitens der Senatoren McCain, Graham und Rubio verhilft uns nicht zu einer friedlicheren Welt, sondern macht neue Kriege wahrscheinlicher.

Wann planen Sie Ihre nächste Reise nach Moskau?

Im April. Mit einer Kongressdelegation halten wir Gespräche in der Duma.

Sollte einmal eine Brücke nach Russland geschlagen sein, werden Sie dann Putin zur Revanche herausfordern? Vielleicht auf dem Surfbrett?

Zuerst muss ich ein künstliches Schultergelenk einpassen lassen, aber im August steige ich wieder in die Wellen. Eine Challenge gegen Putin vor meiner Haustür in Kalifornien wäre fantastisch.

Auf jeden Fall gäbe er ein prima Fotosujet ab: entblösster Oberkörper in wilder Natur, ganz nach dem Geschmack Putins.

Dieses Foto sähe ich gerne an meiner Wand hängen. ○

Der Retter aus Würselen

Von Thilo Sarrazin — Martin Schulz ist Kanzlerkandidat der SPD. Der amtierenden Kanzlerin wird er freilich nicht gefährlich werden können.



Martin Schulz hat Charme, Witz und eine goldene Zunge. Keiner kann ihm wirklich böse sein. Er war der erste Präsident des Europäischen Parlaments, der in der Öffentlichkeit bekannt wurde. Kann er mehr? Lieber Leser, das weiss ich nicht. Seine kleine Buchhandlung jedenfalls hat er als junger Mann mit Erfolg geführt, und als Bürgermeister seiner Heimatstadt Würselen (40 000 Einwohner) hat er vor 25 Jahren eine gute Figur gemacht. Seine Laufbahn im Europaparlament, die seit 23 Jahren andauert, zeigt, dass er gut mit Menschen umgehen kann.

In seiner Begeisterung für Europa lässt sich Schulz von keinem überbieten, fünf Sprachen kann er auch. Substanzielle und realistische Vorstellungen zur Währungsunion, zur Zukunft der EU oder zur Lösung der Zuwanderungs- und Flüchtlingsfragen habe ich von ihm noch nicht gehört. Dieser Vorwurf trifft ihn aber nicht allein. Er schliesst Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker, Angela Merkel oder Aussenminister Frank Steinmeier ein, der jetzt ins Amt des Bundespräsidenten entrückt wird.

Sigmar Gabriel ist im Amt des Wirtschaftsministers ruhmlos geblieben. Die Energiewende ist so teuer und verknotet wie eh und je. Er hatte es eilig, das ungeliebte Amt zu verlassen. Seine Nachfolgerin Brigitte Zypries wird es in den acht Monaten bis zur Wahl zwar hüten, aber nicht gestalten. Der neue Aussenminister Gabriel wird auch nichts mehr richten können. Alles Wichtige liegt sowieso in der Hand der Bundeskanzlerin. Erfolg der Rochade: Bis zur Wahl im September wird die SPD-Seite im Bundeskabinett blasser wirken als je zuvor. Das dient Angela Merkel und der CDU.

Fast alles hängt jetzt für die SPD davon ab, was Martin Schulz von aussen bewirken kann. Mehr als Reden wird das nicht sein können. Es wird ein Reden ohne Amtsbonus sein. Sein Amt als europäischer Parlamentspräsident hat er in einer Zeit des Niedergangs wahrgenommen und dabei alle Fehlentscheidungen und Kompromisse mitgemacht und offensiv vertreten.

So sympathisch und beredt er ist, wirkt er doch wie ein Mann des Systems. Die Punkte, in denen er wirklich anderer Meinung ist als Merkel, wird man noch suchen müssen. Es ist fraglich, ob dies Unterschiede sind, die sich für eine mobilisierende öffentliche Kontroverse eignen:

— Nicht angreifen kann er die Bundeskanzlerin auf dem Gebiet der Europapolitik. Soll er mehr Geld fordern – oder mehr Nachgiebigkeit gegenüber den Franzosen und Italienern? Das könnte der SPD schlecht bekommen.

— Nicht angreifen kann er sie auf dem Gebiet der Aussenpolitik, die stand ja stets im Einklang mit der SPD und ihrem Aussenminister.

— Nicht angreifen kann er sie auf dem Gebiet der Sozialpolitik, die einschlägigen Ressorts gehören zur SPD, und kein Beglückungsprojekt ist seit 2013 an Merkel gescheitert.

— Nicht angreifen kann er sie auf dem Gebiet der Einwanderungs-, Flüchtlings- und Asyl-



Reden ohne Amtsbonus: Kanzlerkandidat Schulz.

politik, denn er muss auf den linken SPD-Flügel und die beiden erhofften Partner Grüne und Linke Rücksicht nehmen, die ihn zum Bundeskanzler wählen sollen.

— Nicht angreifen kann er sie auf dem Gebiet der Finanzpolitik. Dank der guten Konjunktur muss der Bund keine neuen Schulden machen, und Finanzminister Wolfgang Schäuble kann trotzdem spendabel sein.

Er müsste sie angreifen wegen ihrer Fehler und ihrer Konzeptionslosigkeit bei der Flüchtlings- und Einwanderungspolitik und beim europäischen Projekt. Das aber kann er nicht tun, ohne sich selbst anzugreifen. So wird es wohl darauf

hinauslaufen, dass er im Wahlprogramm Listen von Forderungen auf vielen Gebieten präsentieren wird, die keinen wirklich interessieren und die vor allem eint, dass sie Geld kosten. Dazu wird von mehr sozialer Gerechtigkeit und mehr Teilhabe die Rede sein. Viele Wähler werden sich gähnend abwenden. Niemandem wird verborgen bleiben, dass Merkel und Schulz in keinem wesentlichen Punkt unterschiedlicher Meinung sind. Ihr Wahlkampf wird deshalb ein Schönheitswettbewerb sein. Gäbe es einen Überdross an Angela Merkel, so könnte Schulz möglicherweise davon profitieren, so wie 1998 Schröder gegenüber Kohl. Aber dieser Überdross ist nicht zu erkennen. Merkel langweilt zwar als Rednerin. Aber ihre Fehler liegen in ihrer Politik, verbale Fehlritte macht sie nie. Weil sie völlig uneitel ist, nervt sie auch nie mit Gespreize im Amt. Weil Schulz weder auf Unterschiede in der Sache noch auf Kritik an der Person setzen kann, muss er ganz auf seinen Unterhaltungswert setzen. Das indes könnte gegenüber einer bewährten Amtsinhaberin zu wenig sein.

Gemeinsame Frontlinie

Martin Schulz möchte Bundeskanzler werden. Das geht nur mit einer rot-rot-grünen Koalition. Diese drei Parteien liegen zusammen in den Umfragen stabil bei 40 bis 42 Prozent: Die SPD müsste von gegenwärtig 23 Prozent auf 30 Prozent Stimmenanteil springen, und zwar nicht auf Kosten der Grünen oder der Linkspartei, um einen Bundeskanzler Schulz zu ermöglichen. Wenn man von der grossen Koalition weg will, ist eine andere Kombination realistischer: CDU/CSU, Grüne und FDP liegen zusammen stabil bei 52 Prozent. Erfahrungsgemäss reichen 48 Prozent für eine Mehrheit bei den Parlamentssitzen.

Damit wird die realistische Zielsetzung des Spitzenkandidaten Schulz deutlich: Er muss der Union so viele Stimmen wegnehmen, dass es nur zusammen mit der SPD für eine Mehrheit reicht. In diesem Sinn hätte Schulz dann Erfolg, wenn er für die SPD das Ergebnis Peer Steinbrücks vor vier Jahren erreichte (25,7 Prozent) und die Union bei wenig mehr als 30 Prozent landete – vor vier Jahren waren es noch 41,5 Prozent. Aber damals erzielte die Alternative für Deutschland (AfD) nur 4,7 Prozent und zog nicht in den Bundestag ein. Jetzt liegt sie in Umfragen bei 11 bis 14,5 Prozent der Stimmen. Darunter sind auch viele ehemalige SPD-Wähler.

Das Paradox besteht darin, dass mit Merkel und Schulz zwei Verbündete gegeneinander kämpfen, die 95 Prozent ihrer Überzeugungen teilen. Die Frontlinie beider liegt nicht zueinander, sondern zur AfD. Diese wird damit werben, dass sie in Flüchtlings-, Einwanderungs- und Europafragen die einzige demokratische Alternative darstellt. Da können ihr guten Gewissens nicht einmal CDU und SPD widersprechen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Alternative für Europa

Daheim ist er längst ein Polit-Star. Inzwischen nimmt man in ganz Europa Österreichs jungen Aussenminister Sebastian Kurz immer mehr zur Kenntnis. Er ist das Gesicht einer neuen Politikergeneration. Von Wolfgang Koydl

Googelt man «Sebastian», kommt Formel-1-Weltmeister Vettel vor Österreichs Aussenminister Kurz. Diese Reihenfolge muss aber nicht von Dauer sein. Denn derweil Rennfahrer altersbedingte Boxenstopps einlegen, gibt Sebastian Kurz jetzt erst richtig Gas: Die Frage, ob er ins Bundeskanzleramt am Wiener Ballhausplatz einziehen wird, ist müssig. Spannend ist nur, wann dies geschehen wird.

Der Hinweis auf den zusätzlichen Karriere-schub ist insofern bemerkenswert, als Kurz trotz seines jugendlichen Alters bereits eine erstaunliche Laufbahn hingelegt hat. Der Aufstieg verlief so geschmeidig, wie seine anscheinend noch nie von einem Rasierapparat traktierte Gesichtshaut glatt ist: Chef der Jugendorganisation der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) mit 23, Wiener Stadtrat ein Jahr später; mit 25 Staatssekretär, noch bevor er – zwei Jahre darauf – ein Nationalratsmandat erkämpfte. Zwei Monate nach seinem Einzug ins Parlament wurde er, 27 Jahre alt, vom damaligen Bundeskanzler Werner Faymann zum Aussenminister berufen – der jüngste aller Zeiten.

Inzwischen ist Kurz dreissig und seit über drei Jahren Hausherr am Minoritenplatz, wo schon Fürst Metternich, Bruno Kreisky und Kurt Waldheim amtierten. Das macht ihn zu einem der dienstältesten Aussenminister der EU – und zu einem der populärsten Politiker nicht nur im eigenen Land, sondern in ganz Europa. Er vertritt eine harte, vernünftige und realistische Flüchtlingspolitik und wischt Populismusvorwürfe mit leichter Hand weg: «Man ist nicht rechts, wenn man Realist ist.»

Schwarze Kondome

Es war nicht leicht, sich diesen Respekt zu verdienen. Anfangs fühlten sich die Österreicher «verarscht» – wie eine Zeitung die Volksmeinung zusammenfasste –, als der damalige Aussenminister Michael Spindelegger das «Milchbubi» zum Staatssekretär für Integration machte. Das Amt war neu und lud seinen Inhaber auf ein wahres politisches Minenfeld. Doch Kurz durchquerte es auf einem Mittelkurs aus Pragmatismus und Populismus, mit dem er weder rechts noch links aneckte.

Grund für das anfängliche Misstrauen waren nicht nur Kurz' Unerfahrenheit, sondern auch die Erinnerung an seinen schrägen Wahlkampf für den Wiener Landtag. Da war der Jura-Student mit einem schwarzen Geländewagen vom Typ Hummer durch die Donaustadt gekurvt. Von diesem «Geilomobil» aus verteilte er zu-



Ecken und Kanten: Aussenminister Kurz, 30.

sammen mit leichtgeschürzten Damen Kondome. Schwarze, versteht sich, nach der Farbe seiner gut katholisch-konservativen ÖVP.

Später rieben sich viele Aussenminister die Augen ob des neuen Kollegen aus Wien – hatte da ein Ministerialer einen Maturanden mitgenommen? Die Häme wich bald Anerkennung. Russlands Aussenminister Sergei Lawrow zeigte sich beeindruckt und bot Kurz das Du an. Ex-US-Aussenminister John Kerry nannte ihn einen «guten Freund»; dieser revanchierte sich, indem er bewundernd zum Amerikaner aufblickte. Letzteres passiert selten, da nicht viele den 1,86 Meter grossen Kurz überragen.

Der europäischen Öffentlichkeit wurde der lange Kurz bekannt, weil er massgeblich an der Wandlung Österreichs vom Flüchtlingsparadies «Merkelonen» zur Realitätsrepublik «Orbanistan» beteiligt war. Derweil der Rest der schwarz-roten Koalition noch mit einem Auge nach Berlin und auf die Flüchtlingsströme auf dem Balkan schielte, erklärte er das Unterfangen kurzerhand für gescheitert: «Die Flüchtlinge suchen keinen Schutz, sondern ein besseres Leben», konstatierte er trocken. «Das kann Österreich ihnen nicht bieten.»

Was schon damals eine Selbstverständlichkeit war und heute Mainstream ist, schlug damals – ein wenig mehr als ein Jahr ist das nur her – wie eine Bombe ein. Umso mehr, als Kurz sich trau-

te, Position gegen die deutsche Kanzlerin zu beziehen. Ihre Grenzöffnung verurteilte er als «schweren Fehler». Er forderte die Kürzung der Entwicklungshilfe für Staaten, die ihre Bürger nicht zurücknehmen, sowie das Modell Australiens: Flüchtlingslager ausserhalb des eigenen Kontinents. Österreichs Linke, die ihn einst für seine kuschelige Integrationspolitik geliebt hatte, war entsetzt: Im Wochenmagazin *Profil* mutierte er vom «Prinzen Gutgelaunt» zum hartleibigen «Prinzen Eisenherz».

Habsburg-Grösse

Kurz beliess es nicht bei Worten. Den deutschen Nachbarn verschlug es die Sprache, als er die Balkanstaaten nach Wien einlud und mit ihnen die Schliessung der Balkanroute vereinbarte. Deutschland und Griechenland bat er nicht hinzu: Das hätte nichts gebracht, schnarrte es im Kommando-Ton aus Wien. In Berlin hat man den Affront nicht vergessen, obwohl man klammheimlich dankbar dafür ist, dass der Zustrom aus dem Südosten abgeklemmt wurde.

Ganz nebenbei knüpfte Kurz mit seiner Grossmachtspolitik an die alte imperiale Habsburg-Grösse an. In Mittel- und Südosteuropa hat Österreich wieder so viel Einfluss wie nie seit dem Untergang des Kaiserreichs. Schon werden Stimmen laut, die Kurz mit dem legendären Diplomaten Metternich vergleichen. So wie dieser Europa nach dem Ende Napoleons nach Wien einlud, holte Kurz die Welt ebenfalls an die Donau: Unter seiner Ägide wurde in Wien über die Ukraine, Syrien und das iranische Atomprogramm verhandelt.

Der Migrantenkrisen habe es Kurz zu verdanken, dass er «Ecken und Kanten», kurz: an Statur gewonnen hat, meint Oliver Pink, Inlandchef der Wiener Tageszeitung *Die Presse*. «Früher wollte er mit allen gut sein und hat keinem weh getan. Doch jetzt hat er eine Linie.» Geblieben sind ihm seine Lockerheit und sein Charme, der Schwiegermütter ebenso bezirzt wie potenzielle Bräute. Im Ministerium lässt er sich duzen, ins Ausland reist er mit Linienflügen und in der Holzklasse. Skandale gibt es keine, seit Jahren ist er mit Freundin Susanne zusammen, in der Freizeit kraxelt er auf anspruchsvolle Berge.

Obwohl ihm mit Bundeskanzler Christian Kern ein ernsthafter Konkurrent erwachsen ist, belegt er in der Beliebtheitsskala der Österreicher weiterhin souverän den ersten Platz. Die Kanzlerkandidatur der ÖVP kann ihm eigentlich nur einer streitig machen: er selbst, wenn er nicht will. ○

«Wir können nicht auf den Staat warten»

Carlos Rodríguez Pastor ist einer der reichsten Männer von Peru, einem Land, das viele mit Armut und sozialer Ungerechtigkeit verbinden. Zum ersten Mal spricht der öffentlichkeitsscheue Milliardär und Patron von 60 000 Angestellten über sein Leben und seine Motive. *Von Alex Baur und Tanja Demarmels (Bild)*

Auf seinen Wunsch treffen wir uns im «Waldhuus», einem Mittelklasse-Restaurant etwas abseits vom Rummel um das Weltwirtschaftsforum in Davos. Per SMS kündigt er fünf Minuten Verspätung an. Auf die Minute genau trifft er ein – zu Fuss, ohne Begleitung, ein unscheinbarer Mittfünfziger im Wintermantel, asketisch, direkt im Umgang: «Hi, I'm Carlos.»

In der Öffentlichkeit war Carlos Rodríguez Pastor kaum bekannt, bis *Bloomberg Markets* ihn 2001 als einen «der sieben geheimen Milliardäre» outete. Viel mehr erfuhr man aber auch seither nicht über ihn. Es gibt keine Skandale oder Klatschgeschichten, man trifft ihn weder an Promi-Events noch an Cocktailpartys, das WEF gehört zu den ganz wenigen öffentlichen Anlässen, an denen er seit siebzehn Jahren regelmässig teilnimmt.

Was bekannt ist: Nach dem Militärputsch von General Velasco Alvarado verlor die Familie Rodríguez Pastor 1968 fast alles, was sie hatte, und musste aus Peru fliehen. Carlos junior war damals neun Jahre alt, er wuchs in der Folge in den USA auf und machte an der Wall Street eine steile Karriere als Banker. 1994 kam er nach Peru zurück, wo er in Rekordzeit unter der Dachgesellschaft Intercorp ein Wirtschaftsimperium aufbaute, das seinesgleichen sucht.

Die Intercorp besitzt und betreibt Banken, Versicherungen, Einkaufszentren, Supermärkte, Hotel-, Fastfood-, Kino- und Pharmaketten sowie Dutzende von Privatschulen. Mit 60 000 Angestellten setzt das rasant wachsende Konglomerat mit seinen Ablegern in Ecuador, Chile, El Salvador und Schanghai jährlich Milliardenbeträge um. Die Marken von Rodríguez Pastor sind allgegenwärtig im Alltag von fast jedem Peruaner, obwohl es die meisten kaum wissen.

Carlos, du* wohnst in New York und arbeitest in Lima. Was geht dir durch den Kopf, wenn du auf dem Weg vom Flugplatz durch die Favela fährst?

Ich arbeite auch für diese Menschen. Die Bedürfnisse der neuen Mittelklasse in Peru stehen im Zentrum unserer Mission, und diese Schicht kommt heute aus genau diesen Vierteln. Dieses Land hat eine unglaubliche Entwicklung durchgemacht. Vor fünfzehn Jahren lebte mehr als die Hälfte der Peruaner in Armut, heute sind es ungefähr 22 Prozent. Das sind immer

noch zu viele, und solange es Armut gibt, ist unsere Arbeit nicht erledigt. Wir haben eine sehr junge Bevölkerung, doch die Jungen sind hungrig nach Wissen und Fortschritt.

Nicht alle können mithalten, das rasante Wachstum schafft auch Verlierer.

Zweifellos, das ist dort, wo die Regierung gefordert ist, vor allem in Bezug auf Bildung und Gesundheit. Für die grosse Mehrheit ist der freie Markt aber eine riesige Chance.

Die Intercorp setzt vor allem auf die aufstrebende Unterschicht, das ist deine Hauptklientel. Lässt sich hier einfach schnell am meisten Geld verdienen?

Nein, es ist eine sehr langfristige und mithin nachhaltige Strategie. Ich glaube an das Konzept des «Shared Value», wie es etwa der Ökonom Michael Porter postuliert. Das Streben nach Gewinn ist nichts Anrühiges, im Gegenteil, es ist etwa Gutes, wenn möglichst viele daran teilhaben. Business kann ein guter Katalysator für viele gute Dinge sein. Klar, Aktionäre wollen einen guten Profit, Kunden gute Preise für ein gutes Produkt, davon profitiert die ganze Gesellschaft. Der Hunger nach Fortschritt ist bei der aufstrebenden Unterschicht in Peru besonders gross. Wir wollen möglichst vielen Menschen mit einer Discount-Strategie den Zugang zu bezahlbaren Produkten und Dienstleistungen gewähren.

Du bist mehrfacher Milliardär, hast mehr, als was ein Mensch im Leben überhaupt ausgeben kann. Trotzdem willst du immer mehr. Was treibt dich?

Ich liebe die Herausforderung. Wenn es mir keinen Spass mehr machte, würde ich aufhören. Ich glaube etwas Gutes zu tun.

1968, nach dem Putsch von General Velasco Alvarado, musste deine Familie aus Peru flüchten; du hast in den USA studiert und warst ein erfolgreicher Wall-Street-Banker – warum bist du nach Peru zurückgekehrt?

Die Bindung zu Peru blieb immer erhalten. Aber ich danke General Velasco sogar, dass er uns aus dem Land rausgeschmissen hat. Das Exil in den USA verschaffte meinen Geschwistern und mir das Privileg einer hervorragenden Ausbildung. Mein Vater musste damals wieder ganz unten anfangen, wir gingen an öffentliche Schulen, ich studierte an einer öffentlichen Universität: of California Berkeley. Ich bin dankbar, dass ich diese Erfahrungen machen konnte. Ich konnte mich nie damit abfinden, dass nicht jeder Peruaner die Chance auf eine gute Ausbildung

hat. Ohne gute Bildung ist es sehr schwierig, ein gutes und produktives Leben zu haben.

Deine Eltern kehrten nach dem Ende der Velasco-Diktatur 1982 nach Peru zurück, allerdings nur für ein paar Monate.

Die gewählte Regierung Belaúnde Terry hatte meinen Vater als Finanzminister berufen. Das war eine sehr schwierige Phase, das Land war hoch verschuldet, die Inflation lag bei über 100 Prozent, es herrschten Büro-

«Das Streben nach Gewinn ist nichts Anrühiges, im Gegenteil, es ist etwa Gutes.»

kratie und Rezession. Nach einem versuchten Mordanschlag haben meine Eltern Peru nach kurzer Zeit wieder verlassen.

Es kam noch schlimmer, in den 1980er Jahren richteten marxistische Terroristen und Narco-Guerillas ein schreckliches Blutbad an in Peru. Und trotzdem – 1990, auf dem Höhepunkt der Krise, kehrte dein Vater wieder nach Lima zurück. Warum?

Das dritte Mal wird es klappen, dachten wir. (*lacht*) Wir kamen als Teil einer Gruppe von Investoren zurück, welche die Bank of America in Peru übernahm. Im Ranking war diese Bank auf dem ehrenvollen Platz 25 – nur gab es nicht mehr als 25 Banken. (*lacht*) Wir waren eine Wette eingegangen, nämlich, dass der neoliberale Kandidat Mario Vargas Llosa die Präsidentschaftswahlen gewinnen würde – und wir haben die Wette grossartig verloren. Anstelle von Mario Vargas Llosa gewann der völlig unbekannte Agronomieprofessor Alberto Fujimori. Ich arbeitete damals noch als Banker an der Wall Street, und ich dachte, wir hätten wieder alles verloren.

Da hattest du dich schon wieder geirrt – oder beginnt hier nicht die Saga deines Imperiums?

Wir hatten Glück. Nach den Rezepten des Ökonomen Hernando de Soto, der auch für Vargas Llosa gearbeitet hatte, unterzog Fujimori Peru einer radikalen Liberalisierung, wie es sie zuvor noch nie gegeben hatte. Nachdem 1992 auch noch Abimael Guzman [Anführer der maoistischen Terrorgruppe Leuchtender Pfad, Anm. d. Red.], gefasst worden war, erholte sich die Wirtschaft schnell.

Lag es allein an der Regierung?

Fujimori – und dafür verneige ich mich vor ihm – hat Dinge gewagt, die kaum ein ande-



«Ohne Gewinn keine Nachhaltigkeit»: Carlos Rodríguez Pastor.

rer Leader auf der Welt wagen würde: Er strich alle Subventionen, privatisierte Staatsbetriebe, öffnete die Grenzen, zerschlug Monopole. Seit 25 Jahren weist Peru die höchsten Wachstumsraten Lateinamerikas auf. Ehrlicherweise muss man aber festhalten: Das peruanische Wirtschaftswunder hat auch mit dem Boom auf dem Rohstoffmarkt zu tun. Sagen wir es so: Wir haben für unser Glück hart gearbeitet.

1994 hast du mit deinem Vater zusammen die Interbank übernommen, das Herz deines Imperiums. Vier Monate später starb dein Vater überraschend an einem Herzinfarkt. War das der Grund für deine definitive Rückkehr?

Es hört sich vielleicht komisch an, aber wenn ich an jene Zeit denke, kommt mir immer nur ein Song in den Sinn: «Should I Stay or Should I Go» von The Clash. Tagelang kreiste der Ohrwurm in meinem Kopf. New York wäre bequemer gewesen, ich war etabliert als Investmentbanker. Keiner dachte, dass ich in Peru bleiben würde, das ärgerte mich, weckte eine rebellische Kraft in mir. In Peru war ich auch näher am realen Leben, das Business hier ist sehr real, ich sah hier mehr Sinn, wollte etwas für dieses Land tun, das ich liebe. Hier musste ich alles neu lernen, ganz von unten neu anfangen. Ich habe viele Fehler gemacht, musste Niederlagen einstecken.

War war der Schlüssel zum Erfolg?

Es ist mir gelungen, eine neue, für Peru völlig ungewohnte Betriebskultur einzubringen. Am Anfang haben wir Leute aus dem Ausland geholt, die Peruaner in Schlüsselpositionen habe ich zur Ausbildung ins Ausland geschickt, heute versuchen wir zusehends, diese in der eigenen Kaderschule auszubilden. Wir selektionieren unser Personal sehr sorgfältig und nach klaren Kriterien. Das Humankapital, das ist das Allerwichtigste in jeder Firma, alles Weitere ergibt sich daraus.

Du giltst als vorbildlicher Arbeitgeber, deine Firmen stehen im Ranking der internationalen Rating-Agentur «Great Place to Work» regelmässig auf Spitzenplätzen. Zahlt sich das wirklich aus?

Der Erfolg gibt uns recht. Teamgeist und eine offene Betriebskultur sind zentral, das kann man schaffen. Ich habe das von meinem Vater gelernt. Es ist wie beim Fussball: Superstars schießen schöne Tore, doch am Ende gewinnt das Team.

Neben Transparenz und Teamgeist gehört Demut zu den Grundprinzipien, die in deinen Betrieben gepredigt werden. Das überrascht mich. Wie passt das zu deinem aggressiven Expansionskurs? Donald Trump predigt das Gegenteil, ziemlich erfolgreich, by the way.

Peru ist anders als die USA. Es ist ganz einfach. Wir arbeiten in einem Land, wo immer

noch 22 Prozent der Menschen in Armut leben. Ich habe ein grosses Glück gehabt, die meisten, die mit mir arbeiten, haben grosses Glück gehabt. Nicht jeder wurde in dieses Glück hineingeboren. Und das muss uns immer bewusst bleiben. Arroganz ist etwas, was mich unglaublich ärgert.

Wie kommt das?

Vielleicht hat es mit der Geschichte meiner Familie zu tun. Mein Urgrossvater war aus Spanien gekommen, um einen Kirchturm zu flicken, der bei einem Erdbeben beschädigt worden war. Er starb wenig später, hatte aber zuvor noch ein Kind gezeugt.

«So vieles liegt brach in diesem Land, wartet nur darauf, entdeckt zu werden.»

Mein Grossvater hat seinen Vater nie gekannt. Die Mutter zog ihn allein auf, das Einzige, was sie ihm geben konnte, war eine gute Bildung. So wurde er Professor, er war Senator und in den 1950er Jahren sogar kurze Zeit Bildungsminister. Mein Grossvater dozierte, bis er über neunzig Jahre alt war. Mein Vater war ein ähnlicher Typ. Er hatte sechs Kinder, arbeitete immer sehr hart, beklagte sich nie, nahm sich selber nie wichtig. Das waren meine Helden, das Ambiente, in dem ich heranwuchs und das mich geprägt hat.

Bist du mit dieser Haltung ein typischer peruanischer Unternehmer?

Ich kann nur für mich reden. Um an ein Ziel zu gelangen, gibt es oft viele Wege. Mein Führungsstil ist eher ungewohnt in Peru.

Du wohnst nach wie vor in New York und arbeitest in Lima. Wie geht das?

Während der Woche bin ich meistens im Büro, das Wochenende verbringe ich mit meiner Familie. Das sind meine beiden grossen Leidenschaften, Arbeit und Familie. Meine Frau ist Peruanerin, sie liebt dieses Land. Unser Wohnsitz in den USA hat praktische Gründe. In New York können wir uns frei und anonym bewegen, es gibt sehr gute Schulen für die Kinder, wir kennen die Stadt, aber kaum jemand erkennt uns auf der Strasse. Meine beiden Söhne können in New York aufwachsen wie ganz normale Kinder. Das wäre in Lima schwierig, aber vielleicht kommen wir eines Tages zurück.

Was spricht objektiv für Peru?

Wir sind wirklich mit allem gesegnet. Wir haben Gold, Silber, Blei, Zink, Kupfer; sind einer der weltweit grössten Fischexporteure; von Spargeln über Avocados bis Kakao exportieren wir alle möglichen Agrarprodukte – und dahinter steht eine unglaubliche Kulturgeschichte, die auf die Inkas und die vorangehenden Hochkultu-

ren zurückgeht. Wir haben den Amazonas, mitten in Südamerika am Pazifik gelegen, sind wir geostrategisch gegenüber den asiatischen Märkten optimal platziert – so vieles liegt brach in diesem Land, wartet nur darauf, entdeckt zu werden. Ein Paradies für einen Investor.

Und was fehlt, damit es zu einem Paradies für alle seine Bewohner wird?

Erziehung und Infrastruktur, das sind die zwei Herausforderungen. Wir haben 25 goldene Jahre hinter uns, die nächsten 25 Jahre werden schwierig. Sobald die Menschen Erfolg haben, werden sie bequem. Wir geben Geld aus, das wir nicht haben, versprechen Dinge, die wir nicht einhalten können. Wir müssen von der einseitigen Abhängigkeit von Rohstoffen wegkommen, das geht nur mit Innovation. Das ist nur möglich, wenn sich Geschäftsleute, Regierungen, Zivilgesellschaft und Akademiker zusammenraufen und am gleich Strick ziehen.

Erstaunlicherweise geniesst der neoliberale Kurs, den Peru seit einem Vierteljahrhundert fährt, in den unteren sozialen Schichten am meisten Unterstützung, wie die letzten Wahlen wieder gezeigt haben. Wie erklärst du dieses Phänomen?

Ganz einfach, die Menschen haben ein Gedächtnis. Wir wissen, was Hyperinflation bedeutet, wir kennen die Folgen der Planwirtschaft. Die junge Generation hat das zwar nicht mehr erlebt, aber sie hat Perspektiven, ist ungemein wissbegierig und kompetitiv.

Auch in Venezuela sind die katastrophalen Folgen der Staatswirtschaft schon lange fassbar. Doch ein Ende des Desasters ist weit und breit nicht in Sicht.

Venezuela zeigt, wohin der Populismus führt. Die einseitige Abhängigkeit vom Erdölexport spielt mit eine Rolle. Man sagt schon lange, der Tiefpunkt sei erreicht, aber es geht immer noch weiter. Es ist zum Heulen. So viele Talente liegen brach.

In Peru bauen Private sogar öffentliche Autobahnen. Wie funktioniert das?

Hier gibt es für Firmen die Möglichkeit, Steuern in Form von öffentlichen Bauten zu bezahlen, natürlich in Absprache mit der Regierung. So haben wir zusammen mit der Bierbrauerei Backus und der Bergbaufirma Southern Peru bei Arequipa an einem berühmten Nadelöhr ein Autobahnkreuz gebaut, ein 120-Millionen-Dollar-Projekt. Fünfzig Jahre lang hatte der Staat versucht, das Nadelöhr zu beseitigen, doch er scheiterte immer wieder an politischen und bürokratischen Problemen. Wir konnten das Projekt in Rekordzeit durchziehen und ersparen damit täglich Tausenden von Automobilisten stundenlange Staus.

Das dient wohl auch euren Betrieben, die im Umfeld des Autobahnkreuzes angesiedelt sind und an Wert gewonnen haben.

Aber sicher. Was ist schlecht daran, wenn alle profitieren? Es gibt keine bessere, keine nachhaltigere Entwicklung.

Zu deinem Imperium gehören Privatschulen, die Innova Schools, nach dem Franchising-Prinzip mit Dutzenden von Ablegern im ganzen Land. Auch sie richten sich primär an die unteren Volksschichten, als gewinnorientierte Unternehmen notabene. Ist es moralisch vertretbar? Wäre es nicht Sache des Staates, für Bildung zu sorgen?

In einer idealen Welt wäre die Bildung kostenlos und von höchster Qualität. Die unperfekte Realität in Peru ist eine andere. Bei den Pisa-Erhebungen stehen wir ganz am Ende. Realität ist auch: Ein Viertel aller Kinder gehen in Privatschulen, weil die öffentlichen Schulen sehr schlecht sind. Doch diese Privatschulen sind – ein paar Eliteschulen ausgenommen – so lausig wie die öffentlichen. Das ist moralisch verwerflich! In den Innova Schools garantieren wir hohe Qualität zu einem erschwinglichen Preis. Aber es stellt sich die Frage: Dürfen diese Schulen Gewinn machen? Und ich sage, ja, weil wir nur so Nachhaltigkeit schaffen.

Was ist schlecht an karitativen Projekten?

Sie sind in der Regel nicht nachhaltig, funktionieren höchstens so lange, wie die Spenden fließen. Unser Schulsystem dagegen ist ein Selbstläufer, es wird immer weiter expandieren, wird sich den Bedürfnissen anpassen, so lange, bis kein Bedarf mehr besteht. Erinnerst du dich an den Hype um Mikrokredite und Mikrounternehmen vor ein paar Jahren? Heute redet kein Mensch mehr davon. Neunzig Prozent der Projekte sind gescheitert. Wir können uns das nicht leisten. Wir können nicht auf den Staat oder karitative Spenden warten, wir müssen das Bildungsniveau massiv und schnell verbessern.

Deine Unternehmen verteilen sich über das ganze Land, bis in die hinterste Provinz. Das ist neu für Peru, wo sich früher alles auf Lima konzentrierte. Rentiert das wirklich?

Wir haben 2004 mit der Expansion in die Provinzen angefangen, mit einem Multiplex-Kino in Piura. Die Marktstudien prophezeiten ein Fiasko – doch wie soll man wissen, ob eine Nachfrage besteht für etwas, was die Leute gar nicht kennen? Also haben wir es einfach versucht. Am Anfang stand die Rolltreppe im Zentrum des Interesses. Die lokalen Zeitungen brachten das ganz gross: Die erste Rolltreppe in Piura! Am Anfang kamen viele Leute nur, um mit der Rolltreppe zu fahren, rauf und runter, den ganzen Tag. Doch das Kino wurde bald zum Erfolg, sonst hätten wir aufgehört. Als wir in Trujillo wenig später das erste Einkaufszentrum eröffneten, erschienen 15 000 Menschen zum Richtfest. Heute haben wir über das ganze Land verstreut rund 2000 Geschäfte aller Art.



Unterschicht als Hauptklientel: Supermarkt in der peruanischen Provinz bei Juliaca.

Ihr habt die peruanische Konsumwelt revolutioniert. Anstelle des traditionellen Marktes gibt es heute auch in abgelegenen Provinzen Supermärkte und Ladenketten. Du hast damit Abertausende von Kleinhändlern aus dem Markt verdrängt.

Es war an der Zeit. Nehmen wir das Beispiel von Juliaca, der Hauptstadt des Schwarzhandels in den südlichen Hochanden um den Titicacasee. Wir rechneten mit Widerstand, als wir dort den ersten Supermarkt errichteten. Die positiven Reaktionen überraschten uns selber. Es gibt ja nicht nur Strassenhändler, die leben wollen, sondern auch Konsumenten – und diese wussten unsere tieferen Preise zu schätzen. Der informelle Handel ist ungemässlich ineffizient, es gibt viele Zwischenhändler, die alle mitverdienen. Wir verkürzten den Weg vom Produzenten zum Konsumenten, und wir zahlen erst noch Steuern. Auch wir kaufen bei den lokalen Produzenten. Das grösste Problem war, diesen beizubringen, dass wir nur offiziell und mit Quittung abrechnen. Doch mit der Zeit lernten sie es zu schätzen, dass sie ihr Geld pünktlich auf ihrem Konto hatten. Im Schwarzmarkt ist der Produzent nie sicher, ob er sein Geld überhaupt bekommt. **In Europa geht der Trend wieder zum kleinen Laden und zu Märkten.**

Aber nur für jene Schichten, die sich diesen Luxus leisten können.

Was ist mit all den Strassenhändlern, die ihre Existenzgrundlage verlieren? Das führt doch zu sozialen Spannungen.

Jede Veränderung hat ihre Kehrseite, aber ohne Veränderung gibt es keine Entwicklung – alte Modelle verschwinden, neue

entstehen. Es gibt in Peru so viele Chancen, etwas Neues zu kreieren. Wir liegen in der Entwicklung immer noch weit zurück.

Seit dem letzten Juli regiert der ehemalige Wall-Street-Banker Pedro Pablo Kuczynski das Land. Du kennst ihn sicher persönlich. Was ist da zu erwarten?

Ich habe ihn ein paarmal getroffen, mein Vater kannte ihn gut [Beide flohen nach dem Velasco-Putsch 1968 über Ecuador in die USA, beide waren später Minister unter der Regierung Belaúnde Terry, Anm. d. Red.]. Kuczynski ist ein absolut ehrlicher und kompetenter Mann, und er ist ein guter Kommunikator. Er verfügt über die Erfah-

«Wir haben Projekte, die seit Jahren auf Eis liegen, weil wir uns geweigert haben, Schmiergelder zu zahlen.»

runge, das Wissen und die nötigen Beziehungen für eine gute Präsidentschaft.

Kuczynski will den Staat weiter entschlacken und die Wirtschaft noch weiter deregulieren, mit Unterstützung der Opposition unter Keiko Fujimori. Als Unternehmer erfreut dich das zweifellos, aber ich frage mich, ob der forcierte Wandel nicht zu sozialen Spannungen führt.

Es ist schon mal positiv, dass Regierung und Opposition in wirtschaftlichen Belangen am selben Strick ziehen, aber auch die Bedürfnisse der Unterschicht sind beiden Seiten ein grosses Anliegen. Doch Kuczynski ist kein Magier, und es ist schwierig, ein Entwicklungsland wie Peru zu regieren. Es gibt viele Probleme, Kriminalität und Sicherheit sind ein grosses Thema. Doch welche Wahl

haben wir? – Wir müssen es einfach anpacken.

Das grösste Problem in ganz Lateinamerika sind Korruption und Nepotismus. Zurzeit fördert die brasilianische Justiz im Fall Odebrecht ein gigantisches Netzwerk an organisierter Bestechung zutage, dessen Tentakel unter anderem auch in die letzten drei Regierungen von Peru reichen. Kann man in diesem Land ohne korrupte Praktiken überhaupt Geschäfte machen?

Ja, ganz klar, ja. Wir bezahlen einfach nicht, Punkt. Das ist manchmal schwierig, es gibt frustrierende Momente. Wir haben Projekte, die seit zehn Jahren auf Eis liegen, weil wir uns geweigert haben, Schmiergelder zu zahlen. Intern nennen wir solche Projekte im Scherz «Monumente des Anstands» (*monumento de decencia*). Wir tun das auch in unserem eigenen Interesse: Wenn du die rote Linie überschreitest, kannst du nicht mehr zurück, wirst du erpressbar. Wenn die Staatsfunktionäre wissen, dass du nicht zahlst, dann fordern sie kein Geld mehr. Die Regierung kann die Korruption bekämpfen, indem sie die Prozesse entbürokratisiert, durch klare und einfache Gesetze. Und dann müssen wir auch sehen: Nicht alle Politiker und Funktionäre sind korrupt. Vor allem auf kommunaler Ebene gibt es viele enthusiastische Bürgermeister und Beamte, die ihre Gemeinde vorwärtsbringen und Gutes tun wollen. Aber ja: Es ist ein grosses Problem.

In deiner Firma bist du sehr präsent, ausserhalb bist du der grosse Unbekannte – keine Interviews, keine Skandale, kein Klatsch, keine Society-Bilder, nix. Ist dein Leben wirklich so unspektakulär, oder versteckst du dich so gut?

Mein Leben pendelt zwischen Arbeit und Familie, das sind meine beiden Leidenschaften, für viel mehr habe ich kaum Zeit. Ich verspüre kein grosses Bedürfnis nach Cocktailpartys oder *social dinners*, das würde auf Kosten entweder meiner Familie oder meiner Arbeit gehen. Ich bin kein Workaholic, ich arbeite einfach gerne. Das WEF gehört zu den wenigen Anlässen, an denen ich seit siebzehn Jahren regelmässig teilnehme. Es ist eine gute Gelegenheit, um ins neue Jahr zu starten, man trifft interessante Leute, kann sich etwas zurücklehnen. Aber das Spannendste sind eigentlich die Begegnungen, die nichts mit meinem Business zu tun haben. Ich komme gerade von einem Vortrag eines Professors aus Alabama, der mit Hilfe von Satelliten archäologische Forschung betreibt. Das ist einfach faszinierend. Und zum ersten Mal habe ich hier nun auch mal mit einem Journalisten gesprochen.

* Wie in den USA hat sich das Du in der peruanischen Geschäftswelt eingebürgert; im Sinne der Transparenz haben wir bei der Übersetzung auf die im deutschen Sprachraum übliche Höflichkeitsform verzichtet.

Mütter und Töchter

Töchter sind ihrer Mutter oft wie aus dem Gesicht geschnitten – aber so werden wie sie? Niemals! Kuscheln, Krach, Kontaktabbruch: Drei Mutter-Tochter-Paare erzählen. Eine Hommage an die bipolarste Liebesgeschichte der Menschheit. Von Claudia Schumacher und Isabella Roth (Illustration)

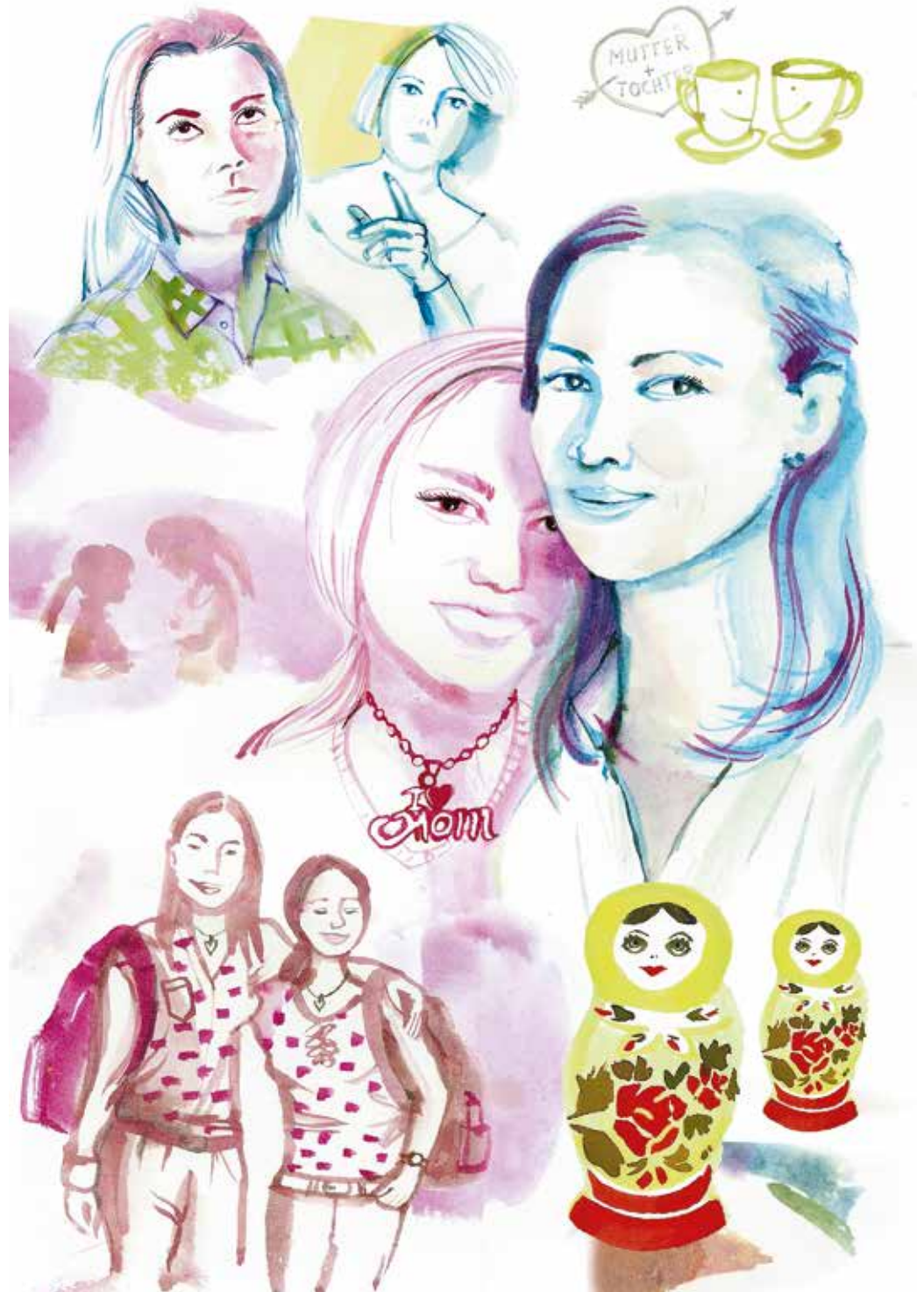
Zuerst tragen wir ihre Kleidung und können uns nicht nah genug an sie heranschnusen. Dann fühlen wir uns eingeeengt; später wird sie uns peinlich. Sind wir erwachsen, reicht ein falsches Adjektiv von ihr, und wir sind zutiefst verletzt. Kaum eine Beziehung im Leben einer Frau ist so eng wie die zur Mutter – und kaum eine so störanfällig. Was macht diese Bindung so speziell? Und was so schwierig?

Die Beziehung zwischen Müttern und Töchtern ist von besonders hoher Intensität. Laut einer Langzeitstudie sucht rund die Hälfte aller Töchter regelmässig den Rat der Mutter bei persönlichen Angelegenheiten, während bloss jeder dritte Sohn so viel Nähe zur Erzeugerin kultiviert und Väter bei intimeren Fragen nur von etwa 14 Prozent aller Kinder angesteuert werden. Mütter und Töchter haben also eine Art zweite Nabelschnur – was nicht nur Gutes bedeutet. So ist es etwa für Söhne einfacher, sich von der Mutter abzugrenzen, da sie bereits aufgrund ihres Geschlechts anders sind.

Die deutsche Psychologin Marianne Krüll ist eine Koryphäe auf dem Gebiet der Mutter-Tochter-Bindung. Sie beschreibt in ihrem Buch «Die Mutter in mir» (2007), wie ihr in vielen Jahren Praxiserfahrung noch nie eine Tochter untergekommen ist, welche die eigene Mutter zum Vorbild nahm.

Im Gegenteil: Keine will so werden wie sie. «Es gibt Mutter-Tochter-Beziehungen, die sind schön, da läuft alles toll», so Krüll. «Aber sie sind selten.» Häufig finden Töchter erst spät im Erwachsenenalter eine gute Beziehung zur Mutter. Voraus geht ein Loslösungsprozess, der oft von Konkurrenzverhalten geprägt ist oder von Abgrenzungsschwierigkeiten aufgrund zu grosser Ähnlichkeit oder – bei zu starker Bemutterung – von Selbstständigkeitsproblemen. Exemplarisch erzählen drei unterschiedliche Mutter-Tochter-Paare ihre Geschichte auf ehrliche und humorvolle Weise – und zeigen dabei auch, wie sie trotz allem miteinander auskommen.

Konkurrenz unter Alphaweibchen — «Vorneweg muss ich sagen: Meine Mutter ist die Beste. Aber ...», sagt Natalie, 34, Unternehmensberaterin in Zürich. Dann erzählt sie fast eine emotional aufgeladene volle Stunde lang nur Schlechtes: «Sie hat immer genörgelt. Am einen Tag war ich zu geschminkt, am nächsten zu ungepflegt. Ging ich öfters in den Ausgang, war ich nicht anständig genug. Arbeite ich hart, soll ich entspannen ...»



«Meine Mutter ist die Beste. Aber ...»

Natalie, eine erfolgreiche Frau Mitte dreissig, ist so aufgebracht, dass es fast unfreiwillig komisch wirkt. Sie ist die Tochter von Carla, 64, die noch drei Söhne hat. «Natalie war schon als Kind wahnsinnig ehrgeizig, ich habe mir Sorgen gemacht», erzählt Carla. Tanzkurse, Geigenunterricht, Bestnoten. Später Bulimie, «zu

viele Männer und die sture Idee, Model zu werden». Die Pubertät ihrer Tochter bezeichnet Carla als «die grösste Herausforderung» ihres Lebens. Der schlimmste Streitpunkt seien lange die Männer gewesen. «Natalie warf mir vor, dass ich bei ihr und ihren Brüdern mit zweierlei Mass messen würde – und sie hatte recht!», sagt

Carla. Da sei ein Unterschied: «Mädchen sind viel verletzlicher – und sie hätte schwanger werden können.» Während sie also ihre Söhne lediglich bat, nett zu den Mädchen zu sein, erwartete sie von der Tochter, dass sie bis achtzehn Jungfrau bleibe. «Damit scheiterte sie gnadenlos», lacht Natalie rückblickend.

Mit sechzehn war es bei ihr schon so weit. «Und ich habe es bereut. Meine Brüder und mein Vater beschimpften mich, meine Mutter sprach drei Tage lang nicht mit mir.» Zwar habe sich die Familie mit der Zeit an die «für Teenager normale Abwechslung in Liebesdingen» gewöhnt, «aber später ergriff meine Mutter bei jedem Typen, mit dem ich Schluss machte, Partei gegen mich». Heute ist Natalie verlobt – «was die Beziehung zu meiner Mutter erstaunlich entspannt hat».

Carla betont, dass sie immer gewollt habe, dass Natalie eine starke Frau werde: «Aber wir hatten wohl andere Vorstellungen davon, was das bedeutet.» Sie selbst ist Hausfrau, allerdings eine, die vier Kinder grossgezogen hat – ohne Haushaltshilfe. «Meine eigene Erziehung war konservativ. In meinem Weltbild war es nie vorgesehen, dass eine Frau sich über den Beruf beweisen muss», so Carla. Gleichzeitig habe es sie «extrem verletzt», dass Natalie wohl auf sie herabgesehen habe. «Nach allem, was ich für sie getan hatte, konnte ich ihr das lange nicht verzeihen.» Natalie erinnert sich: «In den Jahren, in denen wir uns besonders schlecht verstanden, glaubte ich, meine Mutter sei eine böse und giftige Frau, die neidisch sei auf mein Leben. Während alles grossartig war, was meine Brüder taten, bekam ich nie authentische Anerkennung.»

Der Zwist gipfelte in einem Kontaktabbruch. Ein Jahr, das Mutter Carla in die Knie zwang. «Zuerst war ich ausser mir. Aber Natalies Starrsinn nötigte mir auch Respekt ab. Es dauerte, aber ich überwand meinen Stolz, rief sie an, weinte und sagte ihr auch, wie stolz ich auf sie sei.» Auch Natalie hat durch die «gesunde Distanz», zu der ihr der Kontaktabbruch verhalf, etwas verstanden: «Vier Kinder grosszuziehen: Das ist kein Spaziergang. Dazu gehört viel Wille, eine gute Organisation und Frustrationstoleranz. Stärken, auf die ich auch bei mir stolz bin. Wahrscheinlich habe ich sie von meiner Mutter.»

Abnabeln trotz Ähnlichkeit — «Meine Mutter ist cool, jugendlich, und alle anderen finden sie toll», seufzt Leonie, 28, Studentin der Kommunikationswissenschaften. «Irgendwie sehe ich es ja selber auch. Trotzdem nervt sie mich.» Leonies Mutter Regula ist 58 und selbstständig mit einem kleinen Verlag. Die beiden sind gerade von einer gemeinsamen Kreuzfahrt zurückgekommen, während der Leonie ihren Freunden häufig schrieb, wie sehr sie sich von ihrer Mutter gestresst fühle, und Regula wiederum oft «Känguruhkacke» sagte.

«Leonie war 23, als wir gemeinsam Australien bereisten», erklärt Regula das komische Wort. «Dabei merkte ich, dass ich ihr oft auf die Nerven ging. Wir einigten uns auf das Codewort «Känguruhkacke», das sie sagen sollte, wenn sie mich nicht mehr ertrug. Mittlerweile merke ich es, wenn ich sie stresse, und benutze das Codewort schon selbst in vorausweisendem Gehorsam.»

Was Leonie so nervt? «Meine Mutter hängt ständig am Handy und muss jedes Foto gleich auf Facebook posten. Das macht mich total nervös. Und manchmal fängt sie an, im Restaurant mit dem Salzstreuer und dem Pfeffer irgendwas zu bauen ... Obwohl wir beide verspielte und kindliche Charaktere sind: Neben meiner Mutter werde ich oft zur Spiesserin, der das hochnotpeinlich ist», so Leonie. Mit ihrer Mutter hat sie nicht nur Charakterliches, sondern auch das Aussehen gemein: langes, blondes Haar, schlanke Beine. «Als Leonie fürs Studium wegzog, obwohl sie auch in der Nähe hätte studieren können, tat mir

«Meine Mutter hängt ständig am Handy und muss jedes Foto gleich auf Facebook posten.»

das zunächst weh», so Regula. «Aber ich begriff, dass sie gerade wegen der Ähnlichkeit zu mir gehen musste, um aus der Distanz auch einmal das zu entdecken, was sie von mir unterscheidet.»

Als Mutter ist Regula, die von ihren Eltern bis zum 17. Lebensjahr geschlagen wurde, stolz darauf, nie die Hand gegen ihre Tochter erhoben zu haben. «Und das, obwohl sie verdammt dickköpfig sein konnte.» So zerschneidete Leonie als Kind schon einmal ihre Kleidung, wenn sie ihr nicht gefiel, oder trieb ihre Mutter vor der Fasnacht im Kindergarten zur Weissglut mit der Weigerung, sich zu verkleiden, weil sie «als Leonie» gehen wollte. Abgrenzung von der Mutter und Anerkennung der eigenen Persönlichkeit: Themen, die für Leonie schon früh wichtig wurden.

Was sie an ihrer Mutter bewundert? «Ihre Weltoffenheit und Kreativität.» In der Hinsicht sei sie auch «echt stolz, nicht weit vom Stamm gefallen zu sein». Dass sie allerdings gelassener ist als ihre Mutter, bestätigen beide. Während Leonie über die Beziehung zu ihrer Mutter nachdenkt, kommt ihr eine Einsicht: «Ich sollte vielleicht netter sein. Wir lassen oft wegen Kleinigkeiten schlechte Stimmung aufkommen. Dabei könnten wir es so gut miteinander haben – gerade weil wir ähnlich sind.»

Regula blickt derweil versöhnlich auf das Kämpferische ihrer Beziehung. «Schon die Schwangerschaft war schwierig. Darum heisst sie auch Leonie. Sie ist eben mein Löwenherz.»

Flügel werden im zu bequemen Nest — «Ich hatte eine Übermama», sagt Marie, 36, Osteopathin in Basel mit eigener Praxis. Ihre Mutter Stefanie, 62, ist Krankenschwester. Als ihre Töchter klein waren, blieb sie zu Hause. Marie bezeichnet ihre Mutter, die immer da war, als «glücklich». Das sei nicht nur gut gewesen. Sie sei als Kind perfektionistisch und ängstlich gewesen und habe sich Herausforderungen nur mit optimaler Vorbereitung gestellt oder dann gleich gekniffen. Auf einen Baum zu klettern wie andere Kinder, habe sie nicht einmal versucht. Man hätte ja fallen können.

Statt der Verzärtelung durch die Mutter hätte sie «manchmal den Stoss ins kalte Wasser» gebraucht. Marie warf ihrer Mutter lange vor, nicht ausreichend «gefördert und gefordert» worden zu sein. Die weiche Art der Mutter und die furchtsame Veranlagung der Tochter ergänzten sich hier wohl unvorteilhaft. Schliesslich entwickelte Marie mit vierzehn Jahren eine Autoimmunkrankheit, die typischerweise «eher Introvertierte und Perfektionisten» bekämen, wie sie sagt. Ab da wurde die übermässige Bemutterung sogar noch schlimmer. «Man kann sich nicht vorstellen, wie es ist, wenn das eigene Kind physisch leidet», erzählt Mutter Stefanie sanft. «Ich hätte Marie am liebsten den ganzen Tag im Arm gehalten und ihre Schmerzen stellvertretend für sie auf mich genommen.»

So kritisch Marie es auch beurteilt, dass sie stets mit Samthandschuhen angefasst wurde, so dankbar ist sie für den bedingungslosen Rückhalt von ihrer Mutter. «Es war immer klar, dass ich geliebt wurde, ganz egal, wie meine Noten waren oder mit welchen Typen ich rumhing. Ich konnte immer heimkommen», so Marie. Sie bewertet es positiv, dass sie nicht wie viele ihrer Freundinnen «als Mensch von der Mutter anhand von Leistungen bewertet wurde». Dass Erfolg für sie keine wichtige Kategorie gewesen sei, sagt auch Stefanie: «Für mich zählte, was für ein Mensch meine Tochter ist. Und heute ist sie so ehrlich und aufrichtig, liebevoll und tolerant, dass es mich stolz macht.»

Marie sieht mittlerweile entspannter auf das, was ihr zu Hause fehlte: «Ich habe dann eben später von meinem Ehemann und von Freunden gelernt, wie man mutig ist und auch mal die Zähne zusammenbeisst. Als ich mich mit meiner Praxis selbständig machte, habe ich meine Ängste überwunden und Stärke bewiesen», so Marie. Es müsse nicht alles von den Eltern kommen. «Vielleicht darf man da auch einfach nicht zu viel erwarten.» Ihrem eigenen Sohn, dem sechs Monate alten Mark, will Marie auf jeden Fall die bedingungslose Liebe weitergeben, die sie von ihrer Mutter bekommen hat. Gleichzeitig will sie ihn aber auch stärker für das Leben abhärten. «Schon jetzt schaufle ich ihm ohne Pardon den Brei rein, bis er ihn schluckt. Auch wenn's ihm nicht schmeckt: Da muss er durch», sagt Marie und lächelt. ○

«Ich will immer gewinnen»

Schicksalsort St. Moritz: Im Interview spricht Gesamtweltcupsiegerin Lara Gut, 25, über das Rezept ihres Erfolgs und die WM im Engadin. Sie erklärt, was man auf einer Skipiste nie gewinnen kann.

Von Thomas Renggli

Wunderkind, Ausnahmereise, Jahrezehnttalent. Kaum eine Schweizer Sportlerin seit Martina Hingis fasziniert die Öffentlichkeit mehr als die Skirennfahrerin Lara Gut. Im vergangenen Frühling gewann die 25-jährige Tessinerin als erste Schweizerin seit Vreni Schneider

(1995) den Gesamtweltcup. Im Februar will sie an der WM in St. Moritz ihre Karriere auch an einem Grossanlass vergolden.

Frau Gut, wie hat sich der Triumph im Gesamtweltcup auf Ihr Leben ausgewirkt?

Er hat mir deutlich gemacht, dass mit der richtigen Einstellung mehr möglich ist, als man erwartet. Der Mensch neigt dazu, sich Grenzen zu setzen. Aber dieses Schema ist hemmend. Denn man realisiert gar nicht, was möglich ist, wenn man alles für den Erfolg tut. Ich nehme nun noch verstärkt Tag für Tag, jedes Rennen und jedes Training zählt für sich selber. Konzentriert man sich mit letzter Konsequenz auf das Hier und Jetzt und klammert Vergangenes und Zukünftiges aus, bringt man seine beste Leistung. Dies ist eine mentale Herausforderung. Es kann immer Tage geben, an denen nicht alles optimal läuft. Aber schon am nächsten Morgen hat man die Möglichkeit, es besser zu machen und aus den Fehlern zu lernen. Dieses Gefühl macht mich spannender.

Zu Beginn der Saison gewannen Sie in Sölden den Riesenslalom, und dank Ihrer herausragenden Konstanz in den Speed-Disziplinen liegt der Gewinn des Gesamtweltcups erneut in Griffweite. Die amerikanische Technikerin Mikaela Shiffrin lässt sich aber nicht leicht abschütteln. Wird die Titelverteidigung schwieriger als der Triumph in der vergangenen Saison?

Ich habe nichts zu verteidigen. Denn man kann keine Saison mit der anderen vergleichen. Im vergangenen Winter musste ich lesen, dass es leichter gewesen sei, weil einige Konkurrentinnen ausgefallen sind oder pausiert haben. Ich sehe es ein bisschen anders. Ich musste um jeden Punkt kämpfen. Niemand schenkt dir etwas. Ich stehe alleine am Start, und es spielt keine Rolle, wer vor und wer nach mir fährt. Es geht immer darum, seine bestmögliche Leistung zu



St. Moritz
WM 2017

bringen und so das Potenzial auszuschöpfen. Mein Team liefert mir die bestmögliche Vorbereitung. Aber letztlich muss ich selber schnell fahren. Und da kann mir niemand helfen. Es liegt nur an mir, ob ich erfolgreich bin oder nicht. Das gefällt mir am Sport. Ausreden gibt es keine.

Als Gesamtweltcupsiegerin sind

Sie noch mehr als zuvor in der Öffentlichkeit gefragt. Wie gehen Sie mit dieser Mehrbelastung um?

Es ist alles eine Frage der Organisation. Nur wenn ich meine Termine minuziös plane, kann ich das Optimum ausschöpfen – auf und neben der Piste. Ich muss meine Energie gut einteilen, weil alles, was ich mache, hundertprozentigen Einsatz verlangt. Dabei spreche ich auch von Medien- und Sponsorenterminen. Nur wenn ich richtig erklären kann, was ich denke, verstehen die Menschen mein Handeln.

Sie haben ein Privatteam. Also handeln Sie nicht nur als Sportlerin, sondern auch als Unternehmerin. Wie funktioniert dieser Spagat?

Das ist einfach und kompliziert zugleich. Ich bin ein neugieriger Mensch und will meinen Horizont täglich erweitern – neue Erfahrungen machen, Dinge verstehen und lernen. Das Zusammenspiel von sportlicher

Leistung, Marketing und Sponsoring ist hochinteressant. Alles hängt voneinander ab, aber nur wenn die Planung optimal ist und die Leistungen stimmen, geht die Rechnung auf.

Wie weit lassen Sie die Öffentlichkeit an Ihrem Leben teilhaben?

Ich lege Wert auf meine Privatsphäre. Die gehört nur mir. Gleichzeitig will ich die Fans an meinem Leben teilhaben lassen und so die Verbindung zum Publikum stärken. Vor allem will ich positive Dinge transportieren. Ich habe gelernt, wie wichtig Medienarbeit und Kommunikation sind. Und es ist mein Ehrgeiz, auch diesen Teil meines Jobs so gut wie möglich zu erledigen. Es gibt aber Anfragen, auf die ich nicht eingehe. Wenn ich beispielsweise von einem Reporter aufgefordert werde, Männer aufgrund des Äusseren zu beurteilen, lehne ich dankend ab. Das gehört nicht in die Medien. Solche Gespräche finden höchstens unter Freundinnen statt. (Lacht)

Wo liegt in einem sportlichen Gespräch die Grenze?

Ich will grundsätzlich nicht über andere sprechen – vor allem nicht über andere Fahrerinnen. Ich kenne ja ohnehin nur die Ausenperspektive. Und falsche Aussagen oder Einschätzungen aus der Distanz erzeugen negative Gefühle und können die Betroffenen verletzen. Da spreche ich aus eigener Erfahrung. Über mich wurde vieles geschrieben und gesagt, was nicht korrekt ist. Wenn man nur eine Seite kennt, ist man besser still. Falsche Interpretationen gibt es schon genug.

Lara Gut ist nicht nur auf der Piste in der Offensive. Im Verkehr mit dem Internationalen Skiverband (FIS) scheut sie ebenfalls keine Konfrontation. Als kurz vor Weihnachten der Riesenslalom in Courchevel trotz extremen Windverhältnissen gestartet wurde, richtete sie deutliche Worte an Atle Skaardal, den Renndirektor der FIS: «Liebe FIS, wir lieben es, Rennen zu fahren, aber wir sind keine Windsurfer und haben keine Flügel.» Als das Rennen nach einem längeren Unterbruch wiederaufgenommen werden sollte, legte Gut noch einen drauf: «Neuer Start um 12.15 [...] Neue Chance für Kitesurfing! Wollt Ihr mich veräppeln, FIS?» Letztlich erhielt Gut recht. Der Riesenslalom wurde abgesagt. Am Unmut der Schweizerin änderte das nichts: «Wir wissen, dass wir einen Outdoor-Sport betreiben. Aber einige Fahrerinnen

Ski-WM: Inhalt

- 50 «Ich will immer gewinnen» Interview mit Lara Gut
- 54 Englische Pioniere, Schweizer Könige St. Moritz – Wiege des Wintersports
- 55 «Die WM bringt Leben ins Dorf» Touristikerin Ariane Ehrat
- 57 Showdown am Piz Nair Vier Weltmeisterschaften in St. Moritz
- 59 Es braucht den unbedingten Willen Karl Frehsner über den Spitzensport
- 60 Doktor Ski Was macht Urs Lehmann so erfolgreich?



«Wenn die Sonne scheint, ist alles einfacher»: Spitzenfahrerin Gut.

nen – zum Beispiel Nadia Fanchini – hatten gar keine Chance. So macht es keinen Spass!» Als eine Woche später in Semmering der Riesenslalom trotz starkem Schneefall und fragwürdigen Pistenverhältnissen nicht abgebrochen wurde, verschärfte die Weltcupsiegerin ihren Ton in Richtung Skaardal: «Es war saugefährlich. Man spielt mit unserer Gesundheit. Der Schnee war brutal nass, er klebte plötzlich, es kamen Löcher zum Vorschein. Das brauchen wir nicht, um unseren Sport populär zu machen.»

Sehen Sie sich als Athletinnen-Botschafterin?

Ja und nein. Es liegt in meiner Natur, meine Meinung offen zu sagen – als Mensch wie als Sportlerin. Ich wurde schon als Kind so erzogen, dass ich Verantwortung trage und zu meinem Wort stehe. Es bringt nichts, die Faust im Sack zu machen. Wenn man seine eigene Meinung nicht sagt, sprechen andere. Missverständnisse können entstehen. Und wenn man immer nur ja sagt, aber eigentlich nein sagen möchte, erweist man sich selber einen schlechten Dienst. Wir haben als Fahrerinnen

die Möglichkeit, unseren Sport weiterzubringen – zu verbessern. Dazu gehört, unsere Ansicht einzubringen und Fehler anzusprechen.

Mit den Weltmeisterschaften in St. Moritz steht der Saisonhöhepunkt und für Sie persönlich der erste Grossanlass vor eigenem Publikum bevor. Welche Ansprüche setzen Sie an sich selber?

Das kann ich Ihnen erst sagen, wenn die WM vorbei ist. Man kann sportliche Ereignisse und Abläufe nicht vorwegnehmen – weil im Skisport so viele Komponenten mitspielen. Aber etwas weiss ich: Ich freue mich sehr auf die WM. Wenn ich an den Start gehe, will ich, wie alle anderen Athletinnen, immer gewinnen.

Am 2. Februar 2008 fuhren Sie in St. Moritz in Ihrer ersten Weltcupabfahrt überraschend auf den dritten Platz. Den Sieg verpassten Sie mit einem Sturz kurz vor der Ziellinie nur knapp. Sie waren damals siebzehn Jahre alt. Ist St. Moritz für Sie ein magischer Ort?

Die Leute können sich wohl vor allem so gut daran erinnern, weil das Rennen in der Schweiz stattfand und es eine gute Geschichte für die Medien war. Wäre es in Cortina pas-

siert, würde man heute nicht mehr gross darüber sprechen. St. Moritz ist ein spezieller Ort. Dort feierte ich meinen ersten Weltcup-sieg (im Super-G am 20. Dezember 2008, die Red.) und komplettierte im vergangenen Frühling den Erfolg im Gesamtweltcup. Das hat für die WM aber keine Bedeutung. Auch in Val-d'Isère war ich immer erfolgreich, aber in diesem Winter lief es mir überhaupt nicht. Jedes Rennen beginnt bei null. Und um vorne mitzufahren, muss das Puzzle komplett sein. Der moderne Skisport ist eine hochkomplexe Angelegenheit.

Lara Gut – 25-jährig, 58 kg, 160 cm. Die zierliche Tessinerin ist eine Gigantin des Wintersports. Trotzdem kämpfte sie im eigenen Land lange um die Akzeptanz des Publikums. Die *Sonntagszeitung* schrieb vor Jahresfrist: «Lara Gut und die Schweizer Missgunst» – und machte das gelegentlich kapriziöse und distanzierte Verhalten der Tessinerin für die helvetische Skepsis verantwortlich. Selbst in ihrem Heimatkanton waren 63 Prozent der Teilnehmer einer Internetumfrage der Ansicht, dass Gut den Sieg im Gesamtweltcup nicht verdient habe. Sportlich gibt es aber nur eine Meinung. «Der Gewinn im



«Ausreden gibt es keine»: Seriensiegerin Gut.

Gesamtweltcup war der Beginn einer grossen Ära», prophezeite Guts früherer Trainer Mauro Pini. Der Jugendfreund von Vater Pauli Gut war im Privatteam der Fahrerin angestellt. Doch in der oft überhitzten Atmosphäre um das aufstrebende Talent zerbrach die Freundschaft mit der Familie. Im Jahr 2010, als Pini beim Skiverband arbeitete, kam es zum Eklat. Die damals neunzehnjährige Gut kritisierte den Trainer in der Öffentlichkeit lautstark. Swiss-Ski sperrte die aufmüpfige Athletin für zwei Rennen – ein Novum im Schweizer Skirennsport.

Lara Gut, die Erwartungshaltung erhöhte sich durch Ihre frühen Erfolge in fast schon ungerechter Weise. Hatten Sie gelegentlich das Gefühl, Sie würden von der Öffentlichkeit unfair beurteilt?

Ungerecht nicht – aber manchmal bleibt die Verhältnismässigkeit auf der Strecke. Wenn man einmal gewonnen hat, möchte man wieder gewinnen. Die Erwartungen der Öffentlichkeit sind eigentlich ähnlich. Siege werden schon fast als Selbstverständlichkeit wahrgenommen – aber das sind sie nie.

Oft vergisst man, dass Sie erst 25 sind.

Schwierig war es vor allem, als ich neu war im Weltcup – mit erst siebzehn Jahren. Es war wie nach einem Sprung ins kalte Wasser. Ich hatte das Gefühl, dass die Öffentlichkeit Antworten erwartete, die ich selber nicht hatte. Wenn ich zurückschaue, weiss ich, dass ich Fehler gemacht habe und nicht immer bereit war für die Anforderungen. Ich hatte keine grosse Ahnung von der Welt des Spitzensports und sagte vielleicht auch einmal direkte Dinge, die zu Missverständnissen führten. Taktieren ist nicht mein Ding – weder skifahrerisch noch kommunikativ. Es bringt auch

nichts, eine Anleitung zu lesen, wie das Leben gelebt werden muss. Es sind die Erfahrungen und Erlebnisse, die uns lehren – im Sport und im normalen Leben.

Sie gewannen an Grossanlässen schon dreimal Silber und zweimal Bronze. Für fast jede andere Athletin wäre dies die Erfüllung aller Träume. Bei Ihnen gilt auch hier ein anderer Massstab ...

Der Massstab ist für alle gleich. Alle wollen gewinnen – dafür gehen wir täglich an unsere Grenzen. Wenn ich im Ziel abschwinde und zur Zeitmessung schaue, will ich Grün für die Bestzeit sehen – sonst ist das zumindest im Moment eine Enttäuschung.

In diesem Jahr kommt ein Dokumentarfilm über Sie in die Kinos – «Looking for Sun-

shine». Haben Sie den Sonnenschein noch nicht gefunden?

Das ist bisher nur ein Arbeitstitel – aber er passt zu mir und meinem Leben. Wenn die Sonne scheint, ist alles einfacher. Wenn man positiv lebt und denkt, funktionieren die Dinge normalerweise besser.

Wäre WM-Gold für Sie mit «Sonnenschein» gleichzusetzen?

Nein. Dafür braucht es mehr. Es gibt Dinge, die sind mehr wert als eine Goldmedaille. Die wahren Freuden des Lebens kann man nicht auf der Skipiste gewinnen.

Trainerlegende Karl Frehsner, als Berater und väterlicher Weggefährte ein enger Vertrauter Guts, lobt die Athletin in den höchsten Tönen: «Lara Gut ist eine aussergewöhnliche junge

Frau – vor allem ist sie eine wahre Spitzensportlerin: selbstbewusst, gradlinig und zielorientiert. Solche Ausnahmetalente muss man an der langen Leine gedeihen lassen. Sie wissen selber am besten, was sie brauchen.» Der Österreicher führt Guts Schwierigkeiten mit der öffentlichen Akzeptanz auch auf eine helvetische Sonderheit zurück: «Mir fällt auf, dass der Schweizer dazu neigt, das Haar in der Suppe zu suchen. Wir sind oft zu ungeduldig. Weil Lara ihren eigenen Weg mit ihrem eigenen Trainingssystem ging, hiess es da und dort: «dumme Zicke». Dabei ist sie eine überaus intelligente und charismatische Frau, die ein Tempo vorlegt, das viele überfordert – auf wie neben der Piste», sagt Frehsner.

Gregor Furrer, früherer Präsident des Ski Pool und Kenner der Szene, vergleicht Gut mit einer der erfolgreichsten Schweizer Skifahrerinnen der Geschichte: «Lara erinnert mich an Maria Walliser. Auch sie hatte nicht nur Freunde – doch auch sie setzte mit ihrer Intelligenz, ihrer Aura und der Vielsprachigkeit Massstäbe.» Maria Walliser wurde dreimal Weltmeisterin, gewann zweimal den Gesamtweltcup und insgesamt sieben Medaillen an Grossanlässen. Furrers Einschätzung kann ein gutes Omen im Hinblick auf die WM in St. Moritz sein.

Die alpine Ski-Weltmeisterschaft findet vom 6. bis 19. Februar in St. Moritz statt.

Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



DIE WELTWOCH



St. Moritz®

TOP OF THE WORLD

1934

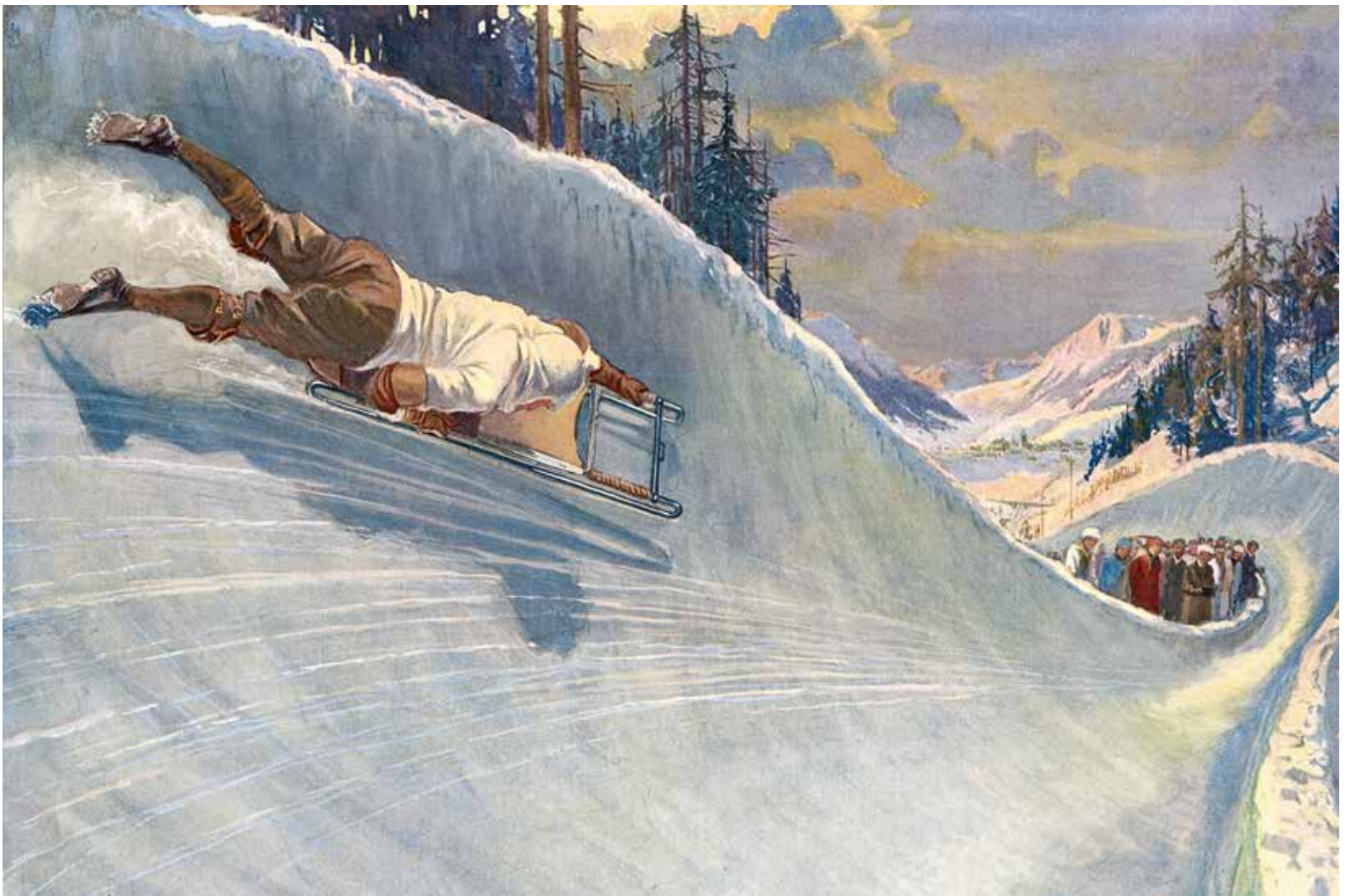
1948

1974

2003



6–19 FEBRUARY
FIS ALPINE
WORLD SKI
CHAMPIONSHIPS
2017



Exklusivster Sportplatz des Landes: Cresta Run zwischen St. Moritz und Celerina.

Englische Pioniere, Schweizer Könige

St. Moritz gilt als Wiege des Wintersports. Der Ort ist bis heute der einzige Schweizer Olympia-Schauplatz. Und er ist *very British*.

Von Thomas Renggli

Im Engadin trifft sich die ganze Welt. Doch die globale Klimaveränderung bleibt draussen. Samedan gehört zu den kältesten Orten des Landes – mit Wintertemperaturen von unter minus 30 Grad. Eiskristalle, Schneeberge und gefrorene Seen galten aber nicht immer als touristisches Verkaufsargument. Im 19. Jahrhundert schlossen die Berghotels im Oktober ihre Tore. Die Gäste reisten ab, die Dörfer verwaisten, die Betten blieben eisig kalt. Trotz Wintersonne blickten die ortsansässigen Schweizer Hoteliers blass vor Neid auf die Konkurrenz in den Städten oder am Mittelmeer.

Dies wurmte den St. Moritzer Johannes Badrutt. In seiner «Pension Faller» feierten die Gäste am letzten Abend der Sommersaison Abschied. Sie sprachen mit Durst und



St. Moritz
WM 2017

Inbrunst dem alten schottischen Whisky zu und reservierten ihre Zimmer für den nächsten Sommer. Da ergriff Badrutt das Wort und empfahl seinen Gästen wärmstens einen Winteraufenthalt im Engadin. Die kalte Jahreszeit sei angenehm und belebend – weniger garstig und nass als in London.

Man könne hier manchmal sogar ohne Mantel, Hut und Handschuhe spazieren. In London würde man sich in der gleichen Aufmachung schon auf der U-Bahn-Treppe eine Lungenentzündung holen. Die Gäste lachten schallend, doch Badrutt liess sich in seinem Enthusiasmus nicht bremsen.

Dem Londoner Nebel entkommen

Er schenkte nach und packte die Engländer an ihrer empfindlichsten Stelle, mit einer Wette:

«Sie können den ganzen Winter gratis in meinem Hotel wohnen. Sollte mein Versprechen vom warmen Wetter nicht in Erfüllung gehen und Sie – wertere Gentlemen – am Bergwinter keinen Gefallen finden, bezahle ich ihnen auch die Reisespesen von London nach St. Moritz und wieder zurück.» Die Wette galt.

Vier Engländer, darunter ein Pfarrer, ein Arzt und ein kränkelder Baron, erinnerten sich im Londoner Nebel anno 1864 an dieses Angebot und reisten zur Adventszeit mit elf Freunden in die Schweiz. In Chur mieteten sie Pferdeschlitten, fuhren damit via Lenzerheide, Bivio über den Julierpass und litten bei ihrer Ankunft in St. Moritz bereits an Sonnenbrand. Sie hatten sich den Bergwinter als düstere Nacht vorgestellt – stattdessen war das Licht viel heller und intensiver als im Sommer. Triumphierend stand Johannes Badrutt beim Empfang der Briten breitbeinig vor dem Ho-

teleingang und deutete schelmisch lächelnd auf seine Sonnenbrille. Er begrüßte die Gäste herzlich und freute sich über die gewonnene Wette. Sein Geschäftssinn sollte den Tourismus revolutionieren.

Badrutts erste Wintergäste planten einen Kurzurlaub. Nach Neujahr wollten sie eigentlich in London zurück sein. Doch die Engländer blieben, bis der Osterhase kam – unentgeltlich, wie Badrutt versprochen hatte. Braun und strotzend vor Gesundheit, so berichten die Chroniken, kehrten die Engländer im Frühling nach London zurück und erzählten ihren Bekannten vom Schweizer Schneezauber. Schon im nächsten Winter brachten die Pioniere Verwandte, Freunde und Neugierige aus Grossbritannien ins Engadin. Der Wintertourismus war geboren und die Basis zur Entwicklung des Wintersports gelegt – mit der Durchführung der Olympischen Spiele 1928 und 1948 als Höhepunkte.

Vollgas im Eiskanal

Der wirtschaftliche Aufschwung in den Schweizer Alpen passte allerdings vielen Leuten nicht ins Konzept. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts fühlte sich ein französischer Arzt in der *Gazette médicale* verpflichtet, unter dem Titel «Wintersport, eine Gefahr für die Riviera» vor der Abwanderung der Wintergäste von der französischen Mittelmeerküste zu warnen: «Wenn der unglaubliche Wohlstand der schweizerischen Wintersportstationen nicht eine Gefahr für unsere Kurorte an der Riviera bedeuten würde, wäre es nicht nötig, den Ursachen näher zu treten. Seit mehreren Jahren kommen die Gäste nicht mehr zu uns. Quantität und Qualität sind nicht mehr, was sie früher waren. In der Schweiz hingegen, wo man vor 15 Jahren 2500 Gäste zählte, sind es jetzt mehr als 30 000 im selben Monat.» 25 Millionen Franken, so schätzte der besorgte Mediziner, gingen damals der Riviera pro Wintermonat an die Schweizer Hotellerie verloren.

Abwärts ging es auch in St. Moritz – allerdings im sportlichen Tempo. Die auf Hochgeschwindigkeit versessenen Briten beschlossen Anfang der 1880er Jahre den Bau einer Schlittelbahn zwischen St. Moritz und Celerina. Diese Verkehrsverbindung wurde schon bald zum exklusivsten Sportplatz des Landes – zum Cresta Run, benannt nach dem Ortsteil Cresta in Celerina. An Weihnachten 1884 war der Eiskanal vollendet. Drei Jahre später entstand der legendäre St. Moritz Tobogganing-Club.

Der St. Moritzer Dorfschmied Matthys baute 1887 für die tollkühnen Piloten das erste Stahlgestell als fahrbaren Untersatz und löste damit die zuvor üblichen Holzkonstruktionen ab. Anfangs fuhr man sitzend und bastelte sogar mehrplätzig Gefährte. Doch daraus entwickelte sich der Sport, der heute als eine der letzten grossen Mutproben gilt: Skeleton – kopfvan durch den 1200 Meter langen Eis-

Wirtschaft

«Die WM bringt leben ins Dorf»

Die Ski-WM 2017 soll Wirtschaftsmotor und Werbeträger sein. Ariane Ehrat, CEO von Engadin-St. Moritz-Tourismus und Ex-Spitzenskirennfahrerin, hofft auf Resonanz bis nach China.



«Alles fährt Ski!»: Touristikerin Ehrat.

Seit zehn Jahren ist Ariane Ehrat eine der Schlüsselspielerinnen im WM-Ort. Die 55-jährige Schaffhauserin ist voller Enthusiasmus und Begeisterung und ist überzeugt, dass das Sportereignis den Kurort strategisch und werbemässig langfristig weiterbringt. Ehrat selber, die als Skirennfahrerin 1985 in Bormio Abfahrts Silber gewann, beendet in diesem Frühling das St. Moritzer Kapitel. Sie sucht eine neue Herausforderung. Zunächst will sie aber den Chinesen das Engadin zeigen und den Bündnern den Charme zurückgeben.

Frau Ehrat, welche Bedeutung haben die Weltmeisterschaften für St. Moritz wirtschaftlich und touristisch?

Ein solcher Grossanlass dient immer als Motor für die Standortentwicklung. Bestes Beispiel ist die Restauration des Eispavillons im «Kulm-Hotel». Er war 1928 und 1948 Zentrum der zwei Olympischen Spiele. Nun dient er als Bühne für die Eröffnungsfeier und für alle Medaillenübergaben. Daneben werden die WM Leben ins Dorf bringen und im wahrsten Sinn des Wortes das Eis brechen. Einen solchen Anlass kann man nur durchführen, wenn die Menschen miteinander arbeiten. Wir erhalten nun ausserdem die Möglichkeit,

unsere Schnee- und Event-Kompetenz zu beweisen. Man darf nicht vergessen: St. Moritz ist der einzige Ort, in dem schon zum fünften Mal Ski-Weltmeisterschaften stattfinden.

Erreicht man mit alpinen Skirennen auch Märkte wie Asien oder den Nahen Osten?

Definitiv. Gerade für China erweist sich die WM als wichtiger Türöffner. So war ich im vergangenen Oktober zur Welt-Wintersport-Messe in Peking eingeladen und konnte vor einem grossmehrfach chinesischen Publikum auftreten. Das sind unbezahlbare Kontakte und Erfahrungen. Im Hinblick auf die Olympischen Winterspiele 2022 investiert die chinesische Regierung im grossen Stil in den Wintersport. Sie will bis ins Jahr 2030 rund 300 Millionen Menschen zum Wintersport führen. Gao Yanping, die chinesische Generalkonsulin in der Schweiz, hat mir das Programm erklärt, das stark an die Schweizer Kampagne zur Belebung des Wintersports nach dem Zweiten Weltkrieg erinnert: «Alles fährt Ski!» Zudem unterhalten wir eine Partnerschaft mit dem olympischen Dorf in Yanqing, dem Austragungsort der Alpinrennen an den Winterspielen von 2022.

Aber momentan beleben chinesische Skifahrer wohl vor allem die Chirurgie im Spital Oberengadin...

... auf keinen Fall. Wir hatten sogar die chinesische Ski-Nationalmannschaft zu Besuch – begleitet von fünf chinesischen Fernsehstationen. Skifahrer aus China nehmen an der WM im Slalom und Riesenslalom teil – allerdings müssen sie zuerst in Zuoz durch die Qualifikation. St. Moritz war 2016 eine der wenigen Destinationen mit steigenden Zahlen im chinesischen Markt.

In Europa nimmt die Anzahl Skifahrer ab.

Das ist richtig. In der Schweiz aber nimmt sie zu. Derzeit fahren bei uns 34 Prozent der Bevölkerung Ski. Auch weltweit steigt die Zahl. Dank der WM erhielten wir beispielsweise die Gelegenheit uns in einem Shoppingzentrum in São Paulo zu präsentieren. Wenn Brasilianer zum Skifahren in die USA nach Vail oder Aspen reisen, können sie genauso gut zwei Stunden länger im Flugzeug sitzen – und zu uns ins Engadin kommen. >>>

Wenn man an Doping oder die Probleme der Fifa denkt – ist der Spitzensport für den Tourismus noch ein guter Werbebotschafter?

Unbedingt – vor allem der Skisport. Er bringt Athleten mit Bodenhaftung, Naturverbundenheit und echtem Sportsgeist hervor. Vielleicht sehe ich das als frühere Skirennfahrerin zu romantisch, aber für mich sind unsere Stars perfekte Botschafter – für eine neue Generation, die Spass an der Bewegung hat, die gesund und fit sein und gut aussehen will.

Was wird von der WM 2017 bleiben?

Wir haben im Rahmen der WM zwölf sogenannte NIV-Projekte lanciert – Nachhaltigkeit, Innovation, Vermächtnis. Beispielsweise die Standortentwicklung, die Marktbearbeitung für den Tourismus – und die Herzlichkeits-Workshops für die ganze Bevölkerung.

Mussten Sie den Engadinerinnen die Benimmregeln neu erklären?

Es ging in diesen Workshops darum, das Bewusstsein zu stärken, dass man sich für den Gast Zeit nehmen und den direkten Kontakt suchen soll. Heute kann praktisch alles via Mail oder App erledigt werden. Dabei gerät fast in Vergessenheit, dass ein freundlicher Dialog und eine nette Geste viel sympathischer und wirkungsvoller sind als ein Mail oder ein SMS.

Weshalb hören Sie als CEO von Engadin St. Moritz auf?

Nach zehn lebenserfüllenden Jahren in der bedeutendsten Schweizer Wintersportdestination mit vielen Hochs und Tiefs möchte ich nochmals etwas Neues sehen.

Sie gewannen an den WM 1985 in Bormio Abfahrtssilber – zeitgleich mit Katharina Gutensohn, 0,01 Sekunden vor Sigrid Wolf. Wo wären Sie heute, wenn Sie 0,02 Sekunden langsamer gefahren wären?

Diese Frage stellt man sich als Spitzensportler oft. Erfolg und Misserfolg, Glück und Pech liegen nahe beieinander. 1984 an den Olympischen Spielen in Sarajevo wurde ich Vierte – mit 42 Hundertstelsekunden Rückstand auf den Bronzeplatz. Damals brach für mich eine Welt zusammen. Als ich ein Jahr später in Bormio die Medaille in der Hand hielt, musste ich aber sagen: «Ich bin noch der gleiche Mensch.» Unabhängig vom Erfolg ist der Spitzensport prägend.

Die Fragen stellte **Thomas Renggli**.



Ungebremster Enthusiasmus: «Badrutt's Palace» in St. Moritz.

kanal – mit Spitzentempi von 140 km/h. Es gibt kaum einen Knochen, der im Cresta Run nicht schon gebrochen worden wäre. Der Bahnrekord beträgt 50,09 Sekunden und wird seit 1999 von dem Briten James Sunley gehalten. Die Rhätische Bahn braucht von St. Moritz nach Celerina drei Minuten.

Noch heute ist der Cresta Run fest in britischer Hand. Davon zeugen auch die Namen seiner Kurven: Stable Junction, Cruzon, Thomas Bank, Battledore, Streamcorner, Cresta Leap – Shuttlecock. Letztere besitzt in vielerlei Hinsicht Legendenstatus. Nur wer in diesem Streckenabschnitt aus der Piste katapultiert wird, hat Anrecht auf die lebenslängliche Mitgliedschaft im Shuttlecock-Club.

Der grosse Bruder des Cresta Run ist der Olympia-Bob-Run von St. Moritz. Sein Ziel ist auch Celerina, seine Ursprünge gehen ebenso auf die englischen Gäste im 19. Jahrhundert zurück. Bündner Gastfreundschaft bekamen die Briten aber anfänglich nicht zu spüren. Stattdessen versperrten ihnen 1898 beim Saisonschlussrennen auf der improvisierten Bobpiste einheimische Bauern mit schweren Holzschlitten die Strasse. Die aufgebrauchten Engadiner liessen sich nicht erweichen und riefen: «Zum Teufel mit euch Engländern.» Mit dieser Blockade legten sie aber indirekt die Basis zum Bau der Bobbahn. Denn weil das Benutzen des öffentlichen Fahrwegs mit Bobs von der Obrigkeit als zu gefährlich taxiert worden war, entstand 1901 der erste Bobkanal. 1904 wurde die Bahn offiziell in Betrieb genommen.

Heute ist der St. Moritzer Bob Run die älteste Sportstätte der Schweiz. Durch Sunny Corner, Horseshoe, Shamrock und Tree fuhren die klappernden Feierabend-Schlitten

aus Engelberg und die windkanalgeprüften Hightech-Geschosse der Moderne. Hier wurden die olympischen Wettkämpfe 1928 und 1948 sowie 22 Weltmeisterschaften ausgetragen – achtzehnmal mit dem Bob, dreimal mit dem Skeleton, einmal mit dem Rennschlitten. Jeweils im November treten die Bobbahnbauer aus dem Südtirol aufs Parkett und schaffen die grösste Eisskulptur des Landes (1722 Meter lang).

Es heisst, früher hätten sich die Bobfahrer Mut und (tempofördernde) Kilos an den St. Moritzer Hotelbars mit Cognac, Whisky und Bier angetrunken. Nach Einführung des Gewichtslimits verlegten sie das Sommertraining in den Kraftraum.

Skifahren mit Pferd

Eis dient im Engadin aber auch tierischen Athleten als Unterlage – bei den legendären Pferderennen auf dem gefrorenen See. Wie im Skeleton kann der Ort auch hier mit einer Exklusivität aufwarten – dem Skijöring. 1906 erfanden ein paar wagemutige Sportler diese hippologische Disziplin – für einen Skiläufer, der von einem Rennpferd im Höllentempo über den Schnee gezogen wird. Während heute die Rennen nach dem Massenstartprinzip im Rahmen der «White Turf» Meetings durchgeführt werden, preschten die Vollblüter mit ihren Mitfahrern in den Anfängen auf einer 10 km langen Strecke zwischen St. Moritz und Champfèr einzeln übers Geläuf. Erster Sieger war Philip Mark, der Präsident des Skiclub Alpina. Damals wie heute trägt der Sieger den Titel des Königs des Engadins. Es ist eine Auszeichnung, die ein alpiner Skirennfahrer selbst an der Weltmeisterschaft nie gewinnen kann. ○

Showdown am Piz Nair

Von den Zeiten, als eine mysteriöse Nebelbank die Organisatoren in die Knie zwang, die Männer noch 71 Sekunden schneller fuhren als die Frauen und die Schweizer einfach nicht mehr siegen wollten: die prägendsten Anekdoten, Glücks- und Schicksalsmomente der vier Ski-Weltmeisterschaften in St. Moritz. *Von Martin Born*



St. Moritz
WM 2017

Es ist eine gewagte Entscheidung des Internationalen Skiverbands (FIS), Männer und Frauen auf der gleichen Piste am Piz Nair auf die Abfahrt zu schicken. Doch sie garantiert einen spektakulären Ablauf dieses ersten Rennens der alpenländischen «FIS-Wettkämpfe» von 1934 mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus sechzehn Nationen. Für die Männer scheint die Strecke etwas einfach, für die Frauen zu lang. Zudem ist der Starthang steil und vom Nordwind eisig gefegt, so dass einige der Fahrerinnen die Textilbremse zu Hilfe nehmen müssen. Die Schweizerinnen gehören nicht dazu. Sie sind tapfer und fahren im Schuss, auch wenn sie im Gegensatz zu den Männern nicht die Besten der Welt sind. Diese überliessen bei den bisherigen drei «FIS-Wettkämpfen» (die erst ab 1937 – auch rückwirkend – Weltmeisterschaften genannt werden) ihren Gegnern nur zwei der neun Medaillen.

Wegen des Bürgerkriegs in Österreich hat der Verband seinen Athleten die Teilnahme verboten.

Wegen des Bürgerkriegs in Österreich hat der Verband seinen Athleten die Teilnahme verboten.

An der Überlegenheit der Schweizer Abfahrer ändert auch die Tatsache nichts, dass mit Walter Prager, dem Sieger von 1931 und 1933, Otto Furrer und Fritz Steuri drei der besten wegen Verletzung oder Krankheit am Start fehlen. Das liegt an der Breite der nationalen Spitze, aber auch an der Konkurrenz. Wegen des Februaraufstandes 1934, des Bürgerkriegs in Österreich, hat der Verband seinen Athleten die Teilnahme verboten.

Vitter Zogg aus Arosa, bekannter Darsteller in Bergfilmen, Bergsteiger und 1939 Teilnehmer der ersten Schweizer Himalaja-Expedition, ist bei strahlendem Winterwetter an der Corviglia nicht zu schlagen. Er gewinnt das Rennen überlegen in 4:27,2 Minuten, 6,4 Sekunden vor dem Deutschen Franz Pfnür und vor seinem Landsmann Heinz von Allmen. Anny Rüegg, die sich bei den Frauen durchsetzt, braucht 71 Sekunden länger. Sie lässt Christl Cranz hinter sich, die am Tag danach im Slalom und in der Kombination die beiden ersten ihrer zwölf WM-Goldmedaillen gewinnt.

Im Männerslalom konzentriert sich Zogg auf die Kombinationswertung, die er sicher gewinnt. Der Sieg im Slalom geht an Pfnür, der



Tapfer mit Schuss: Ski-Weltmeisterschaft in St. Moritz, 1934.

mehr riskiert und durchkommt. Einer ist allerdings noch schneller: der Österreicher Toni Seelos, der am Start verhinderte «Titelverteidiger», der den zweiten Lauf ausser Konkurrenz fährt und damit seine Solidarität mit der Skisportfamilie zeigt.

Skilehrer dürfen nicht starten

Vierzehn Jahre später, 1948: Europa erholt sich vom Zweiten Weltkrieg. Und St. Moritz bietet sich als idealer Austragungsort der V. Olympischen Winterspiele an. Olympia braucht einen sicheren Hafen mit bestehenden Sportanla-

gen, St. Moritz kann dies als Olympiaort von 1928 bieten und braucht Werbung für seinen durch den Krieg gelähmten Wintertourismus. Alles perfekt also, wären da nicht die «Kriege» der Sportverbände mit dem Präsidenten des Internationalen Olympischen Komitees (IOK), Avery Brundage, dem Propheten des reinen Amateurismus. Das Eishockeyturnier wird zur Farce, und im alpinen Skisport sind die Skilehrer als «Profis» noch immer nicht startberechtigt.

Die Spiele von St. Moritz zählen gleichzeitig als Weltmeisterschaften (bis 1980 wird es so

bleiben). Zwölf Jahre nach der Olympiapremiere von Garmisch-Partenkirchen 1936 werden nicht nur in der Kombination, sondern auch in der Abfahrt und im Slalom Medaillen vergeben. Sie werden zu Wetterspielen, mit gewaltigen Schneefällen zu Beginn, ungewöhnlicher Wärme danach, die die Eissportler zu Morgensessionen zwingt, den Alpinen aber prächtiges Bergwetter beschert.

Die Abfahrt ist für die Schweizer die Königsdisziplin, der Piz Nair auch diesmal der Berg. Die Männer fahren bis ins Dorf, für die Frauen steht das Ziel in Salastrains. Karl Molitor, der elffache Lauberhorn-Sieger (davon sechs Mal in der Abfahrt), der mit 28 Jahren am Ende seiner Karriere steht, ist der grosse Favorit. Ist es der neue Ski aus Eschenholz, der ihm nicht passt? Oder zeigt er zu viel Respekt? Er legt im Steilhang vor den Bodenwellen ein paar Sicherheitsschwünge zu viel ein und wird geschlagen. Vom Franzosen Henri Oreiller, dem Unerschrockenen, der später Autorennfahrer wird und 1962 in einem Tourenwagenrennen ums Leben kommt, und von Franz Gabl, dem im Krieg mehrmals Verwundeten, der 1945 aus der russischen Gefangenschaft heimgekehrt ist. Die Bronzemedaille teilt die Wengener Legende mit dem Engelberger Ralph Olinger.

Grosser Sieg, kurzes Leben

Was «Moli» verpasst, holt eine andere Wengenerin wenig später nach: Hedy Schlunegger, siebenfache Schweizer Meisterin, setzt sich auf der durch fünfzehn Richtungstore entschärften Strecke durch – trotz einem Absitzer im Kanonenrohr. Vor Trude Beiser, die am Tag danach die Kombination gewinnt und vier Jahre später als Trude Jochum-Beiser und gewordene Mutter in Oslo Abfahrtsgold holen wird.

In der Kombination gewinnt Molitor nach zwei Sicherheitsläufen hinter dem überragenden Oreiller Silber, doch noch mehr freut er sich nach dem letzten Tag der Alpinen, als er im Slalom nur Neunter wird. Der Grund: Seine Verlobte, Antoinette Meyer aus Engelberg, sichert sich mit Bestzeit im zweiten Lauf völlig unerwartet Silber, hinter der überragenden Ski-Stuntfrau mit den blonden Zöpfen und ersten Weltmeisterin aus den USA, Gretchen Fraser.

Und doch steht Antoinette Meyer im Schatten eines andern: Edy Reinalter aus St. Moritz, der seit zwei Jahren keine Skischule mehr gibt, um starten zu dürfen. Nach dem ersten Lauf liegt er an dritter Stelle. Er steht noch am Start, als der Franzose James Couppet nach seinem fantastischen zweiten Lauf bereits als Sieger betrachtet wird. Doch Reinalter unterbietet Couppet's Zeit um eine halbe Sekunde. Er verwandelt St. Moritz in ein Tollhaus und bringt die Schweiz mit sechs Medaillen (2/2/2) an die Spitze des WM-Medaillenspiegels. Es ist der einzige grosse Sieg in seinem kurzen Leben, das er 1962 in Schruns beendet, als er sich beim Reinigen seines Jagdgewehrs versehentlich erschießt.

Weitere 26 Jahre später, 1974: Der Skirennsport hat sich gewandelt. Die besten Rennfahrer beziehen als Amateure Spitzensaläre. Nach dem Rücktritt von Brundage als IOK-Präsident hat sich der Skiverband den Olympiern wieder angenähert. Zwei Jahre nach den «goldenen Tagen von Sapporo» mit den Abfahrtsiegen von Bernhard Russi und Marie-Theres Nadig herrscht in der Schweiz Euphorie. «Ogis Leute siegen heute», steht auf den Transparenten. Kuhglocken gehören zum guten Ton aller Abfahrten. Roland Collombin ist der neue Superstar. Er siegt und siegt und siegt.

Zuletzt siebenmal in Serie, zuletzt in Kitzbühel vor den zeitgleichen Italienern Stefano Anzi und Giuliano Besson, die dank ihren glänzenden Lackanzügen in Sachen Aerodynamik überlegen sind. Doch Collombin muss warten. Die mysteriöse Nebelbank, genannt Malojaschlange, zwingt



Gustav Thöni an der Ski-WM 1974 in St. Moritz.

die Organisatoren zu Verschiebungen. Die Abfahrt findet erst mit einer Woche Verspätung statt, am Ende einer enttäuschenden WM, die von andern geprägt sein wird. Vom überragenden Gustav Thöni, der Gold im Riesenslalom gewinnt (und sich dank einem phänomenalen zweiten Lauf auch am Schluss-tag im Slalom durchsetzen wird), von Annemarie Moser-Pröll, die sich für ihre Niederlage in Sapporo revanchiert (Marie-Theres Nadig wird Fünfte), von Fabienne Serrat, der alle betörenden Französin, die Riesenslalomgold gewinnt.

Doch einen Lichtblick gibt es. Am Freitag, dem 13., am Tag, als die grosse Favoritin Christa Zechmeister mit der Nummer 13 ausscheidet. Dreimal 13 ist für Lise-Marie Morerod kein Problem. Sie trägt die Nummer 39. Auf der

ausgefahrenen Piste erzielt sie die siebentbeste Zeit. Im zweiten Lauf darf Morerod gleich hinter den Fahrerinnen der ersten Gruppe (die in umgekehrter Reihenfolge des ersten Laufes auf die Strecke gehen) starten. Sie riskiert alles, und für einmal halten auch die Nerven. Sie ist im zweiten Lauf nur zwei Hundertstelsekunden langsamer als die Liechtensteinerin Hanni Wenzel, die souverän an der Spitze steht, und sichert sich die Bronzemedaille.

Dann endlich ist es so weit. Die Malojaschlange hat sich verzogen. Für die Fans aus dem Wallis, die im Weisswein schwelgen, ist die WM-Abfahrt eigentlich nur noch eine Formalität. Wer sich das Training genau angeschaut hat, dem kommen indessen erste Zweifel. Im letzten Training wird Collombin, obwohl er erstmals forciert, nur Siebter. «Ich blieb fast stehen», sagt er, und er befürchtet: «Das wird ein Wachsrennen geben.»

War das Wachs schuld?

Im Rennen trägt Collombin die Nummer 6. Die Bestzeit hält der krasse Aussenseiter David Zwilling, der noch nie eine Abfahrt gewonnen hat. Philippe Roux, Collombins «Zwilling», hat über zweieinhalb Sekunden verloren. Das verheisst wenig Gutes.

Collombin fährt wie immer: aggressiv, offensiv, in tiefer Hocke. Doch schon auf dem langen Gleiterstück der ersten 40 Sekunden liegt er klar zurück – 45 Hundertstel hinter David Zwilling. Er riskiert viel, und das wird ihm zum

Collombin fährt wie immer: aggressiv, offensiv. Doch er liegt klar zurück.

Verhängnis. Bei einem Buckel vor der Kompression gerät er in Rücklage, es reisst ihm den linken Ski weg, und der Sturz ist unvermeidlich.

Weil auch Russi nicht vorwärtskommt und noch mehr Zeit verliert als Roux, zeichnet sich ein Debakel ab. Erst als Walter Vesti mit Nummer 28 auf der Piste ist, kommt bei den 10 000 Zuschauern noch einmal Stimmung auf. Vesti ist im obersten Teil der Schnellste und greift nach einer Medaille. Doch mit groben Fehlern in den technischen Passagen bringt er sich selber um den Erfolg. Als Neunter ist er dennoch bester Schweizer. Sein Resultat liefert auch die Erklärung für das Schweizer Debakel. Nicht das Wachs ist schuld, wie viele vermutet haben, sondern die Ski. Vesti ist der einzige Schweizer, der ein österreichisches Produkt fährt, die andern gehen zusammen mit der glorreichen «Equipe Suisse» von Rossignol unter. Die hätte zwar neue Ski gehabt, doch die blieben im Keller ...

Weitere 29 Jahre später, 2003: Der Schweizer Skisport hat die erfolgreichste Zeit hinter sich. Österreich dominiert. Nach dem Debakel der Olympischen Spiele von Salt Lake City

wird der elf Jahre zuvor vertriebene Karl Frehsner zurückgeholt. Die Schweizer Hoffnungen heissen Bruno Kernen, Didier Cuche, Michael von Grünigen, Didier Défago, Sonja Nef. Sie alle haben in diesem Winter schon Rennen gewonnen.

Es sind Trümpfe, die nur in einem Fall stehen. Lauberhornsieger Kernen gewinnt in der Abfahrt Bronze hinter Michael Walchhofer, dem einzigen Österreicher am Start, der noch nie Gold gewonnen hat, und dem chronischen Medaillensammler Kjetil André Aamodt. So heizt Kernen die Stimmung der WM richtig an, die anfangs nach den beiden Super-G sehr flau gewesen war. 38000 Zuschauer umjubeln den mehrmals schon abgeschriebenen Berner Oberländer. Weil am Sonntag auch noch Corinne Rey-Bellet, die «ewige Vierte» bei grossen Titeltkämpfen, hinter der Aussenseiterin Mélanie Turgeon Abfahrts Silber gewinnt, kommt sogar im Dorf, wo auf diskretes Feiern viel Wert gelegt wird – ein Kontrapunkt zum Dauerbesäufnis von 2001 in St. Anton –, Stimmung auf.

Miller, Eberharter, Kostelic

Die beiden Didier, Cuche und Défago, gehen in den Speed-Disziplinen leer aus und haben eine Enttäuschung zu verkraften. Laut ihrem Servicemann bezahlen sie dafür, dass sie erst auf diese Saison hin zu Atomic gewechselt hat und deshalb für diesen aggressiven Schnee keine passenden Bretter zur Verfügung haben. Diese müssten mindestens dreijährig sein.

Viel grösser ist die Enttäuschung der beiden Titelverteidiger in den Riesensloms. Michael von Grünigen wird in seinem letzten Rennen in der Schweiz nur Siebenter. Sonja Nef verpatzt den ersten Lauf, und als sie im zweiten im Stile der Grossen aufdrehen will, verliert sie kurz nach dem Start einen Stock. Als Achte verpasst sie das Podest um eine halbe Sekunde.

Für eine doch noch erfreuliche Bilanz sorgen zwei andere, mit denen niemand rechnen durfte: Marlies Oester als Dritte der Kombination und Silvan Zurbriggen, der 21-jährige Walliser, der im Slalom hinter Ivica Kostelic Silber gewinnt. Ein tröstlicher Abschluss.

Es sind die üblichen Verdächtigen, die am meisten Medaillen sammeln. Bode Miller, der verrückte Amerikaner, gewinnt Kombination und Riesenslalom und freut sich darüber, dass Amerika «great» ist und sechs Medaillen gewinnt; Stephan Eberharter ist im Super-G unantastbar. Bei den Frauen überlassen die drei «Grossen» Janica Kostelic (Slalom, Kombination) Anja Pärson (Riesenslalom) und Michaela Dorfmeister dem Rest der Welt nur Abfahrtsgold.

Österreich gewinnt dreimal Gold, viermal Silber und zweimal Bronze. Am meisten Wirbel gibt es um den Zweiten im Super-G: Hermann Maier kehrt anderthalb Jahre nach seinem schweren Motorradunfall und nur einen Monat nach seinem Comeback in Adelboden an die Weltspitze zurück. ○

Wettkämpfe

Es braucht den unbedingten Willen

Wie gewinnt man Rennen? Was hat sich im Skirensport in den letzten Jahren verändert? Wo steht die Schweiz? *Von Karl Frehsner*



Zyklen: Zurbriggen in Crans Montana, 1987.

Ist im Schweizer Skisport von einer Heim-WM die Rede, gehen die Gedanken automatisch ins Jahr 1987 und nach Crans-Montana zurück, als unsere Athleten einen Meilenstein setzten – vierzehn von dreissig Medaillen und acht von zehn Titeln gewannen. So glorios die damaligen Leistungen und Resultate waren, solche von der heutigen Generation zu erwarten, wäre ungerecht. Der internationale Skisport hat einen Entwicklungsschub durchgemacht; Leistungsdichte und Ansprüche wurden grösser. Der Weg zum Erfolg ist von immer mehr Details abhängig.

Alles ist viel professioneller und kommerzieller geworden. Der Athlet wird vollumfänglich betreut. Die Zeiten, in denen der finanzielle Support eines Mäzens reichte, um die wirtschaftliche Grundlage für den Erfolg zu legen, sind vorbei. Heute braucht es ein breitabgestütztes Sponsoring und eine generalstabsmässige Planung.

Gleichzeitig ist die Freiheit der persönlichen Entwicklung eingeschränkt. Individualisten wie Roland Colombin, Franz Klammer, Bernhard Russi, Alberto Tomba, Peter Müller oder Werner Grissmann lässt der moderne Sport nicht mehr so einfach zu. Improvisationskunst ist nur noch beschränkt möglich. Der Manager spielt eine immer

wichtigere Rolle. Letztlich kann nur ein professionelles Management die Verbindung zu Sponsoren und Ausrüster gewährleisten.

Zu meinen Zeiten profitierten wir von Ausnahmefiguren wie Pirmin Zurbriggen und Peter Müller. Sie besaßen einen unbändigen Ehrgeiz und einen gesunden Egoismus, der es ihnen ermöglichte, sich immer selber treu zu bleiben. Als Trainer hatte man da nicht immer ein einfaches Los. Die schnellsten Fahrer sind oft schwierige Typen. Auch heute verfügt die Schweiz über herausragende Könnern wie Carlo Janka oder Beat Feuz. Doch dahinter tut sich eine Lücke auf. Ich habe das Gefühl, den Jungen fehlen Qualitäten wie Geduld, Erfahrung und Selbstvertrauen, um an diesen Koryphäen vorbeizukommen.

Letztlich hängt auch vieles von der physischen Verfassung ab. Ohne die perfekten konditionellen Voraussetzungen ist im heutigen Skisport der Durchbruch nicht mehr möglich. In der physischen Grundlagenarbeit kann nie zu viel gemacht werden. Den Gradmesser liefern zweifellos die Norweger, die mit Aksel Lund Svindal, Kjetil Jansrud und Henrik Kristoffersen drei überragende Athleten stellen. Sie schaffen sich ihre körperliche Basis in einem ausgeklügelten Aufbautraining im Olympiastadion in Oslo und treiben sich gegenseitig zu Höchstleistungen an – im Training wie im Wettkampf. Das erinnert mich an unsere Leistungskultur von damals.

Den Schweizern bleibt die Gewissheit, dass der Sport in Zyklen lebt – und sich die Zeiten und Kräfteverhältnisse wieder ändern werden. Den Rückstand, den wir im Ausbildungsbereich hatten, konnten wir wettmachen. Mit den Swiss Olympic Sport Schools in Brig, Davos, Engelberg, Ftan und Kreuzlingen und dem nationalen Sportzentrum in Magglingen verfügen wir über Ausbildungsmöglichkeiten und ein Förderungskonzept, das höchsten Ansprüchen genügt. Um aber wieder die Skination Nummer eins zu werden, braucht es auch andere Faktoren: Talent, unbedingte Leistungsbegeisterung – und das nötige Wettkampfglück.



Karl Frehsner, 77, war 17 Jahre lang Cheftrainer der Schweizer Männer. Unter seiner Ägide, auch als Trainer beim österreichischen Verband, gewannen die von ihm betreuten Athleten 53 Olympia- und WM-Medaillen.



Ohne Zeitverlust: Swiss-Ski-Präsident Lehmann.

Doktor Ski

Er gewann nur einmal – da aber richtig. Nach dem Rücktritt als Rennfahrer legte er eine bemerkenswerte Karriere als Manager hin. Urs Lehmann, Verbandspräsident von Swiss Ski, ist seit Jahren die prägende Figur im Schweizer Skisport. Was macht ihn erfolgreich? *Von Thomas Renggli*

Helles Jackett, blaues Businesshemd, den obersten Knopf offen, die Haare lässig nach oben gekämmt. Urs Lehmann empfängt den Besucher mit freundlichem Lächeln und festem Händedruck. Zum Interview weist er in den modernen Konferenzraum: «Bei uns dürfen die Gäste immer die beste Aussicht genießen.» Lehmann zeigt auf einen Stuhl, der den Blick aufs verschneite Knonauer Amt eröffnet.

Es ist Winter, die WM in St. Moritz ist nur noch wenige Tage entfernt. Doch Lehmann, der Präsident von Swiss-Ski, erinnert so gar nicht an eine Welt, in der rotbackige Jünglinge in Wollmützen und hinter dicken Skibrillen zum Interview erscheinen, die Fans im Zielraum den Kaffee Lutz selber mischen und die Akustik von Kuhglocken und DJ Ötzi aus der Konserve geprägt ist. Der 47-jährige Aargauer aus



St. Moritz
WM 2017

Rudolfstetten ist in erster Linie Geschäftsmann und als CEO der Arzneimittelfirma Similasan in Jonen für ein Unternehmen mit 140 Mitarbeitern und einem Umsatz von 60 Millionen Franken zuständig.

Vorbereitete Überraschung

Als Skirennfahrer gab es für Lehmann einen magischen Moment. Am 11. Februar 1993 gewann er im japanischen Morioka Gold in der Abfahrt – als 23-Jähriger. Es war in doppelter Hinsicht eine Einmaligkeit: als einzige Schweizer Medaille an diesen Titelkämpfen und als einziger Podestplatz von Lehmann auf höchstem Niveau. Der vierte Rang in der Abfahrt von Gröden 1992 war sein bestes Ergebnis im Weltcup. «Der Triumph in Morioka war für Aussenstehende eine Überraschung, aber ganz sicher kein Zufall», sagt Lehmann rückblickend.

Tatsächlich war die Fahrt zu WM-Gold akribisch geplant. Schon Jahre vor dem Rennen erkannte Trainerlegende Karl Frehsner, dass Lehmanns Gleiterfähigkeiten und die japanische Piste perfekt zusammenpassen. Er schickte seinen Schützling deshalb in jedem Frühling nach Saisonende für Trainings nach Nippon: «Ich wäre damals lieber in die Ferien gefahren, aber Frehsner bestand auf den Zusatzschichten in Japan.»

Dazu kam, dass der Wintersportausrüster Salomon in den Weltmeisterschaften die perfekte Möglichkeit sah, seine neuen Skimodelle im asiatischen Markt zu etablieren. Die Rechnung ging auf: Lehmann, der schon zwei von vier Trainingsfahrten mit Bestzeit absolviert hatte, setzte im entscheidenden Moment die goldene Fahrt in den Schnee, Salomon avancierte aus dem Nichts zur populärsten Skimarke im Fernen Osten.

Für Lehmann bedeutete der Coup den Höhepunkt einer kurzen, aber intensiven Karriere. Mit siebzehn Jahren tauchte er erstmals im Training der Schweizer Nationalmannschaft auf, sechs Tage vor seinem 18. Geburtstag gewann er an der Junioren-WM im schwedischen Hemsedal Abfahrtsgold, mit neunzehn debütierte er im Weltcup, mit 23 stand er ganz oben, mit 27 stellte er die Ski in den Keller. «Ich frage mich manchmal, ob nicht alles zu schnell gegangen ist», sagt er rückblickend und rührt im Schwarztee – um dann aber gleich wieder sein scheinbar unerschütterliches Selbstvertrauen an den Tag zu legen: «Hätte ich die WM nicht gewonnen und früher mit dem Skisport aufgehört, wäre ich nun beruflich in ähnlicher Position – aber in einer grösseren Firma.»

Unnötigen Zeitverlust handelte sich Lehmann nie ein. Neben der Skipiste noch weniger als darauf. Parallel zu seiner Sportkarriere absolvierte er das Gymnasium im Fernstudium. Hartnäckige Kniebeschwerden liessen ihn erahnen, dass sein Leben als Rennläufer eher früher als später zu Ende gehen könnte. Am 1. März 1997 setzte er nach einem Sturz in der Abfahrt von St. Moritz den Schlusspunkt. Sechs Tage später sass er bereits in einem Schulzimmer und bestand die eidgenössische Matura. Es folgte ein vierjähriges Wirtschaftsstudium in Zürich und St. Gallen. 2008 promovierte er mit einer Dissertation zum Thema «Internes Kontrollsystem IKS – ein Gestaltungskonzept für mittelgrosse

«Frehsner war der Konkurrenz in jeder Beziehung einen Schritt voraus.»

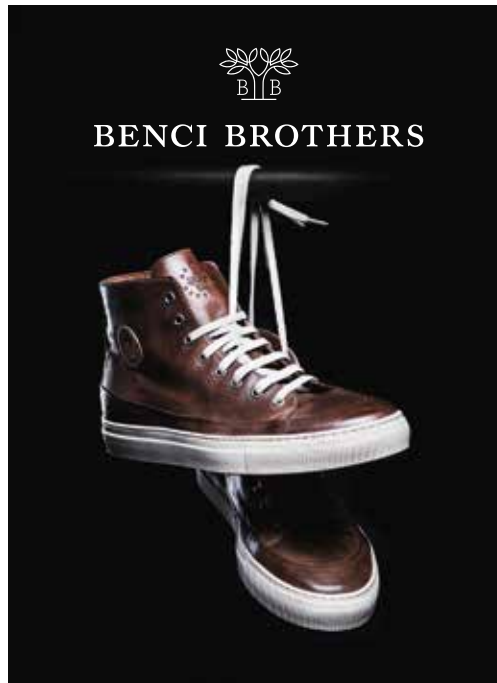
Unternehmen» bei Professor Conrad Meyer, dem damaligen Verwaltungsratspräsidenten der NZZ, zum Doktor. «Dank meinem frühen Rücktritt war ich in einem Alter, in dem ich gerade noch auf den Zug aufspringen konnte.» Ein Studium parallel zur Laufbahn stand nicht zur Diskussion: «Das geht allenfalls im Eishockey oder Fussball. Im Skizirkus, der zwischen Oktober und März auf der ganzen Welt stattfindet, wäre das nicht möglich.»

Strategie und Putzmann

Lehmann erwies sich im Berufsleben als tempofest: Von einer Anstellung bei Salomon führte sein Weg als Strategieberater zu Abegglen Management Partners in Zürich. Bis 2008 war er Finanzchef der Logistikgruppe Via Mat, eines Unternehmens mit tausend Angestellten, dann wechselte er an die operative Spitze von Similasan. Dass er diese Funktion bereits seit acht Jahren ausübt, verdient Gold: «Im Durchschnitt hält sich ein CEO viereinhalb Jahre in seiner Position», so Lehmann. Der Strategie und Vordenker macht seinem Personal vor, was er erwartet. Als er bemerkt, dass in der Gästetoilette die Lavabänder wasserverspritzt sind,

greift der Chef persönlich zum Putzlappen: «Hier muss es blitzblank sein. Das gehört zu unserer Visitenkarte.»

Sein berufliches Engagement würde die Mehrheit der Schweizer Arbeitnehmer überlasten. Lehmann dagegen scheint Kapazitäten zu haben, die über ein 24-Stunden-Pensum hinausgehen – pro Tag. Er sitzt in mehreren Stiftungsräten, kommentiert für Eurosport die wichtigsten Speed-Rennen und war bis vor kurzem Mitbesitzer der Sportvermarktungsfirma GFC. Das Präsidium von Swiss-Ski wird als 50-Prozent-Pensum veranschlagt. Dank seinem Engagement in der Laureus-Stiftung unterhält er ein sportpolitisches und gesellschaftliches Netzwerk auf höchstem Niveau. Auch privat steckt er nicht zurück: Lehmann ist mit der früheren Skiakrobatik-Weltmeisterin Conny Kissling verheiratet. Zusammen mit der zwölfjährigen Tochter Nina wohnt die Sportlerfamilie im aargauischen Oberwil-Lieli.



Das Wirtschaftsmagazin *Bilanz* bezeichnete Lehmann als «Hansdampf», auf dem medialen Boulevard wurde immer wieder der Verdacht des Interessenkonflikts geäussert. Der Angesprochene nimmt die Vorwürfe ernst, weist sie aber von sich: «Ich war immer transparent. Bei GFC war ich nur strategisch und finanziell engagiert. Für Eurosport kommentiere ich schon lange und mittlerweile nur noch, wenn ich ohnehin an den Rennen bin.» Lehmann sieht darin sogar einen Vorteil: «Ich kann auf einer prominenten Plattform unsere Interessen erklären und allenfalls die Fahrer in Schutz nehmen.»

«Das Visionäre fehlt uns heute teilweise»

Auf anderen Kanälen ging Lehmann mit den Schweizern zuletzt hart ins Gericht. Der Einschätzung von Karl Frehsner, die Jungen besäsen zu wenig Biss, stimmte er öffentlich zu.

«Ich kann es nicht akzeptieren, wenn im Riesenslalom von Adelboden unser bester Fahrer auf dem 23. Platz landet.» Man spürt deutlich, dass Urs Lehmann als Skifahrer in einer Zeit gross wurde, als die Schweiz dank Ausnahmefiguren wie Pirmin Zurbriggen, Peter Müller, Maria Walliser und Vreni Schneider im dauerhaften Medaillenregen stand.

An den legendären Weltmeisterschaften in Crans-Montana 1987, als die Schweiz acht von insgesamt zehn Goldmedaillen gewann, spielte er eine wichtige Nebenrolle. Lehmann gehörte zu jenen Athleten, die zwar nicht selektioniert waren, die aber von Karl Frehsner zu Testzwecken als Vorfahrer die Strecke hinuntergeschickt wurden: «Das war ein genialer Plan. Frehsner war der Konkurrenz in praktisch jeder Beziehung einen Schritt voraus. Wenn andere über Trainingsmöglichkeiten in Südamerika nachdachten, war er schon dort. Wenn andere Windkanaltests in Erwägung zogen, liefen bei ihm die Turbinen bereits heiss. Dieses Visionäre fehlt uns heute teilweise.»

Seiner fordernden Grundhaltung verdankt Lehmann indirekt den Posten als höchster Skifahrer des Landes. Als es 2008 um die Nachfolge des Bündners Duri Bezzola ging, wurde er von Max Colpi, dem Präsidenten des Zürcher Skiverbands, aufgefordert, sich der Wahl zu stellen und jene Kompetenzen einzubringen, die er der früheren Führung immer wieder abgesprochen hatte. Lehmann wurde ohne Gegenkandidat ins Amt gehoben. «Swiss-Ski holt seinen grössten Kritiker an Bord», hiess es damals in den Medien.

Entwicklungshilfe aus Österreich

Mit seinem Geschäftssinn und dem medialen Sendebewusstsein ruft Lehmann immer wieder Skeptiker hervor. Letztlich gibt ihm der wirtschaftliche Erfolg aber recht: 2008 wies Swiss-Ski ein Jahresdefizit von 500 000 Franken aus. Heute ist der Verband trotz Rückschlägen in der Gewinnzone. Unter Lehmann stieg der Umsatz von 27 auf 50 Millionen Franken, das Eigenkapital von 78 000 auf 2,5 Millionen. Vor allem im Marketing und Sponsoring wurden die Einnahmen optimiert. Unter anderem vermarktet Swiss-Ski heute alle Weltcup-Heimrennen selber. «Man muss mit offenen Augen durchs Leben gehen und von den Besten lernen.» Wer die Besten sind, erklärt Lehmann mit einem schelmischen Lächeln: «Die Österreicher – es war kein Zufall, dass ich nach meiner Wahl als Erstes den Präsidenten des Österreichischen Skiverbands, Peter Schröcksnadel, in Innsbruck besuchte und ihm über die Schultern schaute.»

Was Lehmann und seine Skirennfahrer von den Österreichern gelernt haben, wird sich in den kommenden Wochen in St. Moritz zeigen. Lehmann schliesst nichts aus: «Abgesehen vom Slalom und Riesenslalom der Männer haben wir in allen Rennen realistische Medaillenchancen. Zwischen null und acht Medaillen ist alles möglich», lautet die präsidiale Einschätzung. ○



«Ich ziehe mich nicht um!»: Leibovitz vor ihrer Fotografie der Queen.



Ikone der Woche

Die Königin

Von Beatrice Schlag

Die Queen auf dem Bild wirkt bei genauem Hinsehen nicht gelassen und schon gar nicht amüsiert. War sie auch nicht. «Ich ziehe mich nicht um! Ich habe genug von diesen Kleiderwechseln, vielen Dank!», sagte Elisabeth II. gleich beim Betreten des White Drawing Room im Buckingham-Palast. Annie Leibovitz, die erste Amerikanerin in der Geschichte, die die Monarchin offiziell porträtieren durfte, erinnert sich, dass sie und ihre Crew an jenem Tag vor zehn Jahren sehr nervös waren: «Die Queen kam auf uns zu und sah irritiert aus. Ich ahnte sofort, dass irgendwas nicht stimmte. Sie sagte: «Ich habe nicht viel Zeit.»» Annie Leibovitz wusste, dass sie statt der vereinbarten 25 Minuten höchstens fünf Minuten Zeit bekommen würde. Mit dem Resultat schien die Königin allerdings sehr zufrieden. Im vergangenen Jahr wurde die Fotografin erneut in den Buckingham Palace eingeladen.

Hinaus zum Ozean

Dass sich Menschen vor ihrer Kamera eigentlich unbehaglich fühlen, auch wenn Posieren zu ihrer Arbeit gehört, war für die prominenteste Fotografin der Welt nicht neu. Annie Leibovitz, die 1980 mit einem Bild zu Weltruhm kam, das den am Tag des Shootings ermordeten John Lennon nackt in Embryostellung neben seiner bekleideten Frau Yoko Ono zeigte, weiss, dass die Intimität zwischen Fotografin und Modell den meisten Menschen zu schaffen macht. Ob sie sich selber vor der Kamera inszenieren oder entspannt sind – gut aussehen wollen alle. Die heute 67-jährige Mutter dreier Kinder, die vor allem für *Vanity Fair* und *Vogue* fotografiert, arbeitet seit 1999 privat an ihrem von der UBS gesponserten Monumentalwerk «Women», das erfolgreiche, aber nicht zwingend prominente Frauen zeigt. Die Idee dazu stammt von ihrer langjährigen Lebensgefährtin, der Schriftstellerin und politischen Aktivistin Susan Sontag, die 2004 an Krebs starb. Anfänglich, sagt Annie Leibovitz, sei ihr der Anspruch von «Women» immens vorgekommen: «Das Unterfangen ist so gross und facettenreich – es ist, als ginge ich hinaus, um den Ozean zu fotografieren. Aber ich werde auch mein ganzes Leben lang weiterfotografieren.»

Ausstellung «Women: New Portraits»
von Annie Leibovitz, bis 19. Februar im EWZ-Unterwerk
Selnau in Zürich. Eintritt frei.



Die Bibel

Fehlbesetzung?

Von Peter Ruch

Nachdem die Israeliten in Kanaan eingewandert waren, fehlte eine solide Rechtsordnung, und die Verhältnisse waren instabil. Ein charismatischer Führer, Richter genannt, war für die öffentlichen und priesterlichen Belange zuständig. Daneben herrschte Chaos und Repression durch die Philister. Es war eine urwüchsige, kraftstrotzende und grobe Zeit. Sie wird im Buch der Richter geschildert.

Am meisten Raum nimmt der Richter Simson. Schon vor der Geburt wurde er seinen Eltern als Mann Gottes angekündigt. Allerdings wird man bald davon überrascht, wie dieser Kraftprotz hinter den Frauen her ist, Philister zum Gastmahl einlädt und dreissig von ihnen umbringt, weil sie ein unlösbares Rätsel nicht lösen können. Gegen den Willen seiner Eltern heiratete er eine Philisterin. Das hinderte ihn nicht daran, mit Brandstiftung gegen dieses Volk vorzugehen, indem er Fackeln an den Schwanz von Füchsen band und sie in Vorratskammern und Kornfelder jagte. Bei einem Folgekampf erschlug er weitere tausend Philister. Als er in Gaza eine Dirne besuchte, hofften sie, ihn zu erwischen, doch Simson riss das Stadttor aus dem Pfosten und haute ab. Schliesslich wurde ihm sein ungezügelter Trieb gegenüber Delila doch noch zum Verhängnis. Sie verführte ihn und lieferte ihn aus, so dass die Philister ihn scheren konnten und ihn dadurch entkräfteten. Auch die Augen stachen sie ihm aus. Als man ihn bei einem Triumphbankett vorführte, waren seine Haare nachgewachsen. Er knickte die Säulen und wurde mit unzähligen Menschen unter den Trümmern begraben. Simson endete somit als Selbstmordattentäter.

Recht und Unrecht liegen hier nahe beisammen. Obwohl Simson als Terrorist und Fehlbesetzung erscheint, wird er nicht aus der Heilsgeschichte verstossen. Die biblische Überlieferung ist tolerant, Gottes Pläne sind verborgen. «*Er hatte Israel zwanzig Jahre lang Recht verschafft*» (Richter 16, 31). Der oberste Machthaber ist jedoch Gott. Deshalb kann man auch heute gegenüber mutmasslichen Fehlbesetzungen gelassen sein. Ausserdem können wir uns täuschen.

Peter Ruch, Theologe, war vor seiner Pensionierung reformierter Pfarrer in Küsnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Intellektuelle

«Kommt doch endlich wieder einmal zur Vernunft!»

Erasmus von Rotterdam (1469–1536) verfasste vor 500 Jahren «Die Klage des Friedens», seine epochale pazifistische Schrift. Sie enthält beschwörende Appelle, die noch heute ihre Gültigkeit haben. Von Kurt Steinmann

Es gibt in den geschichtlichen Abläufen gelegentlich enge Zeitfenster, in denen sich kurz Möglichkeiten auftun, dass Wirklichkeit wird, was vorher und nachher undenkbar scheint. Die Griechen prägten dafür den Begriff Kairos. Einen winzigen Augenblick schien es, als könnte die endlose Kette der Kriege unterbrochen werden. Nach mehreren zwischenstaatlichen Abkommen hatten sich die verfeindeten dynastischen Parteien Europas darauf geeinigt, am 2. Februar 1517 in Cambrai einen internationalen Friedenskongress abzuhalten. Zu lange hatten sich Deutsche und Franzosen um das Erbe Karls des Kühnen und besonders um die Macht in Italien gestritten, zu weit hatte sich der Flächenbrand der Kriege mit der Beteiligung Englands, Spaniens und besonders des kriegsfreudigen Papstes Julius II. durch ganz Europa gefressen.

Aber die Hoffnung zerrann, so schnell sie gekommen war. Zuerst wurde das Gipfeltreffen der Fürsten auf den April verschoben, dann abgeblasen. Die Geschichte nahm eine Wendung, die Erasmus 1523 in seiner bekannten Erklärung beklagt hat: «Nun haben sich die Dinge so entwickelt, dass man dem Frieden einen Grabstein setzen muss, da ja keine Hoffnung besteht, dass er wieder einmal obenauf schwingen wird.»

Zeitlose Gültigkeit

Erasmus, der zeitlebens an der Friedlosigkeit Europas litt, erhielt den Auftrag zur Abfassung der «Klage des Friedens» von Jean le Sauvage, dem Kanzler des Burgunderherzogs Karl, des späteren Karl V. Sie sollte alle pazifistischen Kräfte für den geplanten Friedenskongress mobilisieren. Mit dem Scheitern der Friedensverhandlungen war die Schrift, nimmt man den politischen Zweck, dem sie dienen sollte, zum Massstab, bei ihrem Erscheinen (im Dezember 1517 bei Johannes Froben in Basel) bereits überholt. Aber weit über die aktuelle Politik der Jahre 1516/1517 hinaus wurde von den Zeitgenossen, und erst recht von späteren Generationen, deren zeitlose Gültigkeit erkannt. «Die Klage des Friedens» oder «Querela Pacis» ist mehr als eine Denkschrift zur Tagespolitik, sie ist ein Kondensat der gesamten erasmischen Friedenskonzeption. Dieser «Psalm christlicher Eintracht», wie

Huldrych Zwingli ihn nennt, wurde bald aus dem Latein (der einzigen Sprache, in der Erasmus publizierte) übersetzt, ins Deutsche 1521 auch vom Leuteprediger Leo Jud in Zürich. 1525 verurteilte die Pariser theologische Fakultät das Manuskript der ersten französischen Übersetzung der «Querela» und liess es öffentlich verbrennen. Deren Urheber, Louis de Berquin, wurde 1529 als rückfälliger Ketzer hingerichtet, primär unter dem Vorwand, ein Sympathisant Luthers zu sein, aber auch, weil er Erasmus' Friedensthesen in seine Muttersprache übertragen hatte.

Erasmus hat die Klage über den heillosen Zustand der Welt der Pax, der Personifikation des Friedens, in den Mund gelegt. Dadurch gewinnt die Darstellung an Lebendigkeit und Eindringlichkeit. Es ist keine theoretische, sondern eine stark rhetorische Abhandlung, die über weite Strecken Appellcharakter hat, was sich stilistisch in zahlreichen Fragen und Ausrufen niederschlägt. Da zu Erasmus' Zeiten die Monarchie als Staatsform die Regel ist, wendet sich die Pax an einen Fürsten, der stellvertretend für alle Machträger steht.

Der Frieden tritt im lateinischen Original, dem grammatischen Geschlecht von *pax* entsprechend, als Friedensgöttin auf. In einer Übersetzung ins Deutsche sollte man beim traditionellen «Frieden» bleiben, denken wir doch beim Lesen des Textes weder an eine Frau noch an einen Mann, sondern an die Macht des Friedens, der nun einmal in der deutschen Sprache männlichen Geschlechts ist. Neben

Literatur-Spezial: Inhalt

- 68 Erasmus von Rotterdam: «Die Klage des Friedens»
- 71 Carl Spitteler: «Unser Schweizer Standpunkt»
- 72 Bernard Cornwell: «Sharpes Waterloo»
- 74 John Stuart Mill, Harriet Taylor: «Fusion zweier Köpfe»
- 75 Urs Bitterli: «Licht und Schatten über Europa 1900–1945»
- 77 Simone Meier: «Fleisch»

literarischen Anregungen (Hesiod, Seneca) mag die Darstellung der Pax durch Ambrogio Lorenzetti aus den Jahren 1338/1339 in der Sala della Pace im Palazzo Pubblico in Siena, wo sich Erasmus 1509 mehrere Monate aufgehalten hat, eine Inspirationsquelle gewesen sein.

Segen des Friedens – Gräuel des Krieges

In einer bewegenden Gegenüberstellung werden gegen Ende der Schrift die Vorteile des Friedens und die Nachteile des Krieges gegeneinander aufgerechnet. Auch eine rein rationale Argumentation – «rationem inire» heisst der Ausdruck – macht die Absurdität des Krieges evident. In krassen Bildern, die an einen Brueghel oder Bosch gemahnen, treten uns die Schrecken und Verheerungen des Krieges vor Augen. Der Krieg richtet auch in den Seelen der Kriegsteilnehmer unermesslichen Schaden an, der nach Kriegsende weiterwirkt, ist doch die Hemmschwelle zum Töten in den

In krassen Bildern, die an Brueghel gemahnen, treten uns die Schrecken des Krieges vor Augen.

blutigen Kämpfen drastisch herabgesetzt worden. Der finanzielle Aufwand für die Rüstung ist unsinnig, denn die dafür dem Volk abgepresste Summe könnte besser für sinnvolle Zwecke eingesetzt werden. Sub specie mortis (unter dem Gesichtspunkt des Todes) sind alle Kriegsmotive lächerlich. Wer denkt heute nicht an die Verwüstungen der Kriege in Syrien, im Irak, in Afghanistan, wenn er die folgenden Klagen der Pax liest?

«Du hast grosse Lust auf Krieg? Zuerst erwäge, von welcher Art der Friede ist, von welcher Art der Krieg, was jener an Gutem, was dieser an Bösem mit sich bringt, und dann berechne, ob es sich lohnt, den Frieden mit dem Krieg zu vertauschen. Wenn etwas wirklich bewundernswert ist, dann ein Reich, das mit seinen vortrefflich angelegten Städten, seinen wohlbestellten Feldern, seinen mustergültigen Gesetzen, seinen überaus angesehenen Wissenschaften und seinem hohen Stand der Moral in jeder Hinsicht in Blüte steht. Nun aber bedenke: Diese glücklichen Verhältnisse stürze ich unweigerlich in ein Chaos, wenn ich Krieg führe. Wenn du dagegen einmal die Ruinen der Städte gesehen hast, die niedergehenden Dörfer, die ausgebrannten Kirchen, die verödeten Felder, und diesen bejammernswerten Anblick in seiner ungeschminkten Wirklichkeit erfasst hast, so bedenke, dass dies die Frucht des Krieges ist. Wenn du es für etwas Bedrückendes hältst, ein verbrecherisches Pack gedungener Söldner in dein Land zu führen, [...] so bedenke, dass dies die Bestimmung des Krieges ist. Wenn du Raubzüge verabscheust: Eben diese lehrt der Krieg. Wenn du Mord verfluchst: Eben diesen erlernt man im



Erkenntnis durch Leiden: Erasmus von Rotterdam.

Krieg. [...] Wenn du Vergewaltigung, Blutschande und noch Niederträchtigeres für scheusslich hältst, so wisse: Der Krieg ist der Lehrmeister all dieser Teufeleien. [...] Im Krieg haben die ärgsten Verbrecher das Sagen, und die, die man im Frieden an den Galgen brächte, spielen in Kriegen selbstverständlich die Hauptrolle.

Stelle dir den gerechtesten Kriegsgrund vor, stelle dir seinen günstigsten Ausgang vor, [...] und sieh dann zu, ob es sich so sehr gelohnt hat zu siegen. Kaum einmal gelingt ein unblutiger Sieg. [...] Um ein Städtchen auszu-

löschen, wie viele Belagerungsmaschinen und Zelte braucht es da? Du musst eine provisorische Zeltstadt anlegen, um eine wirkliche Stadt zu zerstören, aber für eine kleinere Summe hätte man eine andere, richtige Stadt erbauen können.»

Was für den Frieden spricht

Frieden ist die Voraussetzung jeglichen Gedeihens, der Krieg der Verursacher höchster Not. Alles empfiehlt den Frieden: die fragile und ephemere Natur des Menschen, die auch ohne selbstbewirktes Leid genug an Plagen zu



Unter dem Gesichtspunkt des Todes sind alle Kriegsmotive lächerlich: Schlachtenszene, gemalt um 1640.

tragen hat, die Gemeinschaft in Christus und die Pax als Quelle allen menschlichen Glücks. Die universelle Harmonie in Makro- und Mikrokosmos, von den Himmelskörpern bis zu den Mineralen, rät zur Eintracht, allein die Menschen, im Krieg unter die Stufe des Tieres fallend, trachten, einander zu vernichten, angeführt von den von Ehrgeiz, Zorn, Habsucht und Dummheit bestimmten Fürsten. Die Kriege haben ihren Ursprung vorwiegend in den Ambitionen der Mächtigen. Sie werden auf Kosten des Volkes geführt, das an diesen Störungen der Ordnung überhaupt kein Interesse hat. «Schändliche und läppische Gründe» lassen die Fürsten zu den Waffen greifen.

Als Rezepte zur Friedenssicherung schlägt die Pax die Reduktion der Häufigkeit von Machtwechseln vor, Heiratspolitik nur innerhalb der Grenzen des Landes, Aufhebung der Aussicht auf Erbfolge, sofern Vermählungen über die Landesgrenzen hinaus erfolgen, und Verbot der Veräusserung irgendeines Teils des Hoheitsgebietes. Die Fürsten sollten einmal definitiv die Grenzen ihrer Machtsphären anerkennen. Im Konfliktfall gelte Toleranz, bisweilen muss zur Friedenserhaltung auch Geld eingesetzt werden. Die Christen sollten «eine Amnestie der früheren Missetaten» beschließen und in gemeinsamen Beratungen mit aller Kraft um den Frieden ringen. Alle sind aufge-

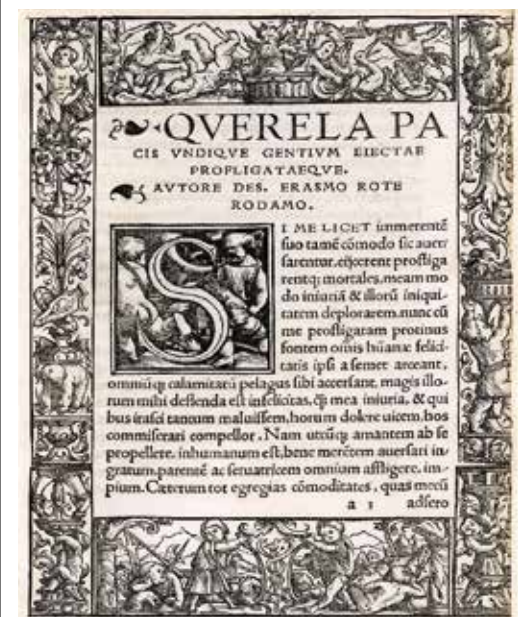
rufen, am Friedensprozess teilzunehmen. In der Politik muss ein Paradigmenwechsel stattfinden: statt Gewaltanwendung Toleranz, Wille zum Ausgleich und Versöhnungsbereitschaft. Vor allem sollte der übersteigerte Nationalismus und masslose Vaterlandskult überwunden werden durch das Ideal eines vereinigten Europa, das sich im Glauben, in der Bildung, Kultur und der übernationalen Gemeinschaftssprache des humanistischen Lateins geistig als Einheit begreift (in andern seiner pazifistischen Schriften ist dieser Gedanke stärker betont).

Die Sicht des Erasmus auf den Menschen ist tief pessimistisch, sie wird durch den Optimismus des letzten Kapitels im Hinblick auf den geplanten Kongress von Cambrai nicht aufgehoben. Er glaubte zu erkennen, dass im Menschen destruktive statt konstruktiver, nekrophile statt biophiler und misanthropische statt philanthropischer Kräfte wirkten. Einstein wird diesem Gedanken (im Briefwechsel mit Sigmund Freud aus dem Jahr 1932, veröffentlicht bei Diogenes 1996 unter dem Titel «Warum Krieg?») entschieden zustimmen: «Im Menschen lebt ein Bedürfnis zu hassen und zu vernichten. Diese Anlage ist in gewöhnlichen Zeiten latent vorhanden. [...] Sie kann aber leicht geweckt und zur Massenpsychose gesteigert werden. [...] Gibt es eine Möglichkeit, die psychische Entwicklung der Men-

schen so zu leiten, dass sie den Psychosen des Hasses und des Vernichtens gegenüber widerstandsfähiger werden?»

Veraltet oder noch aktuell?

Das Überleben der Menschheit hängt heute von Faktoren ab, von denen Erasmus nichts wissen konnte. Soll der ökologische Kollaps verhindert werden, muss die Zahl der Men-



Zeitlose Gültigkeit: «Querela Pacis», 1517.

schen auf unserem Planeten zum mindesten stabilisiert werden. Die Beanspruchung der Naturvorkommen, der Energieverbrauch und die Abfallerzeugung müssen dringend begrenzt, und das Arsenal der atomaren, chemischen und biologischen Waffen muss abgebaut und schliesslich vernichtet werden. Selbstverständlich gehört eine gerechte Weltwirtschaftsordnung, die das planetarische Gesamtinteresse berücksichtigt und entschieden den Kampf gegen den Hunger, diesen «stillen Genozid» (Jean Ziegler), und gegen die Armut aufnimmt, zu den Voraussetzungen des Weltfriedens. Unabdingbar für den Frieden ist auch die gegenseitige Achtung der Weltreligionen unter Verzicht auf jeglichen Superiori-

Es kann auf Dauer keinen Frieden geben ohne eine geistig-sittliche Erneuerung der Menschheit.

tätsanspruch. Ohne Zweifel würde Erasmus, wäre er unser Zeitgenosse, mit seiner ihm eigenen Vernünftigkeit und seinem drängenden Temperament auf die Verwirklichung dieser Postulate energisch hinarbeiten.

Erasmus' Thesen zur Schaffung und Erhaltung des Friedens sind nun aber trotz der fundamental verschiedenen Komplexität der Probleme von einst und jetzt, die sich schon aus der ungeheuren Erweiterung des geografischen Raums ergibt, in vielerlei Hinsicht noch immer und auf immer gültig.

Seine Friedensargumente leitet er aus zwei Quellen her, aus der menschlichen Vernunft und dem Glauben. Während uns die rationalen Argumentationen zur Kriegsvermeidung auch heute einleuchten, sind die aus den Geboten Christi im Evangelium gewonnenen Begründungen der erasmischen Friedensutopie für einen grossen Teil der Menschheit nicht der explizit bestimmende Massstab. Es mag sein, dass Erasmus als später Nachfahre des Sokrates in seinem Vertrauen auf die Vernunft allzu sehr an die Lehr- und Lernbarkeit des Sittlichen glaubte und dass ihm die Einsicht in die politischen Realitäten und die Mechanismen der Macht sowie der Sinn für das Irrationale in den geschichtlichen Prozessen nicht in ausreichendem Mass zu Gebote standen.

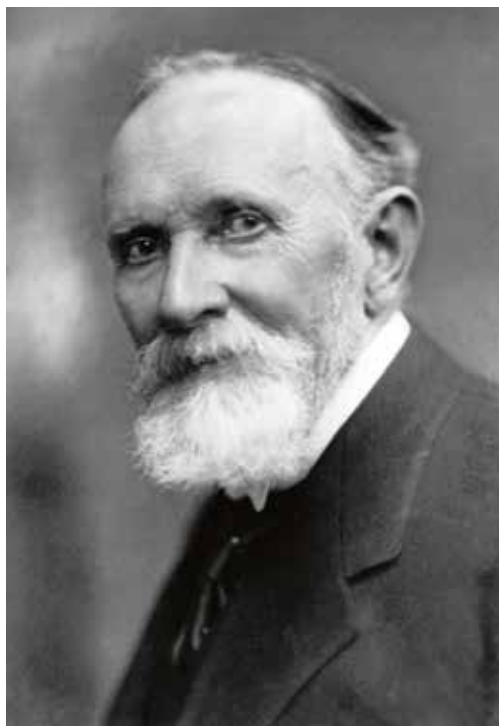
Sein Kerngedanke indes ist nach wie vor gültig: Es kann auf Dauer keinen Frieden geben ohne eine grundlegend geistig-sittliche Erneuerung der Menschheit. Wie soll sich diese vollziehen? Der gläubig Hoffende unserer Zeit mag an den Einbruch des Geistes von aussen denken, der Rationalist und Desillusionierte eher an die Erfahrung des äschyleischen *pathos*, «durch Leiden Erkenntnis».

Erasmus von Rotterdam: Die Klage des Friedens. Übertragen und herausgegeben von Kurt Steinmann. Insel-Verlag, 2001 (vergriffen)

Schweizer Klassiker

Aufruf zur Besinnung

Der heute kaum mehr gelesene Literat Carl Spitteler (1845–1924) hielt die in Form und Inhalt beste politische Rede der Schweizer Geschichte. Von Christoph Mörgeli



«Die Vernunft verlor die Zügel»: Dichter Spitteler.

Als die Schwedische Akademie der Wissenschaften dem Baselbieter Carl Spitteler den Literaturnobelpreis für 1919 zuerkannte, vermied sie geschickt politische Ressentiments nach dem grossen Krieg. Niemand fühlte sich durch die Ehrung des Repräsentanten eines neutralen Kleinstaates betupft. Nur: Spittelers «Werke von idealistischem Gehalt» – so damals die NZZ über «unseren unbestritten grössten Dichter» – liest heute niemand mehr. Soll man's bedauern? Carl Spittelers gewaltiges Versepos «Olympischer Frühling» war schon zu seiner Zeit schwer verdaulich. Vorbei schienen die Zeiten, in denen man die ganze Welt mit griechischer Mythologie erklären konnte – zumal pathetisch statt parodistisch.

Exakt die richtigen Worte

Ein viel kürzeres Werk mit viel längerer Wirkung hat uns Carl Spitteler mit einer kurzen Rede hinterlassen. Am 14. Dezember 1914 sprach er auf Einladung der Neuen Helvetischen Gesellschaft im Zürcher Zunfthaus zur Zimmerleuten zum Thema «Unser Schweizer Standpunkt». Der Ansturm war gross, der Applaus stürmisch, jede Diskussion überflüssig. Spitteler fand exakt die richtigen Worte zum richtigen Zeitpunkt. Denn in jenen Monaten nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges standen sich Deutschschweiz und Romandie

fremd, verständnislos, ja feindlich gegenüber. Das Klima war gereizt und fiebrig. Deutschschweizer Intellektuelle, Politiker und Journalisten äusserten exakt dieselben politischen Sympathien wie zwanzigjährige preussische Leutnants. Die Elite der Romandie wiederum identifizierte sich ohne jede Distanz mit den Interessen der Französischen Republik.

Spitteler rief vor allem seine Mitbürger deutscher Zunge zur Besinnung auf: «Man hat sich einfach gehen lassen [...] Die Vernunft verlor die Zügel.» Wenn die Schweiz kein Staat bleiben, keine politische Einheit mehr darstellen wolle, «dann lasse man's meinetwegen laufen, wie es geht, und schlottert und lottert.» Wenn das Land aber Bestand haben solle, müssten seine Grenzen auch Marklinien für die politischen Gefühle bedeuten. Der Unterschied zwischen Nachbar und Bruder sei ein ungeheurer. Denn der Nachbar werde unter Umständen mit Kanonen auf uns schiessen, der Bruder aber in der Schlacht Seite an Seite mit uns kämpfen. Staaten seien keine sentimental oder moralischen Instanzen, sondern Gewaltmächte, die mit Vorliebe ein Raubtier im Wappen führten.

Gewiss, meinte Spitteler, wir Deutschschweizer seien auf sämtlichen Kulturgebieten mit dem nördlichen Nachbarn eng verbunden; in Frankreich besitze er nicht eine

Spitteler richtete sich mit seinen Worten vor allem an die Mitbürger deutscher Zunge.

Handvoll Freunde. Dies erlaube ihm als Schweizer aber nicht, zum politischen Deutschland, zum Kaiserreich, eine andere Einstellung einzunehmen als zu Frankreich, mit dem wir doch Werte wie Demokratie, Freiheit und Toleranz teilten. Befremdlich sei auch der Hass gegen die Briten: «England ist zwar nicht der einzige, aber der zuverlässigste Freund der Schweiz.» Dass das Zarenreich keineswegs auf niedriger Kulturstufe stehe, hätten ihn acht seiner Lebensjahre in Russland gelehrt. Und das erwürgte neutrale Belgien jetzt auch noch zu verlästern, sei einfach zu viel. Der uns angemessene richtige Schweizer Standpunkt seien Erschütterung, Demut, Schweigen – und die Einheit in neutraler Unabhängigkeit im Zeichen des gemeinsamen Schweizerkreuzes. ○

Die Moral der Sieger

Der britische Schriftsteller Bernard Cornwell vermischt Geschichte hemmungslos mit Fiktion und bietet damit grosses Lesevergnügen. Ein Gespräch mit dem brillanten Erzähler. *Von Rolf Hürzeler*

Die Dänen und die Sachsen konnten nicht miteinander. «Ich stach nach unten, die Klinge schrammte über den Rand seines Helms und fuhr ihm über das Gesicht, trennte ihm Nase und Kinn ab. Sein Blut lief über meinen Stiefel.» Eine kleine Meinungsverschiedenheit führte zu diesem Kampf, denn der Däne hatte den Sachsen einen «Scheisshaufen» geheissen. Respektlosigkeiten liess sich der grosse sächsische Krieger Uhtred nicht bieten und griff zum Schwert.

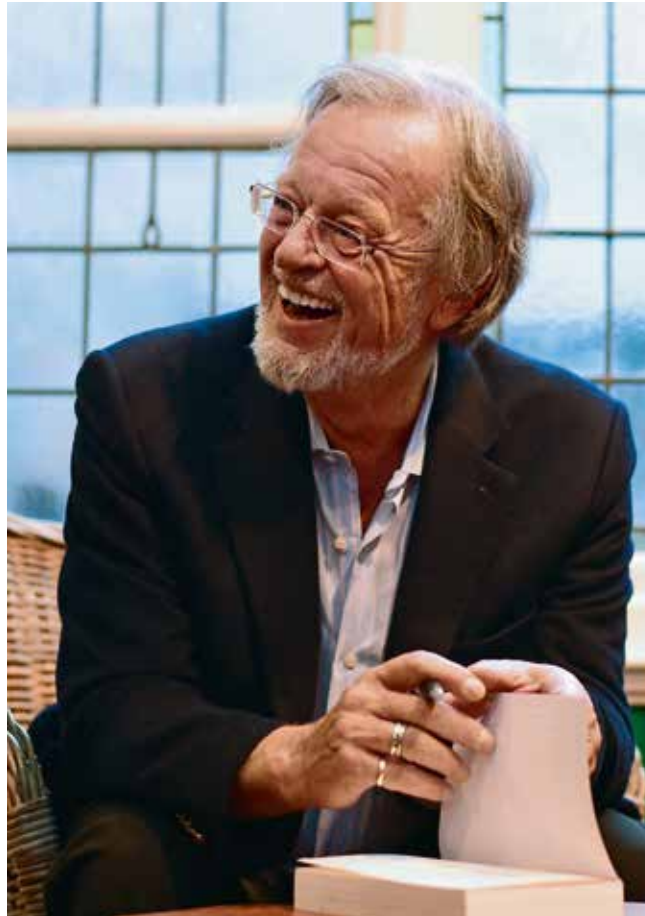
Das ist eine Episode aus «Die dunklen Krieger», dem jüngsten Buch der Uhtred-Sagen des 73-jährigen Bernard Cornwell. Der britische Schriftsteller lässt die Abenteuer seines Helden vor mittelalterlicher Auseinandersetzungen zwischen den Wikingern und den Sachsen spielen. Diese Völker wanderten nach dem Kollaps des Römischen Reichs nach England ein und gaben sich bei jeder Gelegenheit Saures – so will es zumindest eine Sicht der Geschichte. Wahrscheinlicher lebten sie jedoch über weite Strecken friedlich nebeneinander. Cornwell räumt im persönlichen Gespräch ein, dass sich die Volksgruppen im «Lauf der Zeit vermischten». Aber er erinnert daran, dass der englische Nordosten «noch heute sehr skandinavisch ist», zumindest was Ortsnamen angeht wie etwa Selby oder Whitby. Dann kommt er auf die aktuelle Migrationsdebatte und den Brexit zu reden: «Grossbritannien war immer ein Einwanderungsland, das lässt sich bis zu den Römern zurückverfolgen.» Allerdings gesteht Cornwell zu, dass ein Land das Recht haben müsse, seine eigenen Grenzen zu kontrollieren. Wie strikt genau, dazu will er sich nicht äussern: «Ich bin Historiker, kein Politiker.»

Kindheit in einem frommen Haushalt

Im Roman «Die dunklen Krieger» kämpfen die beiden Volksgruppen um die Vorherrschaft in Mercia, den heutigen Midlands mit der Stadt Birmingham im Zentrum. Der Autor gehört zur Elite der populären Bahnhofsbuch-Autoren, denn er bietet den Lesern mit seinen Büchern packende Unterhaltung und vermittelt gleichzeitig den Eindruck lehrreicher Geschichtslektionen. Seine mehr als vierzig Romane sind zum Teil in zwanzig

Sprachen übersetzt; sie verkaufen sich millionenfach.

Cornwells leiblicher Vater war ein kanadischer Flieger; seine Mutter gehörte im Krieg der britischen Women's Auxiliary Force an, der Fraueneinheit der Streitkräfte. Sie gab das Kind



«Populäre Geschichtsschreibung»: Bestsellerautor Cornwell.

zur Adoption frei; es kam in eine pietistische Familie in der Grafschaft Essex. Der kleine Bernard fand in seinem frommen Heim indes wenig Geborgenheit; er flüchtete sich in die Abenteuer vergangener Zeiten und studierte an der University of London Geschichte. Nach seiner Ausbildung ging er zur BBC, wo er zehn Jahre lang für das Fernsehen arbeitete. In Belfast lernte Cornwell seine Ehefrau Lucy kennen, wanderte mit ihr in die USA aus, nach Cape Cod an der Ostküste, und lebt heute in North Carolina. Die Behörden verweigerten ihm allerdings eine Green Card, die er braucht, um zu arbeiten. Ein Glücksfall, denn dadurch sah sich Cornwell gezwungen, für ihren Lebensunterhalt zu schreiben, was keiner amtlichen Erlaubnis bedurfte. Mit seinem englischen Akzent, der un-

frisierten Haarpracht und seiner Tabakpfeife muss Cornwell den Amerikanern als Inbegriff der *Britishness* erscheinen. Der Doppelbürger selbst fühlt sich heute in beiden Ländern gleichermaßen zu Hause: «Auch wenn die Leute hier tatsächlich etwas gewöhnungsbedürftig sind», wie er sagt und damit vor allem diejenigen Amerikaner meint, die für den neuen Präsidenten Donald Trump stimmten: «Das habe ich sicher nicht getan.»

Intrigen und Verrat

Cornwell schaffte den Durchbruch mit den Abenteuern seines fiktiven Halunken Richard Sharpe. Der Haudegen schlug sich durch die Napoleonischen Kriege und stand in Indien in den kolonialen Diensten Grossbritanniens, um die rebellischen Einheimischen zu meucheln. Die BBC verarbeitete die Romanreihe in eine Serie ebenso wie die mittelalterlichen Uhtred-Geschichten, die auf Netflix zu sehen sind. Nach und nach nahm sich Cornwell aller Epochen der Geschichte an: Der legendäre Alfred der Grosse kam in seinen Büchern zu Ehren, ebenso wie die tapferen englischen Bogenschützen, die 1415 in der Schlacht von Azincourt in Minderzahl den Franzosen den Garaus machten – und bis heute im Vereinigten Königreich Bewunderung geniessen. In seiner neuen amerikanischen Heimat nahm Cornwell sich den Bürgerkrieg zwischen Nord und Süd vor, auch wenn er gedanklich lieber durch die europäische Vergangenheit zieht.

Cornwells Schreibtechnik ist so einfach wie bestechend. Er nimmt sich die grossen geschichtlichen Ereignisse vor und flicht die fiktiven Abenteuer seiner Helden ein. Das englische Mittelalter bietet sich am einfachsten dazu an, weil die geschichtlichen Ereignisse der damaligen Zeiten spärlich überliefert sind. So lassen sich grossartige Helden Geschichten in die Scharmützel zwischen den Sachsen und Wikingern einbauen. Da hat es Platz für alle möglichen Scheusslichkeiten, für romantische Liebesgeschichten, Intrigen und Verrat. Cornwell scheut auch skurrile Episoden nicht, etwa wenn die Sachsen einem Wikinger das Pferd abluchsen, weil sie Fleisch zur Verköstigung brauchen. Die Kriegstaktik «Pferde wegfressen» verdiente in der Militärgeschichte eine eingehendere Würdigung.

Hübsch sind auch die erotischen Schnipsel, die Cornwell der Leserschaft immer wieder gönnt. So schreibt er von einer Dame des Vergnügens, die es für ein «Gänseei» mit den Kriegern trieb, «dass die Wände der Hütte erzitterten». Zur Freude der heidnischen Götter, aber weniger der bekehrten Christen: Immer wieder



Unerschrockener Held: Uhtred (r.) in «The Last Kingdom».

scheint Cornwells Erfahrung mit seinen christlichen Adoptiveltern hervor; schlimmer als die Wikinger waren aus seiner Sicht nur die christlichen Wikinger, sofern diese Spezies überhaupt je die Britischen Inseln bevölkerte.

Der unerschrockene Held Uhtred geht stets als Sieger aus diesen Abenteuern hervor. Die Spannung für den Leser liegt darin, dass sich dieser Krieger in scheinbar ausweglosen Lagen bewähren kann, sei es in einem Hinterhalt oder angesichts einer mächtigen Überzahl der Feinde. Sein Selbstbewusstsein ist beeindruckend: «Ich bin Uhtred, der Herr von Bebbanburg, in meiner Kriegspracht. Die Armringe

Hübsch sind auch die erotischen Schnipsel, die Cornwell der Leserschaft immer wieder gönnt.

gefallener Gegner glänzen an meinen Unterarmen, mein Schild ist mit einem fletschenden Wolfskopf bemalt.» Wie fast immer in solchen Fällen kann sich der Siegreiche auf die Moral berufen: Die Sachsen stehen angeblich im Recht gegen die verschlagenen und abgrundtief verkommenen Dänen. Bleibt die Frage offen, wie gut sich Cornwells Bücher am Bahnhofskiosk von Kopenhagen verkaufen.

Die gutdokumentierten Napoleonischen Kriege stellen für Cornwell eine grössere Herausforderung als das Mittelalter dar. Seine fiktiven Freiheiten sind in der Neuzeit eingeschränkt, sofern er sich im weitesten Sinn an die Ereignisgeschichte halten will. Cornwell zieht sich gut aus der Affäre, wie sich an einem seiner besten Romane, «Sharpes Waterloo», nachvollziehen lässt. So tritt sein Held in den markanten Momenten der viertägigen Schlacht auf, etwa mit einem Husarenstückchen im Kampf um das Anwesen Château d'Hougoumont. Der Autor vermittelt neben dem Gemetzel mit Geschick die komischen Seiten des Geschehens: Der britische Heeresführer, der Herzog von Wellington, besuchte noch am Vorabend der Schlacht in Brüssel einen legendären Ball. Militärhistoriker strei-

ten bis heute darüber, ob Wellington damit seinen Kontrahenten Napoleon in falscher Sicherheit wiegen wollte oder ob der Herzog schlicht die Gefahr einer französischen Invasion nach Belgien unterschätzte. Cornwell ist es einerlei. Er verhilft Sharpe zu einem filmreifen Ballauftritt, damit er in blutiger Kampfuniform einem Nebenbuhler ans Eingemachte gehen

kann: «Sharpe sprang von Tisch zu Tisch. Porzellan klirrte und zerbrach hundertfach, die feinen Tischtücher gingen in Fetzen und das Silberbesteck flog umher. Eine Frau schrie.» Die feine Gesellschaft hat im angehenden 19. Jahrhundert, wiewohl frivol, nur wenig Verständnis für diese Art von derben Vergnügungen und gibt sich *not amused*.

Genug vom Blut

Cornwell liebt «die populäre Geschichtsschreibung», wie er sagt. «Dafür nehme ich mir auch erzählerische Freiheiten.» Denn er ist der Ansicht, dass nur «gute Unterhaltung Leser findet». Allerdings ist der Autor überzeugt, etwas für die Volksbildung zu leisten: «Die meisten Briten haben höchstens eine vage Ahnung von der Geschichte ihres Landes; besonders die Zeit vor 1066 liegt für sie im Dunkeln.» In jenem Jahr brach mit der Invasion der Normannen unter Wilhelm I., «dem Eroberer», in England eine neue Zeitrechnung an.

Nun erscheint im April mit «Der Flammenträger» der zehnte Band der Uhtred-Reihe. Der Held will seinen Sitz Bebbanburg zurückerobern, seinen Stammsitz, den er in seiner Kindheit an die Wikinger verloren hat. Er muss sich aber zuerst gegen die Schotten durchsetzen, die Nordengland besetzen wollen. Zu allem Unglück haben sich nun auch noch die bis anhin verbündeten Westsachsen gegen den tapferen Krieger verschworen – wiederum hält Schlacht um Schlacht den Leser bei guter Laune.

Da erstaunt es, dass Cornwell derzeit gerade genug von Blut hat. Er wende sich nun einem «friedlichen Thema» zu, sagt er leutselig. Der Autor schreibt ein historisches Buch über die Uraufführung von Shakespeares Theaterstück «Ein Sommernachtstraum» im Jahr 1598. Da gab es keinen einzigen Toten.

Bernard Cornwell: Die dunklen Krieger. Rowohlt. 496 S., Fr. 16.90

Waterloo. Rowohlt. 480 S., Fr. 17.90

Der Flammenträger. Rowohlt. 512 S., Fr. 16.90. Erscheint am 22. April

Sharpes Waterloo. Lübbe. Erscheint im Januar 2018

Sprache

Im Tessin

Selbst für das Wasser gibt es zwei Pluralformen.

Von Max Wey

Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose ist eine Rose.» Wir wollen Gertrude Stein nicht widersprechen. Aber ist eine Bank eine Bank? Nein und nochmals nein. Viele Wörter haben verschiedene Bedeutungen. Eine Bank kann ein Finanzinstitut sein (Plural: die Banken). Liest man in der Zeitung, dass wieder mal eine Bank vom Staat mit Milliarden gerettet werden muss, setzt man sich am besten – auf eine Bank (Plural: die Bänke). Auf Wettscheinen kann man eine Bank tippen.

Ein Läufer kann ein Sportler, ein Teppich oder eine Schachfigur sein, ein Küchlein ein kleiner Kuchen, eine kleine Küche oder ein Küken. Das Substantiv «Band» ist je nach Bedeutung männlich, weiblich oder sächlich und weist vier verschiedene Pluralformen auf. Man kann in einem Band, einem Buch (Plural: Bände), lesen. Das Band (Plural: Bänder) kann ein Tonband oder ein Haarband sein, oder man hat es mit Familienbanden zu tun. Viele Musiker spielen in einer Band. Es gibt immer mehr Singles (alleinstehende Menschen); wenige von ihnen dürften schon ein Single (im Tennis) gespielt oder eine Single (Schallplatte) besungen haben.

Die verschiedenen Wortbedeutungen bereiten kaum Probleme. In seltenen Fällen kommt es aber zu Missverständnissen. Das *St. Galler Tagblatt* meldete kürzlich, die Trachtenfrauen hätten sich in einem Bus bequem in den Tessin chauffieren lassen. Wenn das stimmt, wurden die Frauen nass. Die Sonnenstube ist das Tessin, der Fluss der Tessin. In der *Neuen Luzerner Zeitung* war zu lesen, der IS habe in Falludscha Geiseln genommen, um sie als menschliche Schutzschilder zu missbrauchen. Schilder sind Tafeln, zum Beispiel Verkehrsschilder, Schilde (der Schild) Schutzwaffen, zum Beispiel Brustschilde. Selbst für das Wasser gibt es zwei Pluralformen: Wasser (Wassermassen) und Wässer (Wasserarten, zum Beispiel Mineralwässer). Dass die Gourmets ins Schwärmen kämen, sei der Verdienst von Mario Hüttenmoser, stand in der *Sonntagszeitung*. Wir wissen nicht, wie viel Herr Hüttenmoser verdient, aber die gute Küche ist offenbar das Verdienst des Chefkochs und Hoteldirektors, auch wenn *Blick am Abend* insistiert: «Dass Atletico so gut ist, ist nur der Verdienst von Simeone.»

Es bleibt noch etwas Raum für einen kurzen Witz. Wir haben Glück, er passt zum Thema. Ein Schauspieler erzählt, er trete ab sofort nur noch in grossen Häusern auf: Möbelhäusern, Parkhäusern und so weiter.

Max Wey war langjähriger Chefkorrektor der *Weltwoche*.

Das Paar, das sich die Freiheit nahm

Der britische Philosoph John Stuart Mill schrieb seine wichtigsten Werke mit seiner Lebensgefährtin Harriet Taylor. Eine neue deutsche Ausgabe zeigt, wie der Skandal dieser Beziehung Mills Denken über die Freiheit des Individuums prägte. *Von Markus Schär*

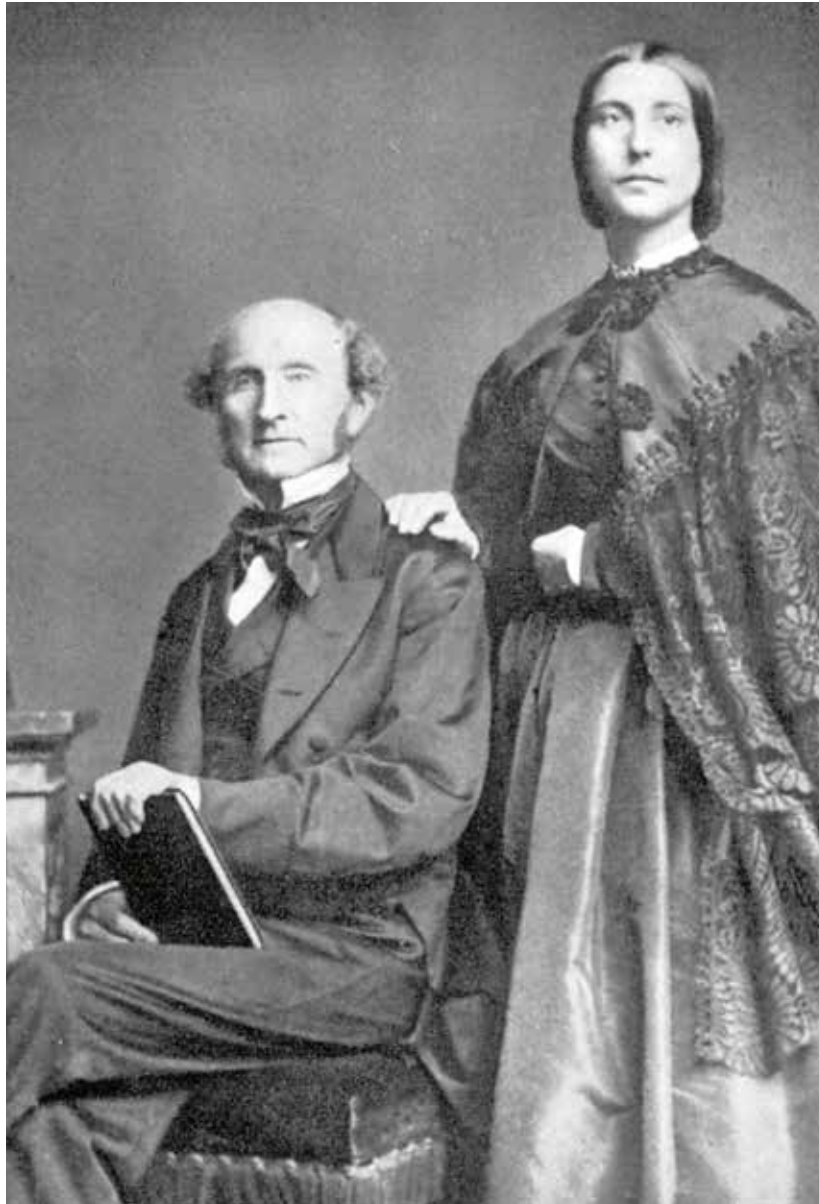
Die Stellung der Frau», schrieb der junge Neurologe seiner Verlobten, «wird keine andere sein können, als sie ist, in jungen Jahren ein angebetetes Liebchen und in reiferen Jahren ein geliebtes Weib.» Der Mediziner, der vor seinem wissenschaftlichen Durchbruch stand, räumte zwar ein, Gesetz und Brauch müssten den Frauen viele vorenthaltene Rechte geben. Aber er warnte auch vor dem «gar zu lebensunfähigen Gedanken», das schwache Geschlecht genauso in den Kampf ums Dasein zu schicken wie das starke.

«Fusion zweier Köpfe»

Nein, mit der Schrift «Über Frauenemanzipation» konnte sich Sigmund Freud nicht anfreunden, als er ab 1882 am Wiener Allgemeinen Krankenhaus einige Texte von John Stuart Mill übersetzte. Er schätzte den britischen Denker zwar als tolerantesten Geist seines Jahrhunderts, doch dessen Engagement, die Frauen den Männern völlig gleichzustellen, führte für ihn in die Irre. Dabei wusste Sigmund Freud nicht einmal, dass die anstössige Schrift nicht vom berühmten Philosophen und Politiker stammte, sondern von seiner vergessenen Partnerin.

Die bekanntesten Texte von John Stuart Mill (1806–1873) sind nicht das Werk eines einsamen Gelehrten, sondern, wie er selber in seiner Autobiografie betonte, die Früchte der «Fusion zweier Köpfe»: Seine Lebensgefährtin Harriet Taylor trug, von den Recherchen über die Reflexion bis zur Autorschaft, viel dazu bei. Das zeigt Ulrike Ackermann, die über vier Jahre zusammen mit Hans Jörg Schmidt ausgewählte Werke in neuer deutscher Übersetzung herausgegeben hat – jetzt den fünften und letzten Band mit Schriften zum Zeitgeschehen. Die Soziologieprofessorin machte in den siebziger Jahren in Frankfurt bei der neuen Linken mit, sass aber auch im kommunisti-

schen Prag wegen des Schmuggelns von Widerstandsschriften eine Woche in Isolationshaft. Sie weiss also, wovon sie spricht, wenn sie jetzt das John-Stuart-Mill-Institut für Freiheitsforschung in Heidelberg führt.



«Triebfeder meines Lebens»: Liebes- und Denkerpaar Mill-Taylor.

Ein grosser Kämpfer für die Freiheit des Individuums setzte sich schon früher mit den zwei fusionierten Köpfen auseinander. Der österreichische Ökonom und Philosoph Friedrich August von Hayek (1899–1992), 1974 mit dem Nobelpreis geehrt, sammelte die Briefe von John Stuart Mill und stiess dabei auf den Briefwechsel mit Harriet Taylor, zumindest je-

nen Teil, den das Paar nicht zerstört hatte, um sich vor Klatsch und Kritik zu schützen. Er forschte der einzigartigen Beziehung nach und gab das Ergebnis seiner Arbeit, ein Buch von fast 300 Seiten, 1951 heraus. Es bildet den Kern des ersten Bandes – erstmals auf Deutsch übersetzt.

Das literarische Porträt, das Mill in seiner Autobiografie von der Partnerin zeichnete, «weckt in uns den dringenden Wunsch, mehr über sie zu wissen», schrieb Hayek: Falls Harriet Taylor «auch nur annähernd so war, wie Mill es uns glauben machen will, müssten wir in ihr eine der aussergewöhnlichsten Frauen sehen, die je gelebt haben». Vor allem stellt

sich die Frage: Wie kam es, dass die 1807 geborene Tochter des Wundarztes Thomas Hardy, seit 1825 Ehefrau des elf Jahre älteren Londoner Geschäftsmanns John Taylor und Mutter von drei Kindern, sich mit einem der bedeutendsten Denker ihrer Zeit zusammentat?

Beide glaubten, «dass wir uns vollkommen dazu eignen, unsere Leben miteinander zu verbringen», schrieb John Stuart Mill 1833 einem Freund. Die beiden Liebenden hatten sich drei Jahre zuvor kennengelernt und gleich voneinander angezogen gefühlt. Er, von seinem Vater ab drei Jahren mit Griechisch und Latein, antiker Literatur und historischen Studien zum Wunderkind gedrillt, suchte nach einem Zusammenbruch mit zwanzig eine Beziehung zur Aussenwelt und vor allem zum anderen Geschlecht. Sie lebte da in ihrer Ehe mit John Taylor, einem tüchtigen, ehrenwerten Mann, dem es allerdings an jeglichen geistigen oder künstlerischen Interessen mangelte. Und beide spürten, wie Mill dem Freund schrieb, dass sie sich für die «zukünftige vollkommene Gemeinschaft» eigneten, über die sie nachdachten – also für eine völlig gleichberechtigte Beziehung von Mann und Frau.

John Taylor duldet das Verhältnis; das Paar nahm Rücksicht auf ihn, indem es sich in Diskretion übte. «Man scheint übereingekommen zu sein», merkte Hayek zu Briefen von 1833 an, «dass Mr. Taylor zwar in den Fortbestand der Freundschaft zwischen Mill und seiner Frau einwilligte, der äussere Anschein des Ehelebens aber gewahrt werden sollte.» 1848 erkrankte John Taylor an Krebs, seine Ehefrau

pflegte ihn die letzten Monate bis zu seinem Tod. 1851 heirateten John Stuart Mill und Harriet Taylor, und sie flüchteten vor dem Klatsch der feinen Gesellschaft auf ihr Anwesen im Osten Londons, später nach Avignon. Dort starb Harriet Taylor 1858 nach langem Leiden an Tuberkulose. «Die Triebfeder meines Lebens ist gebrochen», schrieb John Stuart Mill in einem Brief. «Ich zweifle, ob ich jemals wieder zu etwas taugen werde, sei es im öffentlichen, sei es im privaten Bereich.»

Der wichtigste Text des Liberalismus

Die Londoner Society höhnte immer über die «Mrs. Platonica», und bis heute glauben Forscher an eine platonische Beziehung auch nach der Heirat. «Der Briefwechsel der beiden lässt andere Rückschlüsse zu», stellt Ulrike Ackermann fest. «Ihre leidenschaftliche Liebe war darin ebenso Thema wie ihre Träume und Ängste, ihre Krankheiten und Alltagsmühen.» Als wahrer Skandal galt aber von Anfang an nicht der

Beide glaubten, «dass wir uns vollkommen dazu eignen, unsere Leben miteinander zu verbringen».

Ehebruch, sondern: «ein Verhältnis zwischen Mann und Frau auf der Basis intellektueller und politischer Arbeit». Und diese Beziehung trug – bis hin zu Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir – so reiche Früchte wie keine andere in der Geschichte der Philosophie.

Die neue deutsche Ausgabe lässt auch erkennen, wie das Privatleben des ungewöhnlichen Paares Mills Werke prägte, vor allem «Über die Freiheit». Das Buch, wohl der wichtigste Text des Liberalismus, feiert die Freiheit des Individuums gegenüber der Gesellschaft. Solange der Einzelne keinem anderen schade, könne ihn niemand nötigen, «etwas zu tun oder zu unterlassen, weil dies für ihn besser wäre, weil es ihn glücklicher machen würde, weil es, nach der Meinung anderer, weise oder sogar recht wäre». Denn: «Über sich selbst, über seinen Körper und Geist, ist der Einzelne der Souverän.» Und das verspottete, gar angefeindete Paar gab seinen Kritikern zu bedenken: «Die Tyrannei der Gewohnheit ist überall das beständige Hindernis menschlichen Fortschritts.»

John Stuart Mill gab «On Liberty» 1859 heraus, im Jahr nach dem Tod seiner Gefährtin. Die Widmung lautet: «Dem Andenken an die Geliebte und Beklagte, die die Anregerin und zum Teil auch die Autorin des Besten in meinen Schriften war.»

Ulrike Ackermann, Hans Jörg Schmidt et al. (Hrsg.): John Stuart Mill: Ausgewählte Werke. Murmann. Sechs Bände, je rund Fr. 70.–

Geschichte

Brüche einer Epoche

Triumphe und Niederlagen: Urs Bitterli illustriert mit Schlüsseltexten berühmter Literaten ein Stück Zeitgeschichte Europas. Von Pia Reinacher

Historiker wissen, dass Literaten ihre Epoche oft authentischer, sinnlicher und widersprüchlicher darstellen können, als sie es selber mit Zahlen und Fakten vermöchten. Warum? Weil diese in den Romanen und Erzählungen tief in das Innere der Figuren leuchten. Weil sie ohne Denkverbote und Hemmungen neben den heroischen Taten auch die niedrigen, irrationalen, dummen Motive ihrer Helden entlarven. Und weil sie mit dieser Methode historische Fakten – Triumphe und Niederlagen – als das überführen, was sie oft sind: das Ergebnis von Intelligenz, Zwängen und Blindheit. Schriftsteller lassen in ihren Werken nicht nur den künstlichen Lack so vieler Helden blättern. Sie schreiben auch als Augenzeugen nachträglich «ihre» Geschichte und verhindern damit das Vergessen und das nachträgliche Schönreden.

An der Spitze der Modernisierung

Urs Bitterli, emeritierter Geschichtsprofessor der Universität Zürich, hat sich in seinem Sammelband «Licht und Schatten über Europa 1900–1945. Eine etwas andere Kulturgeschichte» auf den Gang durch eine Geschichtesepoke gemacht, die wie kaum eine andere von Höhenflügen, aber auch von Fluch und Verbrechen geprägt war. In einer Sammlung von Schlüsseltexten grosser Autoren lässt er in acht Kapiteln die Geschichte Europas Revue passieren. Und er lässt keinen Zweifel daran, dass die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Epoche voller gigantischer Brüche ist. Nie zuvor in der Weltgeschichte habe der Mensch in einem so kurzen Zeitraum so viel Gutes geleistet und so Schlimmes ange richtet. Noch im Jahre 1900, an der Pariser Weltausstellung, zeigte sich Europa voller Stolz mit den wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften, die ein glücklicheres Leben versprochen hätten. Europa sah sich an der Spitze des Modernisierungsprozesses. Vierzehn Jahre später zerstörte sich der Kontinent selber durch einen Krieg, der grausamer und sinnloser nicht hätte sein können und über dessen Ausgang sich weder Sieger noch Besiegte freuen konnten.

Interessant ist nun, wie Bitterli seine umfangreichen Lektüre-Erfahrungen für die Leser fruchtbar macht. In einer kurzen Einleitung steckt er den Horizont der historischen Entwicklung ab. Seine Leistung besteht aber in der Auswahl der Literaturbeispiele, die er illustrierend heranzieht. Um etwa das Klima der Jahrhundertwende zu vergegenwärtigen, interpretiert er so bekannte, aber auch exemplarische Texte wie Zolas «J'accuse» (1898) oder Heinrich Manns



Streifzug durch die Literatur: Urs Bitterli.

«Professor Unrat» (1905) – aber auch so wenig gelesene wie John Galsworthys «The Forsyte Saga» (1906–1921) oder Jacob Burckhardts «Weltgeschichtliche Betrachtungen» (1905). «The Forsyte Saga» ist eine Mischung aus Familienroman, Sozialgeschichte und einem Sittengemälde des Besitzbürgertums, der *upper middle class*, im spätviktorianischen England; das Buch verströmt das Parfüm dieser Epoche sehr genau. Der Basler Historiker Burckhardt dagegen kommentiert in seinem Aufsatz das plötzliche Auftreten von Despoten, denen sich ganze Völker wider besseres Wissen unterwerfen – ein Phänomen, das sich in der Geschichte immer wiederholt, und zwar im Augenblick einer Krise, in der fundamental Neues auf abgestorbenes Altes trifft.

So verfährt Urs Bitterli mit seinem einsichts- und ergebnisreichen Streifzug durch die Literatur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Mal ist es Max Frisch, mal Primo Levi, mal Hannah Arendt oder Alexander Solschenizyn, deren Texte deutlich darüber sprechen, warum es fatalerweise gekommen ist, wie es kam. Durch die kenntnisreichen kleinen Kommentare Bitterlis fügen sich vor dem inneren Auge des Lesers die Höhenflüge und Brüche einer ganzen Epoche plastisch zusammen.

Urs Bitterli: Licht und Schatten über Europa 1900–1945. Eine etwas andere Kulturgeschichte. NZZ Libro. Fr. 48.–

Menschheitsfinsternis

«Hidden Figures» und «Loving» – zwei Biopics über den Rassismus in den USA. Sie kommen zur rechten Zeit.

Von Wolfram Knorr

Die schneidige Blondine Vivian (Kirsten Dunst) sagt in «Hidden Figures» zur schwarzen Mathematikerin Dorothy, dass sie nichts gegen Schwarze habe, worauf die ihr antwortet: «Ich bin sicher, dass Sie das wirklich glauben.» Entlarvender lässt sich der Rassismus nicht beschreiben, der Anfang der 1960er Jahre auch die Nasa im Griff hatte, jene Elitebranche, die Amerikas Zukunft verhiess. Präsident John F. Kennedy setzte die Nasa, nachdem die Sowjetunion mit ihrem Sputnik das Land gedemütigt hatte, unter Druck. Auch Schwarze mussten deshalb ran, nicht in führenden Positionen, aber als Fachhilfskräfte.

Katherine Johnson (Taraji P. Henson), Dorothy Vaughn (Octavia Spencer) und Mary Jackson (Janelle Monáe), drei Hochbegabte, gehörten dazu. Kontakte mit Weissen waren untersagt, und der schroffe Al Harrison (Kevin Costner), Chef der Space Task Group, und sein Stellvertreter Paul Stafford (Jim Parsons) übersahen sie sowieso. Doch der Erfolgsdruck rückt die Mathe-Genies immer näher ins (weisse) Zentrum, bis der Ruf von Katherine Johnson auch Harrison zu Ohren kommt. Obwohl skeptisch, holt er sie in sein Team und wundert sich, warum sie oft bis zu einer Stunde fernbleibt. Erst als er erfährt, dass die Toiletten für Farbige auf der anderen Seite des Campus liegen, wird ihm der Trennungssirnsinn bewusst. «In meiner Abteilung gibt es das nicht», tobt er.

Gesetze gegen Mischehen

«Hidden Figures» von Theodore Melfi («St. Vincent»), nach Margot Lee Shetterlys gleichnamigem Sachbuch, ist eine wahre Geschichte. Dass die Autorin durch Zufall auf die Nasa-Frauen stiess, deren Einfluss bis heute unbekannt geblieben ist, zeigt, wie unausrottbar der Rassismus ist. Der Film mag einen Hang zur Wohlfühligkeit haben, die Story aber ist kein Fake. John Glenns erste Erdumkreisung hätte ohne die Afroamerikanerinnen nicht zum Erfolg geführt. «Hidden Figures» ist optimistisch, demonstriert aber gerade im Kontrast zum Raumfahrtwettbewerb die absurden Seiten rassistischen Irrsinns.

«Loving» von Jeff Nichols («Take Shelter») ist der krasse Gegenentwurf. Gemeinsam haben sie



Grausam kompromisslos: Szene aus «Loving».

nur den Hintergrund. Beide sind Biopics, beide spielen in den 1960ern, in beiden geht es um Rassismus. Ist das Milieu in «Hidden Figures» gebildet, so ist es in «Loving» ungebildet. Die Story bezieht sich auf den Rechtsstreit «Loving vs. Virginia» vor dem Obersten Gerichtshof, der 1967 die Gesetze gegen Mischehen ausser Kraft setzte. Richard Loving (Joel Edgerton) und seine spätere Ehefrau Mildred (Ruth Negga) aus Virginia lernen sich in den Fünffzigern kennen und lieben. Er ist weiss, sie schwarz. Sie wird schwanger, und er ist bereit, sie zu heiraten. Mischehen aber sind verboten. Die beiden reisen nach Washington, dort sind sie legal. Doch kaum zurück, werden sie verhaftet. Die Heiratsurkunde gilt hier nicht. Sie kommen gegen Kautions frei, dafür muss er für 25 Jahre den Staat verlassen, sonst droht ihm langjährige Haft. Von der Bürgerrechtsbewegung animiert, schreibt Mildred, alleingelassen mit ihren Kindern, an Robert F. Kennedy. Der Fall wird weitergeleitet, der Prozess kommt ins Rollen.

Nichols ist in der Darstellung grausam kompromisslos. Gefährlich die permanente Aggressivität, bleiern das Ambiente, weltabgewandt der Traum von Liebe. Joel Edgerton ist ein zartbesaitetes Manns-Trumm, die anbrechende Neuzeit nicht begreifend, weil er sich sprachlos düster in ihr verrennt. Ruth Negga ein Mauerblümchen, aus dem eine anrührende Mutter Courage erblüht. Nichols zeigt das Kleine ganz gross, das soziale Leben als pure Menschheitsfinsternis. Für den Oscar pures Gift (Start am 2. März). «Hidden Figures» ist da natürlich eher Oscar-tauglich. Aber noch «tauglicher» ist ein weiterer Film über Schwarze: «Moonlight» (über einen Homosexuellen).

Craig Taborns Quadratur des Zirkels

Von Peter Rüedi

Jazz stelle ich mir gern als Kunst des Beiläufigen vor. Im Nebenher, im Vorübergehen oder aus einem Nebenzimmer angemessener zu hören als in konzentrierter Anspannung vor den Lautsprechern. Allein, nichts gilt absolut, wenigstens nicht in der Kunst. Der Pianist Craig Taborn jedenfalls, geboren 1970 in Detroit und heute zweifellos eine der vielseitigsten und spannendsten Erscheinungen in der New Yorker Szene, sagt von seiner jüngsten CD (der dritten als Leader für ECM): «Ich lebe für die Details, und es gibt manches Detail auf dieser Aufnahme. Legt sie nicht als Background auf.» Recht hat er.

In dem Quartett mit Taborn an verschiedenen Keyboards (im Fall der Elektronik allerdings so diskret, dass sie vom akustischen Flügel ohne besondere Aufmerksamkeit kaum zu unterscheiden ist), mit Chris Speed am sich nie im Vordergrund spreizenden Tenorsaxofon und an der eindringlich lyrischen, sozusagen romantischen Klarinette, mit Chris Lightcap am akustischen *double bass* und an der elektrischen Bassgitarre und mit Dave King an der gleichfalls kaum zu unterscheidenden akustischen und elektronischen Perkussion, sind die komponierten Passagen und die formvollendet vor sich hin und durcheinander gewobenen improvisierten Passagen so dicht verschränkt, dass eine eigentlich neue Kammermusik zwischen den Kategorien entsteht: in hohem Mass integriert, nie voraussehbar, mal nachdenklich und dann wieder geradezu ruppig mit rockartiger Energie vorangetrieben (aber ohne Ausrutscher ins Binäre). Anspruchsvolle, in hohem Mass durchdachte und doch spontane Musik, also so etwas wie die Quadratur des Zirkels.

Auch nach mehrmaligem Anhören ist sie am Ende nie ganz aufzulösen, unter dem Strich bewahrt sie sich ihr Geheimnis. So sind die beiden paradoxen Titel «Daylight Ghosts» und «Phantoms Ratio» mehr als Wortspielerei, vielmehr so etwas wie magische Mottos für diese gleichermaßen verwinkelte wie poetische Musik. Mir gefallen die fein ziselierten, sparsam leuchtenden Klanglandschaften wie «The Great Silence» oder Roscoe Mitchells «Jamaican Farewell» am besten.



Craig Taborn: Daylight Ghosts. ECM 2577 57 3805

Unterleibsbekömmlich

Eine existenzielle Frage treibt trendbewusste Zürcherinnen um: Soll ich lesbisch werden oder vegan?

Von Rico Bandle



Pointendichte einer TV-Sitcom: Autorin Meier.

Deutschland solle schwuler werden, forderte kürzlich Ulf Poschardt, Chefredaktor der Tageszeitung *Die Welt*. So könnten dem neuen US-Präsidenten Donald Trump Paroli geboten werden.

Zürich geht seit einigen Jahren einen anderen Weg. Die Stadt wird lesbischer. Zumindest scheint es so. Man könnte sogar auf die Idee kommen, Lesben hätten die Macht übernommen. Stadtpräsidentin Corine Mauch liebt eine Frau, Schauspielhaus-Direktorin Barbara Frey ebenfalls. Nun ja, das sind erst zwei Beispiele. Aber zwei wichtige. Seit kurzem hat das coole Zürich mit Ex-Miss-Schweiz Dominique Rinderknecht und dem Model Tamy Glauser sogar ein lesbisches Glamourpaar als Aushängeschild.

Den Trend vorweggenommen hat die Zürcher Journalistin Simone Meier. Schon länger lebt sie mit einer Frau zusammen. Als Vorreiterin ist sie die ideale Autorin für einen *Züri-Lifestyle-Roman*, in dem Heterosexuell-Sein nur eine Option ist unter vielen.

Beim Nachrichtenportal *Watson* fällt Meier als witzige Schreiberin über Gesellschafts- und Kulturthemen auf, der man den Hang zur pubertär-hysterischen Schwärmerei (mit 47!) gerne verzeiht. Ihr Roman knüpft an ihre journalistischen Texte an. Er ist höchst unterhaltsam zu lesen – eine Libido-Komödie mit der Pointendichte einer TV-Sitcom. Ihre Figuren

sind allesamt mehr oder weniger gescheiterte Charaktere: Mit der Karriere geht es nach dem Langzeitstudium nicht voran, die Wohngemeinschaft ist versifft wie eh und je, die Bettpartner erweisen sich allesamt als Niete. Sofern man überhaupt welche hat. «Es gab Leute, die hatten Geld auf dem Konto, andere hatten Sex. Sie hatte keins von beiden.» Anna kompensiert den fehlenden Körperkontakt mit dem extensiven Konsum von tierischem Fleisch, gemeinsam mit ihrem schwulen Freund Cédric. «Sie freute sich auf das Fleisch und fragte sich kurz, ob das, was sie da mit Cédric trieb, was sie beide regelmässig miteinander trieben, nicht ein Ersatz für Sex war.» Sex wäre eindeutig besser für die Figur, diesen Scherz kann sich Meier nicht verkneifen.

Fleisch als Fleischersatz

Sue, eine andere Frau, ist lesbisch und verdient ihren Lebensunterhalt als Gelegenheitsprostituierte (für Männer). Ihr einziger Freier ist Annas Ex-Freund. Anna, die von den Männern genug hat, verliebt sich in Sues WG-Partnerin. Vorher hat sie allerdings noch Sex mit einem Filmstar, der aber wie fast alle heterosexuellen Männer im Buch eine eher traurige Gestalt abgibt. Alles läuft auf die absehbare Katastrophe hin: das Aufeinandertreffen von Anna und ihrem Ex-Freund in Sues WG. Selbstverständlich kommt alles anders als erwartet.

Anna tut der Seitenwechsel gut. Zumindest körperlich. «Was war eigentlich das Gegenteil von Unterleibsbeschwerden? Unterleibsbekömmlichkeiten? Anna war äusserst unterleibsbekömmlich.»

Simone Meiers rasante Gesellschaftssatire ist eine Bestätigung für all jene Männer, die heimlich immer schon vermutet haben, dass lesbisch zu sein keine naturgegebene sexuelle Ausrichtung ist. Man entscheidet sich dafür, so wie man sich für einen veganen Lebensstil entscheidet. Jedenfalls in Zürich.

Vielleicht ergibt dieser Trend bald ein neues Geschäftsmodell für Schönheitskliniken: Geschlechtsumwandlungen für Männer, die ebenfalls lesbisch werden möchten.



Simone Meier: *Fleisch*. Kein & Aber. 256 S., Fr. 27.90

Fernsehkritik

Verflogener Zauber

Die unnötigste Sendung heisst «SRF Börse».

Von Alex Reichmuth

Es ist nicht das People-Magazin «Glanz & Gloria», das bei vielen Kritikern des Schweizer Fernsehens traditionsgemäss zuoberst auf der Abschussliste steht. Nein, das überflüssigste Programmangebot vom Leutschenbach erreicht die Zuschauer immer dann, wenn sie für die «Tagesschau» einige Minuten zu früh eingeschaltet haben. Dann kommt «SRF Börse».

Die Sendung ist ein Relikt aus der Zeit des Aktienhypes um die Jahrtausendwende, als jede Putzfrau, die einige Franken Ersparnis hatte, diese umgehend in Wertpapiere anlegte. Inzwischen, einige Crashes und Krisen später, ist der Zauber der Börse verflogen. Auch informiert sich heute jeder, der die Entwicklung der Kurse mitverfolgen muss, selbstverständlich zeitnah im Internet. Doch «SRF Börse» kommt noch immer.

Die Sendung dient der Wirtschaftsredaktion als eine Art Abfallentsorgung. Vermeldet wird alles, was das Vorabendpublikum bestimmt nicht interessiert: dass es einen neuen Börsenindex gebe, der gute Unternehmensführung abbilde. Dass die



Gewinnwarnung von Aryzta: Moderatorin Laeri.

Backwarenherstellerin Aryzta eine Gewinnwarnung publiziert habe. Dazu bekommt man geschneigelte Manager und steife Investmentexperten zu sehen, die einschläfernde Statements absondern. Moderatorin Patrizia Laeri verkündet, der Swiss Market Index sei um 0,2 Prozent gestiegen – das immerhin mit verführerischem Augenaufschlag. Und kommt doch einmal etwas Spannendes zur Sprache – etwa, dass sich der Weltkonzern Johnson & Johnson die Schweizer Biotech-Perle Actelion geschnappt habe –, so weiss man schon, wie der nächste Satz lautet: «Mehr dazu gleich in der <Tagesschau>.»

SRF Börse: Montags bis freitags, 19:25 Uhr, SRF 1



Thiel

Demokratie

Von *Andreas Thiel*

Levrat: Das ist keine Demokratie, wenn sich der *white trash* durchsetzt.

Thiel: Es gibt ja auch viele Schwarze, die Trump wählten. Sind die für dich *black trash*?

Levrat: Trump wurde von irregeleiteten Benachteiligten und Ungebildeten gewählt.

Thiel: Wenn du recht hättest, würde dies bedeuten, dass Trump vom klassischen Wählersegment deiner Partei gewählt wurde. Das hiesse, dass du von ungebildeten Schwachsinnigen gewählt wurdest. Oder stellt ihr jedem Dummen ein gutes Zeugnis aus, sobald er die SP wählt? Ich gehe jetzt die Wahlen in den USA feiern.

Levrat: Du feierst Trumps Sieg?

Thiel: Ich feiere den Sieg der Demokratie. Obwohl ihr Linken offensichtlich glaubt, Demokratie sei, wenn alle links wählen.

Levrat: Ja, denn alles andere wäre Faschismus.

Thiel: Das hat man euch vielleicht im Gehirnwachsalon der Juso eingetrichtert. Ich gehe jetzt jedenfalls auf die Wahlen in den USA anstossen.

Levrat: Du feierst tatsächlich die Wahl Trumps?

Thiel: Ich feiere, dass das Volk in einer Demokratie wählt, wen es will. Wenn du ein Demokrat bist, feierst du mit.

Levrat: Womit feiert ihr Liberalen denn so?

Thiel: Bei uns Liberalen gibt es immer für alle etwas: mit Brennesseln gefüllten Biopfau für die Grünen, gegrillte Gänseleber für Wirtschaftsliberale und Sozialdemokraten – für die Wirtschaftsliberalen Leber von Stopfgänsen und für die Sozialdemokraten Leber von faulen Gänsen –, für die Christen eine geweihräucherte Schweineschlachtplatte, langsam verblutetes Lämmchen für Juden und Muslime, einen im Schnupftabak gedrehten Ziegenbock für Nationalisten, und die Neoliberalen essen ja am liebsten mit Nilpferdlippe gefüllten Hamster.

Levrat: Und was isst du?

Thiel: Als Demokrat? Was auf den Tisch kommt.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Zugpferd Glamour

Vernissage von Terry Rodgers im «Alice Choo»; Lesung von Alain de Botton; Angelina Jolie wirbt für Guerlain. Von *Hildegard Schwaninger*

Auch Leute, die vom Künstler **Terry Rodgers** noch nie etwas gehört haben, strömten letzte Woche ins «Alice Choo». Die Location gilt als glamourös, seit dort der Nachtclub «Indochine» war (einer der Betreiber war **Carl Hirschmann**). Auch der Gastgeber war ein Zugpferd: Lalique-Besitzer **Silvio Denz**, dem neuerdings das «Alice Choo» gehört. Eine Zeitlang war es ein angesagtes (und sündteures) asiatisches Restaurant (Berater war **Wolf Wagschal**), dann aber lief es doch nicht recht, und so ist es unter dem neuen Besitzer nur noch am Wochenende Event-Location.

Grund der Vernissage: **Terry Rodgers** hat für Lalique einige Vasen kreiert, die Serie heisst «Sirenes», die Vasen sind Skulpturen mit nackten Frauenkörpern. Terry Rodgers war mit seiner Frau **Estelle** aus Ohio angereist, an den Wänden hingen seine grossen, superrealistischen Ölgemälde aus der Zeit der Jahrtausendwende, meist Darstellungen von Partyszenen und Orgien. Und – hoppla – wen sah man da gleich zweimal? Auf einem der Bilder mitten im orgiastischen Geschehen und im Vernissagegedränge – den Zürcher Galeristen **Nicola von Senger**, der Terry Rodgers seit vielen Jahren kennt und für eine gewisse Zeit auch sein Galerist war. Unter den Gästen auch **Dianne Brill**, die einstige Partykönigin von New York.

Der Bestsellerautor **Alain de Botton**, der mit seinen Lebensanleitungsbüchern weltweit erfolgreich ist und heute in London

lebt, stammt eigentlich aus Zürich. Hier wurde er 1969 geboren, hier ist er aufgewachsen, bis er mit acht Jahren ins Internat kam. Seine Tante ist **Antoinette Stern**, die blonde Society-Lady, die in Küsnacht wohnt und seine Schweizer Auftritte koordiniert. Letzten Herbst organisierte sie eine Buchvernissage/Lesung im «Kaufleuten», die ganze Goldküste war da. Im kommenden Frühling eröffnet Alain de Botton in seiner Geburtsstadt die erste «School of Life» in der Schweiz.

Die «School of Life» gibt es seit 2008, Alain de Botton hat sie gegründet, mittlerweile gibt es zirka ein Dutzend Filialen, von Tel Aviv bis Taipeh, von Melbourne bis Berlin. Jetzt sollen de Bottons «Lebensschulen» auch die Schweiz erobern.

Wir lernen in der Schule lesen, schreiben, rechnen, aber nicht, wie man ein gutes Leben führt. Alain de Botton, der Sohn des verstorbenen Bankiers Gilbert de Botton und der St. Gallerin **Jacqueline Burgauer**, hat dieses Problem erkannt. Seine Motivation für die Gründung der «School of Life»: Er will seinen Zeitgenossen helfen, sich in einer unübersichtlichen Welt auf das Wesentliche zu besinnen, sie mit ihren Lebensfragen nicht alleinzulassen.

Alain de Botton machte erstmals Schlagzeilen, als er mit 24 Jahren «Versuch über die Liebe» schrieb – ein so kluges Buch zum Thema, dass man meinte, ein Experte sei am Werk. Dabei war er damals weder verlobt noch verheiratet, er hatte nicht mal eine feste Freun-



Fast verliebt

Mami, ledig, sucht

Von *Claudia Schumacher*

Das ist nicht dein Ernst!», sage ich wohl etwas entsetzter als nötig. Sarah hat in der Boutique einen weiten senfgelben Strickpullover vom Stapel genommen. «Aber der hat doch so schöne Details,

schau, die roten Nähte», verteidigt sie sich mit dieser verhuschten Mädchenstimme, für die man sie am liebsten gleich in den Arm nehmen will. Oder anschreien. Klar, rote Nähte! Das sind natürlich die Dinge, die einen Mann beim ersten Date umhauen. Und Senfgelb: die Farbe der Liebe.

Meine Freundin Sarah hatte seit acht Jahren kein Date mehr, seit einem Jahr ist sie alleinerziehend. Fragen stehen zwischen ihr und der Liebe. Büro, Wäsche, Elternabend: «Wann habe ich Zeit für ein Date? Kann ich in High Heels noch gehen? Will ich denn überhaupt, also einen Mann? Was wird untenrum von mir erwartet: rasiert oder nicht? Wie führe ich ein mehrstündiges Gespräch mit einem männlichen Wesen, das älter als sieben Jahre ist? Wirkt mein Wissen über «Avengers»-Actionfiguren charmant oder peinlich? Bin ich fett? Was, wenn ich erneut verlassen werde?»



Aus Ohio angereist: Künstler Rodgers.



Zum ersten Mal Parfüm: Schauspielerin Jolie.



«School of Life»: Philosoph de Botton.

din. Seine «Erfahrung» basierte auf Beobachtung. Heute ist er verheiratet mit Charlotte und Vater von zwei Kindern.

Man nennt Alain de Botton den «Jamie Oliver der Philosophie». Er ist omnipräsent auf dem Buchmarkt, auf Youtube, in Podcasts. Er will die Menschen zum Denken anregen, in seinem Buch «Wie Proust ihr Leben verändern kann» (1997) lässt er Philosophen und Schriftsteller sich als Lebenshilfen manifestieren.

Er hat in Cambridge Philosophie studiert und verbindet beim Schreiben Klugheit, Esprit und Lebensweisheit auf smarte Weise. De Bottons Werke schweben weit über den gängigen Ratgeberbüchern.

Wann und wo genau seine School of Life in Zürich eröffnet wird, steht noch nicht fest.

Angelina Jolie wird Botschafterin für das neueste Luxusparfüm von Guerlain. Bisher hat die Schauspielerin sämtliche Angebote für Parfümwerbung ausgeschlagen – selbst solche von der Firma Chanel, die sie umworben haben soll. Jetzt ist sie Werbefigur für Guerlain, eines der ältesten Parfümhäuser der Welt (gegründet 1828), das bis 1994 von der gleichnamigen Familie geführt wurde, ehe es an LVMH verkauft wurde. Alle Einzelheiten zum neuesten Guerlain-Parfüm, ausser dem Engagement von Jolie, werden wie ein Staatsgeheimnis gehütet. Auch sein Name bleibt geheim – bis zum 1. März. Dann kommt es auf den Markt. Der neue Guerlain-General-Manager für die Schweiz und Österreich heisst Eric Joly.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Sarahs Leben ist – wie das Leben aller Alleinerziehenden – kompliziert. Ihr siebenjähriger Sohn Pedro kommt aus der Beziehung mit Gustavol: der Mann, der stärker für Sarahs Geschmackverirrungen steht, als jeder senfgelbe Zelt-Pullover es könnte. Wer lässt sich bitte ernsthaft auf seinen Fitnesstrainer ein? «Am Anfang», sagt Sarah, «war es Liebe.» Auf beiden Seiten. Bis der heissblütige Gustavol auf Nina, die biegsame Yogalehrerin, traf und unbedingt all ihre Chakren öffnen musste. Jetzt leben die zwei auf Bali. Und Sarah mit dem kleinen Pedro in Zürich. In zirka fünf Naschattacken pro Tag kam dann Sarahs Verwandlung. Die schicken Sachen passen ihr nicht mehr.

Also haben wir Pedro bei der Oma abgeladen und sind jetzt shoppen, sechs Stunden bevor Sarah ihr neustes Problem treffen wird: Milo. Ein Sales-Manager und schmucker Kerl, kennengelernt hat sie ihn bei einem Raclette-

Abend mit Freunden. Schock: Er flirtete mit ihr. Und er hörte nicht einmal auf, als Sarah ihren Sohn erwähnte. Schon aus purer Überrumpelung gab sie ihm am Ende ihre Nummer.

Geknickt schaut Sarah in den Spiegel, den senfgelben Pulli vor der Brust: «Okay, wenn er mich darin toll findet, muss es Liebe sein!» Am Ende einigen wir uns aber doch auf ein schwarzes Etuikleid (locker am Bauch). Zu Hause schminken wir Sarah fünf Jahre jünger. Und als sie sich dezent beschwipst und kichernd in ihren geliehenen High Heels leicht wackelig auf den Weg macht, fühle ich mich wie eine (etwas verantwortungslose) Mutter, die ihr Kind auf den Abschlussball entlässt. Und ich denke, ich werde Milo finden müssen, um ihm einen Knochen zu brechen, sollte er der kleinen Maus weh tun.



Unten durch

Ein Omen

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du hast zwei kleine Kinder, die du liebst, die aber unbedingt auf den Robinsonspielplatz wollen. Es ist ein Samstag, und deine Frau sagt: «Gehst du mit ihnen? Dann hätte ich mal eine Stunde für mich...» Also packst du die Kinder bei Sonnenschein in den Kombi, und als ihr beim Spielplatz ankommt, beginnt es zu nieseln. Das ist jedes Mal so. Auf allen Kinderspielplätzen scheint ein feuchtes Mikroklima zu herrschen, wie in Luzern. Die einzige noch freie Elternsitzbank ist jetzt natürlich nass, aber es würde sich sowieso nicht gut machen, wenn du als Mann gedankenversunken auf dem Bänklein sitzen würdest, während alle anderen Väter aktiv mit ihren Kindern spielen. Nur die alleinerziehenden Mütter trauen sich hier, ihre Kinder allein spielen zu lassen. Aber was heisst trauen: Sie sind einfach zu erschöpft, um mit ihren Kleinen ums Piratenschiff herumzurennen. Nach jahrelanger Alleinzuständigkeit sind sie geistig und erotisch am Ende.

«Papa! Papa!», rufen deine Kinder, und jetzt gibst du dem immensen gesellschaftlichen Druck nach und verbringst *quality time* mit ihnen. Du jagst sie durch rosarote Betonröhren, versteckst dich im Indianertipi und suchst mit ihnen im Sandkasten nach Gold. Die anderen Väter und du, ihr überbietet euch im Sieben von Sand. Aber während ihr noch siebt, setzt ein besonders ehrgeiziger Vater bereits eine neue Benchmark, indem er sein Kind auf sich reiten lässt wie im Wilden Westen. Jetzt musst du dir etwas einfallen lassen, sonst bedauern deine Kinder, dass nicht der andere ihr Vater ist. Aber die Show deines Konkurrenten lässt sich grundsätzlich nicht toppen. Ein Vater kann einfach nichts Tollereres tun, als mit seinem Kind auf dem Rücken auf allen vieren durch eine Pfütze zu kriechen. Mit erhobenem Haupt ziehst du dich vom Schlachtfeld zurück. «Ihr kriegt hinterher vier Kugeln Eiscreme», sagst du zu deinen Kindern, «aber jetzt spielt mal ein bisschen allein, Papa ist müde.» Du setzt dich auf die nasse Bank zu den erschöpften Müttern und kannst förmlich hören, wie sie denken: «Der ist wie mein Ex! Hockt immer nur rum und küm-

>>> Fortsetzung auf Seite 80

»» Fortsetzung von Seite 79

mert sich einen Dreck um seine Kinder!» und? Es ist dir egal, was diese Kurzhaarfrisuren denken. Diese schmallippigen Megären! Wenn Nicole Kidman und ihre vier Kinder hier in der Gegend wohnen würden: Ja, das wäre was anderes! Dann würdest du auf dem Spielplatz wenigstens mal eine hübsche Frau sehen. Plötzlich empfindest du die Abwesenheit von Nicole Kidman als geradezu bedrückend: Ohne sie ist dieser Spielplatz nur eine laute, nasskalte, sandige und subkutan von Hundedreck verseuchte Endstation für Eltern, die sich keinen eigenen Garten leisten können.

In diesem existenzphilosophischen Moment fällt dir auf, dass zwei neu hinzugekommene Mütter dich argwöhnisch beäugen. Dir ist klar, warum: Für sie bist du ein Mann, also ein Verdächtiger, der auf einem Kinderspielplatz allein auf einer Bank sitzt und ein düsteres Gesicht macht, weil es ihn – aber das können die Mütter nicht wissen – bedrückt, dass Nicole Kidman nicht hier ist. Du rufst deinen Kindern, die gerade im Piratenschiff herumklettern, zu: «Juhu! Ihr beiden da drüben! Meine beiden Kinder! Passt auf, dass ihr nicht runterfallt!» Aber deine Kinder sind ins Spiel vertieft und reagieren nicht, und jetzt werden die zwei Mütter erst recht misstrauisch. Das findest du irgendwie ja auch gut. Du bist der Letzte, der um Pädophile trauert, wenn sie beim Glühbirnenwechseln von der Leiter stürzen. Aber du findest es trotzdem mühsam, dass du jetzt zu deinen Kindern rübergehen und wieder mit ihnen Gold suchen musst, nur damit die beiden Tussen nicht die Polizei rufen. Als du am Schluss beim Sandsieben den Kronkorken einer Bierflasche findest, weisst du: Das ist ein Omen, das dich, wie so vieles andere hier, daran erinnern soll, dass du ein Mann bist.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Kleiner Wein, ganz gross

Von Peter Rüedi

Fred Loimer ist einer der Stars der österreichischen Weinszene (und die hat sich in den letzten Jahrzehnten überhaupt gewaltig in Richtung Qualität entwickelt, nicht nur, aber vor allem bei den Weissweinen, dem Grünen Veltliner und dem Riesling). Im Besonderen ist Loimer zusammen mit Willi Bründlmayer der Protagonist *in assoluto* von Langenlois, dem superlativischen Epizentrum im Donau-Seitental Kamptal. Er bewirtschaftet heute um die sechzig Hektaren selber, was in etwa 350 000 Flaschen ergibt. Was weniger erstaunlich wäre, hätte Loimer 2005 nicht auf biodynamischen Weinbau umgestellt, welcher bekanntlich Massenproduktion weitestgehend ausschliesst. Die prestigeträchtigsten Rebberge in Loimers Portfeuille heissen, abgesehen von neun Hektaren in Gumpoldskirchen, Käferberg, Spiegel, Steinmassl, Heiligenstein, Loiserberg oder Dechant. Aber um die geht es hier und heute nicht, sondern um einen Riesling, den er nach dem Namen seines Zweitgeborenen «Lenz» (Lorenz) taufte. Die Trauben stammen, eigentlich entgegen dem

Glaubenssatz, dass ein guter Wein im Rebberg entsteht, nicht aus eigener Produktion, sondern von Vertragswinzern. Die bilden freilich mit Loimer, der nach seiner paulinischen Wende zur Biodynamik die Winzergruppe «Respekt» gründete, so etwas wie eine önologische Glaubensgemeinschaft. Will sagen, der hier oft zitierten Faustregel, nach welcher man in grossen Jahren kleine Weine, in kleinen grosse kaufen sollte, wäre eine zweite anzufügen: von grossen Winzern sich an die kleinen Weine, von kleinen sich an die ersten Etiketten halten. Nicht nur, versteht sich (im Fall Loimers würden wir zu viel verpassen), aber auch.

Es ist ein snobistischer Irrtum, keinem Wein unter (sagen wir) dreizehn Franken zu trauen, nur weil wir in der Schweiz hohe Preise gewohnt sind. Loimers in dieser Hinsicht schlichter «Lenz» ist eine substantielle Angelegenheit aus einem heissen Jahr, tolle Aromatik, weisser Pfirsich und Aprikosen (austriakisch: Marillen); Blüten und eine Spur Holunder, fabelhaft saftig und süffig, am Gaumen dicht und geschmeidig, dabei von einer explosiven Frische und belebenden Säure: zu gehaltvoll für das, was man gemeinhin einen «Sommerwein» nennt, aber eben auch recht, um einem Wintermahl mit fetten Weinen ein beschwingtes Ende zu setzen. Es muss nicht immer Champagner sein. Im Gegenteil. Zuweilen ist ein solcher sogenannt kleiner Riesling die weitaus originellere Lösung. Abgesehen davon, dass der bei jeder Gelegenheit mit jedem Schluck nach mehr schmeckt.

Fred Loimer: Lenz 2015, Riesling. 12%.
Weinhandlung am Küferweg. Fr.12.80.
www.kueferweg.ch

DIE WELTWOCH

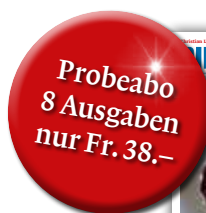
Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Auto

Gewagt, gewonnen

Das noch junge Jahr bringt einen ersten automobilen Liebling: den munter gezeichneten Toyota C-HR. *Von David Schnapp*

Europäische Hersteller würden allenfalls noch als Design-Studie auf einer Automobilmesse zeigen, was sie bei Toyota in Japan nicht ohne Mut und Humor auf die Strasse stellen: Der C-HR (Coupé High-Rider) ist der erste automobilen Liebling, den das noch junge Jahr hervorgebracht hat. Das sogenannte Crossover-Modell, das also die Grenzen zwischen verschiedenen Fahrzeugkategorien überschreitet, ist eine ziemlich forsch gezeichnete Mischung aus Limousine, Coupé und Kompakt-

SUV. Ausgestellte Radhäuser, markante seitliche Konturen, eine abfallende Dachlinie, die in einen massiven Spoiler mündet, immer wieder mal eine scharfe Kante und schliesslich dreidimensionale Heckleuchten, die aus der Karosserie hervorzuspringen scheinen: Der C-HR bricht gewagt mit einigen Design-Konventionen, insbesondere mit jener, dass die konturlose Markenidentität das allerwichtigste Kriterium für gelungene Autoformen sein soll. Das ist ein Gewinn fürs Strassenbild.

Nun ist diese Art von fahrendem Expressionismus natürlich nicht nach jedermanns Geschmack, aber genau das macht den C-HR zu unserem Liebling des Monats. Es gibt schon genug Automodelle, die allen gefallen wollen. Und der neue Toyota kann durchaus mehr als bloss anders aussehen als die anderen. Der Innenraum ist ästhetisch, aber mit Sinn fürs praktische Detail gestaltet, es gibt genügend Ablagemöglichkeiten und einen riesigen, elegant eingebundenen Touchscreen mit dem üblichen Unterhaltungs- und Navigationsangebot. In der Ausstattungslinie «Premium» ist das aller-

dings nicht inbegriffen, sondern kostet 2200 Franken Aufpreis. Dafür sind ein umfangreiches Sicherheitspaket, Rückfahrkamera mit Parksensoren und -assistenten, schlüsselloser Zugang und ein System namens «Nanoe» zur Aufbereitung der Innenluft inklusive.

Prius wirkt

Den C-HR gibt es entweder als Hybrid – dann ist es eine coole Variante des Prius – oder mit einem Vierzylinder-Reihenmotor, wahlweise mit Front- oder Allradantrieb. Für ein kompaktes SUV macht Allrad natürlich Sinn, auch wenn sich das auf den Verbrauch auswirkt: Bei winterlichen Verhältnissen kam ich auf 8,2 Liter Benzin für 100 Kilometer. Das ist nicht wenig, aber auch nicht ungewöhnlich, denn kleine Turbo-Benzinmotoren sind nur auf dem EU-Norm-Prüfstand sparsam. Allerdings hat es Toyota mit seiner Hybrid-Vormachtstellung geschafft, dass man instinktiv die typische Fahrweise annimmt, die in Hybridfahrzeugen Sinn macht: Ich ertappe mich dabei, wie ich früh vom Gas gehe und meistens nicht zu forsch losfahre. Zwanzig Jahre Prius sind nicht spurlos an uns vorbeigegangen.

Den C-HR kauft man auch nicht als übermotorisierten Kompaktboliden, das ist nicht sein Stil. Seine Funktion ist eher die eines Botschafters: für Toyota, weil das Modell der Marke neue Dynamik verleiht, und für den Fahrer, weil er in dem Auto sympathisch anders wirkt.

Toyota C-HR AWD Premium

Leistung: 116 PS/85 kW, Hubraum: 1197 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h
Preis: Fr. 36 500.–, Testauto: Fr. 40 730.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich den Glauben an die freie Marktwirtschaft verlieren, wenn die Lieblingsglace trotz meines überdurchschnittlich hohen Verzehrs aus dem Sortiment genommen wird?

Christa von Burg, Wängi

Man darf (fast) alles, aber in diesem Falle sollte man nicht. Der Markt richtet sich zwar nach der Nachfrage, aber nicht nach individuellen Präferenzen. Machen Sie Ihre Spezialität selber, und versuchen Sie, damit eine profitable Marktnische zu finden. Im Übrigen ist das ein typisches «Luxusproblem» einer wohlstandsschizophrenen Wohlstandsschweiz, die ja eigentlich auf Fleisch, Glace, Strom und vieles mehr zur Rettung des Weltklimas verzichten will. *Silvio Borner*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ich bedauere es sehr, dass Italiener, die berndeutsch oder zürichdeutsch sprechen, nach wie vor solche Ängste auslösen.» *Matthias Engel*

Jedes Jahr Sanremo

Nr. 4 – «Wir Schweizermacher»,
«Das beste Fernsehen der Welt»

Liebe *Weltwoche*, Ihr «Schweizermacher»-Heft lässt mich ratlos zurück: Auf Seite 45 wird eine Lobeshymne auf das italienische Fernsehprogramm, «das beste Fernsehen der Welt», sowie das Belpaese angestimmt, und zugleich wird auf Seite 27 unterstellt, dass es in der Schweiz in der Generation der Enkel von Einwanderern – und das sind zu einem grossen Teil junge Einheimische mit italienischem Pass – Tendenzen zum Extremismus gibt. Ich bedauere es sehr, dass Italiener, die berndeutsch oder zürichdeutsch sprechen, aber halt doch jedes Jahr das Sanremo-Festival schauen, nach wie vor solche Ängste auslösen. *Matthias Engel, Zürich*

Widmer-Schlumpf hat die besseren Karten

Nr. 4 – «Meuchelei aus Felsberg»; Christoph Mörgeli über Eveline Widmer-Schlumpf

Bei den Auseinandersetzungen zwischen alt Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf und Bundesrat Ueli Maurer ist es für einen Aussenstehenden schwer zu entscheiden, was richtig und was falsch ist; er muss sich allein davon leiten lassen, wer ihm vertrauenswürdiger erscheint. Und da hat Frau Widmer eindeutig die besseren Karten. Sie ist vom Ausgang der Abstimmung nicht direkt betroffen. Sie hat sich als verantwortungsvolle Bürgerin gemeldet, weil sie mit ihrem profunden Wissen als ehemalige Finanzministerin weiss, dass die USR III «aus der Balance» ist. *Reto Schrimpf, Zürich*

Nach Lust und Laune

Nr. 3 – «Sex ohne Liebe» von Claudia Schumacher

Als ich diesen Text las, fiel ich in ungläubiges Staunen. Kann das dieselbe Autorin sein, die vor einem Jahr noch reflektiert und einfühlsam über ihre Probleme mit dem Feminismus («Der Reiz, anders zu sein») geschrieben hat? Es ging um das weibliche Geschlecht, das gefühls- und bindungsorientiert, noch mehr als der Mann nach Sicherheit und Geborgenheit sucht. Was ist seither passiert? Jeder einzelne Punkt des «Sex ohne Liebe»-Ratgebers enthält ein Problem, dem durch die Tipps nur vordergründig abgeholfen wird. Schon im Titel findet sich eine Behauptung, die man doch hinterfragen müsste: Sex ohne Liebe – ist das überhaupt eine ernstzunehmende Option? Zudem wird impliziert, Frau solle Mann nach Lust und Laune (ge) brauchen. Aber können und sollen wir andere Menschen benutzen? *Andrea Gehring, Schlattigen*

Wo bleibt der Aufschrei?

Nr. 4 – «Verfolgte Christen, schweigender Papst»; Boris Kálnoky über die Christenverfolgung

Wo bleibt der Aufschrei der christlichen Welt? Unsere Werte zerfransen, während der Islam mit aller Kraft die Christenheit angreift und verdrängt. Was machen wir im täglichen Leben für unseren Glauben? Kirchaustritte zu Tausenden, Konsumismus, Hedonismus, Rückzug ins Private und Entsolidarisierung der Gesellschaft zerstören unsere christlich-europäische Kultur, während das türkische Religionsministerium, Katar und Saudi-Arabien sowie islamische, diffus fundamentalistische Kreise Moscheen und Projekte in der Schweiz und Europa finanzieren. Es geht um die Zukunft des Christentums – tun wir etwas für unsere Werte und unseren Glauben! *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

Zerkratzt und verbeult

Nr. 2 – «Feindbild Autofahrer»;
Titelgeschichte von Christoph Mörgeli,
Alex Baur und Florian Schwab

Für diese Geschichte möchte ich mich bei Ihnen recht herzlich bedanken. Denn erst sie gab mir den entscheidenden Kick, meinen bereits dritten Audi R8 zu verkaufen. Ich habe mit der Zeit immer stärker das Gefühl gehabt, über den Tisch gezogen zu werden. Jetzt freue ich mich auf meinen Ersatzwagen. Der Preis soll unter 10000 Franken liegen, und das Auto darf zerkratzt und verbeult sein. *Libor Stojan, Münsterlingen*

Weltwoche allgemein

Seit längerer Zeit ist ein Trend feststellbar: Praktisch alle grossen Verlagshäuser machen es ihren Lesern immer schwerer, in ihren Online-Ausgaben Leserkommentare zu veröffentlichen. Die Spanne der angewendeten technischen Instrumente reicht dabei von schlichter Zensur und Löschung der Beiträge bis hin zur Zwangsregistrierung durch Angabe von persönlichen Daten. Und in diesem Umfeld streicht nun die *Weltwoche* 2017 in ihrer Printausgabe die Leserbriefe von zwei auf eine Seite zusammen. Ich finde dies sehr enttäuschend. Ich hätte mich gefreut, wenn sie, gleichsam zum Trotz, diesen Bereich gar noch erweitert hätte. *Thomas Staub, Würenlos*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19					20				21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29			30			31		32
33					34	35		36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53									54				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Empfindungsvermögen der sinnlichen Art
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Architekt, man denkt an das Centre Dürrenmatt. 7 Wie Johnny Hallyday die Copains willkommen hiess. 12 Spricht man von einer Heide, dann auch von ihr. 15 Iti-Gebirge in Griechenland, den Römer einst so bekannt. 16 Was Bogota für Kolumbien, ist es für Peru. 17 Lichtquelle als Warnstelle. 18 Mineralische Masse, wird am Rhein zum Städtchen. 19 Bestandteil der ätherischen Öle bei der Petersilie. Ohne Krimi ging sie bei Bill Ramsey nie ins Bett. 20 Ohne Krimi ging sie bei Bill Ramsey nie ins Bett. 22 Für den Anisschnaps muss der Anfang ans Ende. 23 Vorname von 39 waagrecht. 25 Bei ihr ist der Kunde nur kurz König. 27 Eine bewegliche Verbindung, so der Anatom. 30 Steht er dahinter, ist Reformation angesagt. 33 Rein, aber nur ungemischt. 34 Auf eine Frage kommt da eine geheimnisvolle Prognose. 37 Womit wir uns Aufzählungen ersparen. 39 Brite, Politiker: passte zu Bush und Irak-Krieg. 40 Buchstäbliche Urahnin der italienischen Mutter. 42 Liliengewächs, das im Warmen wächst. 45 Mit b ist es besser. 47 Genau besehen ist er ein gemeiner Liebhaber. 48 Danke sagen Schleckmäuler bei dem Schokoladen-Konfekt. 50 Es ist klar zweckgebunden. 51 Für Deutsche auch eine Versorgungsanlage. 52 Mit Blick zurück erinnert der griechische Gott an einen Abend im Tessin. 53 Franzose, für den immer ein bisschen Weihnachten ist. 54 Sie mag es, wenn man sie zupft.

Senkrecht — 1 Auf ihr vom Ladogasee in die Ostsee. 2 Russisch-nepalesischer Schachgrossmeister. 3 Er erhebt sich schwebend. 4 The Who und ihre Rockoper. 5 Darin lässt sich kindlich Winnetou spielen. 6 Folgt darauf ein Zug, nehmen wir ihn automatisch. 8 Er will mit seiner Stimme hoch hinaus. 9 Binden, aber bitte à la française. 10 Alaska, Colville River: Forschungsstelle der USA. 11 Eссо-Slogan anno 1965: wohin der Tiger gehört. 13 Einer wie Dr. Dre oder Ice Cube. 14 Nur die Liebe vermag alle zu lösen, so Tolstoi. 21 Von Wasser umgebenes Land in den USA. 24 Ziemlich verwirrter Onkel. 26 Ein Berg: Da ist er Spitze. 27 Zusammengefasst dann dies. 28 Leghorn: keine Henne sondern britisch für eine italienische Stadt. 29 Das Gras, das sich schliesslich als Kolben zeigt. 31 Gebildete Geliebte, wie sie Alexander der Grosse mochte. 32 Nimmt man richtig Mass, ist es mit Morgen vergleichbar. 35 Basler: militärisch eine Null, kabarettistisch eine Grösse. 36 Touristenwissen: ältester Teil Moskaus. 38 6 ist einer von 18, aber 15 ist keiner von 1475. 41 In etwa asiatische Alpen, nur doppelt so lang. 43 Doktor Schiwago, und wer ihn filmreif machte. 44 Bei fehlenden Rundungen steht sie als Ersatz. 46 Was der Dong für Vietnam ist er für Kambodscha. 49 Nördlicher Inselstaat, der nur noch die Hälfte hat.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 502

	G			M		F	R	O	I	D				H	
K	R	A	K	A	T	A	U		R		A	R	I	D	
L	U	N	A	R		C	H	R	A	E	B	E	L	I	
I	S	S	N		D	E	M	O	K	R	A	T	I	E	
O		C	E	B	I	T		T		G	E	T		U	
	A	H	V		S	T	A	T	I	O	N	E	N		
G	A	E	A		S	E	G	E	N		D	R	O	P	
	R	I	S	S		E	R	N	T	E		R			
I	A	N		A	N	A	N	D		E	R	E	D	E	
K	U	E	S	T	E		T	A	T	E	N	L	O	S	
E		N		I	N	D	E	M		E		A	S	S	
A	N	D	R	E	A		N		R	I	A	L	T	O	

Waagrecht — 3 FROID (franz. f. kalt) 7 KRAKATAU 10 ARID 13 LUNAR 14 CHRAEBELI 17 ISSN 18 DEMOKRATIE 19 CEBIT 20 GET (engl. f. bekommen) 21 AHV 22 STATIONEN 26 GAEA (nach Gaia benannter Asteroid) 27 SEGEN 28 DROP 29 RISS 31 ERNTE 33 IAN (Fleming, erdachte James Bond) 34 ANAND 36 EREDE 39 KUESTE 40 TATENLOS 41 INDEM 42 ASS (kurz f. Aussprachenstörung) 43 ANDREA 44 RIALTO

Senkrecht — 1 GRUS (-s) 2 MAR (port. f. Meer) 3 FACETTE 4 RUHM 5 IRAK 6 HILI (Mehrzahl v. Hilus) 7 KLIO 8 ANSCHEINEND 9 KANEVAS 10 ABAENDERN 11 RETTER 12 DIEU (franz. f. Gott, Gruss adieu) 15 ROTTERDAM 16 ERGO 18 DISS (-ertation) 21 AARAU 23 AGENTEN 24 INN 25 NORDOST 30 SATIE 32 TEEEI 33 IKEA (Ingvar Kamrad gründete Ikea) 35 NENA 37 ELAL (El Al, israel. Fluggesellschaft, bedeutet "nach oben, zu Gott hin") 38 (Espr-)ESSO

Lösungswort — **HIRNGESPINST**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



jura[®]

18!

Herzliche Gratulation zu Deinem fantastischen Comeback, gekrönt vom 5. Triumph an den Australian Open und somit Deinem 18. Grand-Slam-Sieg, Roger!

JURA und Roger Federer – Schweizer Präzision.

www.jura.com